

Konrad Ehlich
Sprache und sprachliches Handeln
Band 1



Konrad Ehlich

Sprache und sprachliches Handeln

Band 1

Pragmatik und Sprachtheorie

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Ⓢ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 978-3-11-019318-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Copyright 2007 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, 10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Satz und Layout: Diana Kühnel, Wencke Borde
Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

Inhalt

Einleitung	1
------------------	---

A Funktionale Pragmatik

A 1 Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse: Ziele und Verfahren	9
A 2 Funktionale Pragmatik – Terme, Themen und Methoden	29
A 3 Pragmatik (Eintrag aus dem Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft)	47

B Sprachtheorie und Pragmatik

B 1 Sprachmittel und Sprachzwecke	55
B 2 Thesen zur Sprechakttheorie	81
B 3 Funktionale Etymologie	87
B 4 Sprache als System versus Sprache als Handlung	101
B 5 Kooperation und sprachliches Handeln	125
B 6 Sprachliches Handeln – Interaktion und sprachliche Strukturen ..	139
B 7 Medium Sprache	151
B 8 Die Entwicklung von Kommunikationstypologien und die Formbestimmtheit des sprachlichen Handelns	167
B 9 Zu den Bereichen Interaktion, Kommunikation, Sprechhandlung (Einträge aus dem Metzler-Lexikon Sprache)	193
B 10 Einige Sprechhandlungen (Einträge aus dem Metzler-Lexikon Sprache)	223
B 11 Kommunikationsanalysen: Bedingungen und Folgen	229

C Kritische Rekonstruktionen

C 1	„Sprach“-Entstehung – sieben Thesen	251
C 2	Analytische Sedimente	263
C 3	Aristoteles, die Sprachphilosophie und die Pragmatik	279
C 4	„Stil“-Übung	299
C 5	Rhetorik und Dialektik der Aufklärung. Erfahrungswiederholung und Wiederholungserfahrung	319
C 6	Native Speaker's Heritage	339
C 7	Die Lust des Linguisten am Spiel – Saussure	353
C 8	Die Vertreibung der Kultur aus der Sprache	379
C 9	Karl Bühler – zwischen Zeichen und Handlung oder: von den Mühen des Entdeckens und seinen Folgen	393
C 10	Sechs Stichworte zu Bühler (Einträge aus dem Metzler-Lexikon Sprache)	415
C 11	Zu den Bereichen Dialog, Konversation, Implikatur, Konversationsmaximen, Rolle, kommunikative Kompetenz (Einträge aus dem Metzler-Lexikon Sprache)	421
C 12	Sprachliche Felder	433
C 13	„Kommunikation“ – Aspekte einer Konzeptkarriere	449
C 14	Vom Nutzen der Funktionalen Pragmatik für die angewandte Linguistik	475
C 15	Thesen zum Verhältnis der Sprachwissenschaft zu Literatur und Literaturwissenschaft	489

Einleitung

Der Verlag Walter de Gruyter hat es unternommen, in drei Bänden eine Reihe von Artikeln einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen, in denen ich im Verlauf meiner wissenschaftlichen Arbeit Beiträge zur Entwicklung einer „Funktionalen Pragmatik“ zu leisten versucht habe. Die „Funktionale Pragmatik“ ist eine Konzeption von Sprache, die sich aus den Neuanfängen der Linguistik in Deutschland zu Beginn der 70er Jahre entwickelt hat. Sie ist das gemeinsame Werk einer Reihe von Linguisten und Linguistinnen, die ähnliche Zielsetzungen verfolgen. Sie eint die Überzeugung, daß das alte Thema „Sprache“ durch die Entwicklung neuer Grundkategorien auf eine interessante und weiterführende Weise behandelt werden kann – und behandelt werden sollte. Mittlerweile ist – beginnend mit den frühen Untersuchungen von Jochen Rehbein und mir – ein breites Feld analytischer, kategorialer und die Grundlagen der Arbeit betreffender theoretischer Analysen entstanden, so vor allem im Werk von Angelika Redder, Ludger Hoffmann, Wilhelm Grieshaber, Kristin Bührig, aber auch dem der folgenden WissenschaftlerInnen-Generation, die ihre theoretischen und empirisch-analytischen Interessen in diesem Arbeitszusammenhang umgesetzt und in ihm realisiert haben. In den zweijährlichen Tagungen zur „Funktionalen Pragmatik“ und ähnlichen Arbeitstreffen findet regelmäßig ein lebendiger Austausch neuer Forschungsergebnisse und eine intensive Diskussion theoretischer Grundlagenfragen statt.

Die Überlegungen, die zur Entwicklung einer „Funktionalen Pragmatik“ führten, wurden wesentlich angeregt von der Rezeption der damals für die deutsche linguistische Situation relativ neuen Erkenntnisse der britischen „ordinary language philosophy“, insbesondere den Analysen John L. Austins und deren US-amerikanischer Zusammenfassung durch John R. Searle. Dieter Wunderlich hatte wesentlichen Anteil daran, daß diese Arbeiten in der deutschen Linguistik nicht nur bekannt, sondern auch Anlaß zu einer intensiven kritischen Rezeption und zu fruchtbarem Weiterdenken wurden. Dieter Wunderlich trug auch dazu bei, daß der in der Linguistik fast vergessene Karl Bühler bei Gelegenheit der Wiederpublikation

seiner „Sprachtheorie“ Beachtung fand (vgl. seine Rezension aus dem Jahr 1969 in *Muttersprache* 79, S. 52–62).

Zunächst war wenig deutlich, daß mit dem Ausdruck „Pragmatik“ eine nicht nur terminologische, sondern eine kategoriale Bestimmung eines ganzen Bündels neuer Fragestellungen und Erkenntnisinteressen erfaßt werden konnte. Gerade die „speech act theory“, wie sie Searle zusammenfassend, aber auch theoretisch z.T. unzureichend vereinfachend, bezeichnete, wurde zunächst keineswegs als „Pragmatik“ verstanden. So wehrte sich Searle noch Mitte der 70er Jahre bei einem Aufenthalt am „Seminar für Allgemeine Sprachwissenschaft“ an der Universität Düsseldorf massiv gegen eine solche Zuordnung. Angesichts der neopositivistischen Nutzung des Ausdrucks „Pragmatik“, wie sie von Charles Morris in seinen „Foundations of the Theory of Signs“ (1938; dt. 1979 „Grundlagen der Zeichentheorie“, übers. v. Jochen Rehbein und Roland Posner) entwickelt wurde, erstaunt dies nicht. Nahm man das Konzept der Pragmatik aber als das, was es von seiner Bezeichnungsqualität her enthält, so zeigte sich schnell, daß die theoretisch-analytische Zusammenfassung, die in der jungen bundesrepublikanischen Linguistik damit vorgenommen wurde, ausgesprochen sinnvoll und erkenntnisfördernd ist.

Für eine kurze Zeit geriet die Pragmatik in das Scheinwerferlicht einer Wissenschaftsöffentlichkeit, die immer auf der Suche nach neuen, „aufregenden“ Theoriebildungen ist. Dies hat ihr bis zur Mitte der 70er Jahre eine gewisse Aufmerksamkeit verschafft, die, in geringerem Maß, auch in die allgemeine Öffentlichkeit ausstrahlte. Doch die Journale der theoretischen Moden veralten so schnell wie alle Journale, das breitere Interesse verlor sich – besonders, als deutlich wurde, daß die Entwicklung der Pragmatik intensive kategorial-kritische wie empirische Arbeit erfordert. Der erhebliche Druck etwa aus dem schulisch-didaktischen Bereich nach „neuen“, verkaufsfördernden Curricula und Lehrwerken knüpfte viel eher an vagen Ergebnishoffnungen und angeblich schnell zu realisierenden Ergebnisversprechungen an, als daß dieser Bereich sich auf die Geduld einzulassen bereit gewesen wäre, die auch für *seine* Zusammenhänge zu substantiellen Erkenntnissen zu führen in der Lage ist.

Die Schnellebigkeit dieses modischen Verschleißes modischer Konzepte war der Weiterentwicklung pragmatischer Fragestellungen nicht gerade förderlich. Die institutionelle Umsetzung der aussichtsreichen Innovationen gelang trotz des starken Ausbaus der deutschen Universitäten, in dessen Spätphase das erwachende pragmatische Interesse fällt, nicht. Die Innovationsträgheit forschungsfördernder Institutionen wirkte hemmend.

Viel von der folgenden Arbeit mußte unter schwierigen, wenn nicht hinderlichen äußeren Bedingungen geleistet und durchgehalten werden. Nicht zuletzt dies ist der Hintergrund dafür, daß eine systematische Darstellung der an den unterschiedlichen Orten und von den verschiedenen Forschern und Forscherinnen geleisteten Arbeit bisher nicht erfolgen konnte.

Ähnliches gilt für meine eigenen Untersuchungen. Die weitere Entwicklung der Theorie und deren Prüfung und Erprobung in der konkreten, empirischen linguistischen Arbeit konnte – jenseits des frühen Systemversuchs von Rehbeins „Komplexem Handeln“ (1977) und der empirisch-theoretischen Analysen in meinen „Verwendungen der Deixis beim sprachlichen Handeln“ (1976/1979) und „Interjektionen“ (1986) – oft nur in Gestalt von einzelnen Aufsätzen vorangetrieben werden, die unterschiedliche Facetten jener Systematik ausarbeiteten. Die Umstände ihrer Entstehung bedeuteten häufig, daß sie an vergleichsweise entlegenen Publikationsorten und in jeweils anderen Publikationskontexten erschienen sind. Die Form des Aufsatzes mit seinen begrenzten Umfängen, gleichzeitig die Notwendigkeit, grundlegende Bestimmungen nicht durch einen einfachen Verweis auf ein systematisches Werk für die Rezeption der Leser leicht zugänglich zu machen, sondern sie in oft knapper, manchmal vielleicht auch zu knapper Form eigens mit einzuführen, boten wenig Gelegenheit, den inneren Zusammenhang der verschiedenen Arbeiten deutlich werden zu lassen. Dieser bestand aber für mein eigenes Arbeiten durchaus. Ich habe die Hoffnung, daß die vorliegende Publikation denen, die sowohl an der jeweils einzelnen Thematik wie an diesem größeren systematischen Zusammenhang interessiert sind, eine Möglichkeit für eine diesem Interesse entsprechende Lektüre bietet.

Die Artikel, die diese drei Bände enthalten, wurden – bis auf geringfügige Adaptionen – in der Form ihrer Erstpublikation aufgenommen. Dadurch sind gelegentliche Überschneidungen bei der kontinuierlichen Lektüre nicht ganz zu vermeiden. Ich bitte die Leser und Leserinnen hier um ihre freundliche Nachsicht. Gleichfalls bitte ich diejenigen Leserinnen und Leser, die sich ganz auf die neue und die neueste Orthographie umgestellt haben, die sie mitentwickelt und propagiert haben, um Nachsicht: Die Texte, deren überwiegende Zahl in der alten Orthographie erstpubliziert wurden, habe ich – bis auf eine Ausnahme – in dieser Form belassen bzw. die wenigen anderen um der Einheitlichkeit willen in diese Form gebracht.

Die drei Bände bilden zentrale Aspekte dessen ab, was für mich die Thematik von „Sprache und sprachlichem Handeln“ ausmacht. Der Band 1 zu „Pragmatik und Sprachtheorie“ enthält grundlegende Arbeiten zur

„Funktionalen Pragmatik“, ihrer Systematik und ihren Forschungsdesideraten. Zugleich enthält er kritische Analysen zu verschiedenen Aspekten der linguistischen Theoriezusammenhänge, die – teils sogar in „sedimentierter“ Form – große Teile des westlichen Denkens über Sprache bestimmen. Diese kritische Durcharbeitung wichtiger Konzeptualisierungen von Sprache ist für die „Funktionale Pragmatik“ von großer Bedeutung. Die unselige Abspaltung der Geschichte von der Gegenwart, die leichthändige Verdrängung von Geschichte in die vermeintliche Irrelevanz des theoretischen Geschäftes, wie sie gegenwärtig für viele Disziplinen und nicht zuletzt für die Linguistik herrschende Meinung und herrschende Praxis ist, erkennt die Realität der Wissensstrukturen jener Objekte, um deren analytisches Erfassen es den Wissenschaften geht.

Band 2 behandelt „Prozeduren des sprachlichen Handelns“. Hier finden sich Arbeiten insbesondere zu deiktischen und operativen Prozeduren, verbunden mit solchen zu den expeditiven Prozeduren. Auch verschiedene prozedurale Analysen zu literarischen Texten sind hier mit aufgenommen.

Band 3 behandelt „Diskurs – Narration – Text – Schrift“. Das Verhältnis dieser vier Bereiche zueinander wie das der Kategorien, die sich in ihnen ausdrücken, ergibt sich für die funktional-pragmatische Analyse aus den Strukturkennzeichen, die Diskurs und Text ausmachen.

Durch die Möglichkeit zur zusammenhängenden Lektüre wird, so hoffe ich, etwas von jener Systematik deutlich, die sich bei meinen Arbeiten zur „Funktionalen Pragmatik“ für mich zunehmend herausgebildet hat. Sie ist nicht „ante analysin“ konstruiert worden, sie hat sich vielmehr aus der analytischen Arbeit im einzelnen entwickelt – und dies vor allem durch die immer neue Konfrontation mit konkreten empirischen sprachlichen Daten. Die „Funktionale Pragmatik“ praktiziert eine reflektierte Empirie, und sie ist historisch-kritisch. Beides ist im heutigen Wissenschaftsbetrieb vergleichsweise selten der Fall. Opportun erscheint es diesem Wissenschaftsbetrieb ohnehin nicht – und sei es auch bloß mit Blick auf die dadurch erforderte intensive kategoriale Reflektion von sprachlichen Phänomenen, historischen Determinationen und kritischer Aufarbeitung der eigenen Voraussetzungen. Ein Lohn solcher Mühe ist das, was etwas altertümlich „Erkenntnis“ heißen kann. Deren Gewinnung bereitet eine Freude, die nicht zuletzt über mancherlei Hürden und Beschwerden gerade auch des universitären Forschungsbetriebes glücklicherweise immer wieder hinweghilft. Vielleicht ist sie für den einen oder anderen Leser, die eine oder andere Leserin ein wenig ansteckend.

Die hier vorgelegten Bände enthalten Beiträge, die aus *meiner* Feder, meiner Schreibmaschine, meinem Computer stammen. Dies steht in der Gefahr, darüber hinweg zu täuschen, daß die Entwicklung der „Funktionalen Pragmatik“ das Ergebnis einer intensiven wissenschaftlichen *Kooperation* ist. Sie betrifft nicht zuletzt jene Zusammenarbeit, die durch glückliche Umstände an der Freien Universität Berlin und an der Universität Düsseldorf in den gemeinsamen Unternehmungen von Jochen Rehbein und mir möglich war, lange freundlich unterstützt von Dieter Wunderlich, der freilich den gemeinsamen Weg dann verließ, um sich anderen theoretischen Interessen zuzuwenden. Die Realität der deutschen Universität hat eine Fortsetzung jener Zusammenarbeit am gleichen Ort und unter gleichen Arbeitsbedingungen leider nicht möglich gemacht, obwohl die Chancen dazu durchaus bestanden hätten, wären sie nur auf entsprechendes Wohlwollen der damaligen „Entscheidungs-(und vor allem Bedenken- und Befürchtungs-)Träger“ gestoßen. Andere Schwerpunkte wurden wichtig und verlangten ihr Recht an Aufmerksamkeit und Arbeitsaufwand. Zugleich freilich ergaben sich die eingangs genannten vielfältigen neuen Arbeitszusammenhänge – auch für die Weiterentwicklung der „Funktionalen Pragmatik“: noch in Düsseldorf im Rahmen des Projekts „Kommunikation in der Schule (KidS)“ und den daraus hervorgegangenen Arbeiten von Angelika Redder und Iris Füssenich; Kooperationen mit Gisela Brünner, die in Dortmund fortgesetzt werden konnten; Möglichkeiten, die „Funktionale Pragmatik“ jenseits der bundesdeutschen Grenzen in den Niederlanden an der sich ausbildenden geisteswissenschaftlichen Fakultät der jetzigen Katholieke Universiteit Brabant bekannt zu machen und in den Arbeiten von Jan ten Thije und Christoph Sauer eigenständige Beiträge dazu zu erleben; vor allem dann aber am Institut für Deutsch als Fremdsprache / Transnationale Germanistik der Universität München intensive Weiterentwicklungen und Umsetzungen in der engen Kooperation mit Angelika Redder und zugleich in der gemeinsamen Arbeit in Dortmund und München mit vielen jüngeren Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen, ihrem wachen Interesse, ihren kritischen Nachfragen und ihren selbständigen Wegen in ein Feld, auf das gerade erst die ersten Schritte unternommen worden sind. Exemplarisch seien hier Gabriele Graefen, Martina Liedke, Stephan Schlickau und Winfried Thielmann genannt.

Aus den aktuellen Arbeitszusammenhängen am Institut für Deutsch als Fremdsprache / Transnationale Germanistik an der Ludwig-Maximilians-Universität München ist das Projekt dieser drei Bände hervorgegangen. Dafür, daß es realisiert werden konnte, habe ich vielfältig zu danken: Diana Kühndel M.A., die mit großer Geduld die Texte erfaßt und elektronisch bearbeitet hat, Nadine Hamburger und Elmar Renner M.A., die Teile

des ersten Korrekturganges bearbeitet haben, Wencke Borde M.A. und Rebekka Mertin M.A., die weitere Korrekturgänge mit großer Ausdauer und starkem Einsatz bewältigt haben. Zudem möchte ich Frau Borde und Frau Kühndel für die Erstellung des Reproskriptes danken. Es ist dies auch der Ort, in diesen Dank all jene Studierenden und Promovierenden einzuschließen, mit denen als „Hilfskräften“ zusammenzuarbeiten ich das Glück hatte. Ihre Arbeit war und ist für meine weit mehr als das, was der ominöse Ausdruck „Hilfskraft“ nahelegt. Es war die beständige Möglichkeit zum diskursiven Bearbeiten von Fragen und zum Entwickeln neuer Fragen, die Möglichkeit des Lernens aus ihrer Kritik und eine solidarische Kooperation – die hoffentlich nicht nur ich, sondern auch sie so empfunden haben. Einen entsprechenden Dank möchte ich auch an dieser Stelle an die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen an den Universitäten Düsseldorf, Dortmund und München richten. Oft erscheint die geisteswissenschaftliche Arbeit als eine solitäre Arbeit, sozusagen der Ort der „Singles“ in der Wissenschaftler-„Gemeinschaft“. Ich habe sie immer anders gesehen, anders erlebt und anders erfahren – eben als ein gemeinsames Unternehmen. Die äußeren Voraussetzungen dafür waren in den letzten vier Jahrzehnten sehr unterschiedlich. Ich hoffe für die deutsche Universität, daß sie in und trotz ihren gegenwärtigen Umstrukturierungen sich die Möglichkeit des wissenschaftlichen Diskurses und die Kooperation einer Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden erhält.

Jedes Buch erfordert im Lauf seiner Herstellung viele textkritische Lektüren. Die Schlußkorrektur hat Gudrun Liedtke übernommen, der ich für diesen ganz besonderen Einsatz ihrer neu gewonnenen freien Zeit auch hier herzlich danke.

Ein besonderes Wort des Dankes gilt schließlich dem Walter de Gruyter Verlag, insbesondere seinem Lektor Dr. Heiko Hartmann. Er hat meine Frage, ob heutzutage ein Vorhaben wie das vorliegende unternehmerisch überhaupt gewagt werden könne, spontan positiv beantwortet, und er hat das Projekt in der Folgezeit beständig mit großer Freundlichkeit und einem stetigen, ermunternden und förderlichen Interesse begleitet, darin durch seine Mitarbeiterin, Frau Susanne Rade, unterstützt, der ich für ihre vielfältige Hilfe gleichfalls herzlich danke.

A

Funktionale Pragmatik

Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse: Ziele und Verfahren

Vorbemerkung

Die folgende kurze Darstellung der von Jochen Rehbein und mir entwickelten Weise, sprachliches Handeln und Sprache zu untersuchen, ist der Versuch, thesenartig wichtige Kennzeichen dieser Sprachanalyse zusammenzufassen und auf den Zusammenhang von Analyseschritten und Resultaten hinzuweisen, der in den einzelnen Texten zum Teil nur im Ergebnis präsent ist. Diese Verfahrensweise bringt es notgedrungen mit sich, daß ein impliziter Verweis auf eine Reihe von Arbeiten erforderlich ist, die an anderer Stelle publiziert sind. Ich habe diese Arbeiten hier nicht im einzelnen aufgeführt. Ebenso erlaubt es der Charakter dieses Artikels nicht, die explizite Diskussion mit Auffassungen von Sprache zu führen, zu denen sich die funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse kritisch verhält. Ich bitte die Leser um Verständnis dafür, daß dies, was wohl am sinnvollsten einmal in der Form einer Monographie erfolgen würde, hier nicht geschehen kann, und um die Geduld des Ergänzens, wo wegen der erforderlichen Kürze nur Andeutungen möglich sind. Auch die Parallelen und Gemeinsamkeiten in Methode und Resultaten mit Analyseweisen, die von zum Teil ähnlichen oder gleichen, zum Teil aber auch von anderen Voraussetzungen und Fragestellungen aus in der neueren pragmatischen und kommunikationstheoretischen Literatur für uns sichtbar geworden sind, von denen wir gelernt haben und die wir in die weitere Entwicklung unserer Analyse einbezogen haben, bleiben hier notgedrungen unbezeichnet – dies bitte ich, nicht als eine Nicht-Anerkennung oder gar Mißachtung anderer Arbeiten mißzuverstehen. Ich denke, daß diese Gefahr im übrigen auch innerhalb der Gruppe von Pragmatikern nicht allzu groß ist, da die Herkunft der unterschiedlichen Arbeitsergebnisse in vielen Fällen eindeutig und gut bekannt sind.

A. Kommunikation, Sprache, Sprachanalyse

1. Der Terminus ‚Kommunikation‘ – vielfältiger Herkunft (vgl. Ehlich 1996) und in seiner Verwendung inzwischen auf verschiedene Disziplinen, aber auch weit in die alltägliche Sprache hinein übertragen – ist theoretisch nicht eindeutig und bedarf der Erläuterung. In der neueren Diskussion ist er vor allem als Vehikel einer speziellen Gesellschaftstheorie prominent geworden, die eine philosophische Grundlegung des menschlichen Handelns gerade aus der Kommunikation heraus zu entwickeln intendiert (Habermas). Hier wird das Verhältnis von Kommunikation, Interaktion und Arbeit thematisiert, und durch eine Auflösung des Zusammenhangs von Arbeit und Interaktion wird die Basis für jenen Fundierungszusammenhang zu legen versucht. Demgegenüber sieht die funktionale Pragmatik eine ihrer wichtigen Aufgaben gerade darin, den engen Zusammenhang von Arbeit, Interaktion und Kommunikation und das systematische Hervorheben der Kommunikation aus den Prozessen von Produktion und Reproduktion zu rekonstruieren. Kommunikation ist eine spezifische Form der Interaktion. Interaktion ist eine wesentliche Erscheinungsweise menschlicher Handlungen. Die kommunikative Qualität menschlicher Aktion widerspricht dem Schein von Solipsismus und Individualismus, der in der theoretischen Bestimmung von Aktion und oft auch von Interaktion auf der Grundlage von gesellschaftlichen Abstraktionsprozessen, die im Resultat getilgt erscheinen, häufig in den Sozialwissenschaften unterstellt wird.

2. Kommunikation ist weiter als Sprache. Kommunikation umfaßt biologisch-anthropologische Aspekte in der Gattungs- und in der individuellen Reproduktion. Sprache tritt in diesen Zusammenhang ein und wird zum sicher wichtigsten Kommunikationsmittel. Alle komplexeren Kommunikationen, insbesondere die, die die gesellschaftliche Organisation des Lebens betreffen, beziehen Sprache ein.

Das System der Sprache ist eine qualitativ veränderte Form der Kommunikation gegenüber dem System der Schreie, das anthropologisch weitgehend determiniert und dessen Anwendung auf bestimmte Teilbereiche der Kommunikation eingeschränkt ist.

Neben dem System der Schreie steht die nonverbale Kommunikation, die freilich schon der Sprache zugehört und ein auf die vokale Sprache teils subsidiär, teils komplementär bezogenes System ist.

Aus dem System der Sprache leitet sich eine spezielle mentale Operationalität ab. Dieser Zusammenhang ist noch immer sehr unzureichend erforscht. Eine Sprachanalyse, die sich von ihm jedoch prinzipiell zu distan-

zieren versucht, verliert einen zentralen Untersuchungsbereich aus dem Blick.

Alle unterschiedlichen Systeme der Kommunikation sind gesellschaftliche Systeme. Dies hat allgemeine und besondere Konsequenzen für die Sprachanalyse, Konsequenzen, von denen die Sprachwissenschaft jedoch weitgehend zu abstrahieren versucht.

3. Die neuere linguistische Forschungsgeschichte stellt sich als ein Prozeß dauernder Einengung dar. „Sprache“ gerät zu einer immer spezielleren Auswahl aus dem Phänomenbereich. Dies determiniert bis heute die meisten Beschäftigungen mit Sprache – und zwar oft auch noch dort, wo eine Überwindung der zuvor gezogenen Grenzen angestrebt wird. Exemplarisch ist die Reduktion bei Saussure vorgenommen worden, der – offenbar ohne sich der Ironie bewußt zu sein, die seiner Operation eignet, – sich ein Objekt „konstituiert“ hat – eine Figur, die sich großer Popularität innerhalb der Linguistik bis heute erfreut. Die Entfernung von der Widerständigkeit des tatsächlichen Objekts ist der Lohn für die Substitution eines Artefakts, die mit dieser Figur erreicht wird.

4. Das vom Linguisten konstituierte Objekt, die „langue“, in der Weise, wie es von der Linguistik aufgenommen wurde (also nicht als psychische Engramme), koinzidiert auf glückliche Weise mit grundlegenden Aspekten der Form, in der die tatsächliche Sprache dem Linguisten entgegentritt. Die linguistische Methode hat nämlich – trotz entgegenlautender Postulate und Deklarationen – bis in die jüngste Zeit hinein literarische Formen von Sprache und nur diese behandelt. Die Linguistik ist in ihrer Verfahrensweise literaturorientiert. Eine methodologische Bestimmung ist so zum Objekt geworden. Die Forschung hat die Idealisierung des Objekts reifiziert und in dieser Reifizierung zugleich ein glückliches Entgegenkommen des Materials erleben können, indem das Material genau als ein derart reifiziertes, als Literatur immer schon vorgelegen hat.

Der zunehmenden Entfremdung vom tatsächlichen Objekt, der Sprache, steht eine zunehmende Präzisierung von Teil- und Detail-Einsichten zu den Teilen und Aspekten von Sprache gegenüber, die im Mittelpunkt der reduktionistischen Sprachauffassungen stehen. Dies ist zunächst das sprachliche Zeichen, dann der Satz gewesen. Beide, Zeichen und Satz, kennzeichnen zwei Etappen in der Forschungsgeschichte dieses Jahrhunderts. So unterschiedlich sie sind: die Verfahren der Etablierung und die Kennzeichen der Begrenztheit sind beiden gemeinsam. Der Übergang vom Zeichen zum Satz ist die nicht eigens reflektierte Ersetzung eines reifizierten Objekts durch ein anderes. Auch die Versuche, über die Begrenzungen hinauszukommen, die für beide Grundkategorien der neueren

Sprachwissenschaft charakteristisch sind, bleiben im allgemeinen ihnen noch immer verhaftet, die sie doch zu kritisieren sich vorgenommen haben. Dies gilt auch für die meisten Konzeptionen zur „linguistischen Pragmatik“.

B. Die Vermittlung sprachlicher und gesellschaftlicher Handlungszwecke

5. Die häufigste Form, in der die Kritik an den Begrenzungen der überkommenen Linguistik geschieht, ist die einer additiven Kompensation für den Verlust des Objekts, der durch die Begrenzungen auf Teilaspekte von Sprache erlitten wird. Ein derartiges additives Programm findet seinen deutlichen Ausdruck in der Wortprägung „Pragmalinguistik“, die ähnlichen Bildungen wie „Sozio-“ oder „Psycholinguistik“ entspricht. In diesen Disziplinen wird auf die Objektreduktionen der Linguistik so reagiert, daß das Fehlende durch eine Hinzufügung von speziellen linguistischen Disziplinen aufgefangen wird, die zu der dann im allgemeinen als „Kern“ verstandenen Disziplin „Linguistik“ hinzutreten. Damit wird die Reduktion prinzipiell akzeptiert; die Addition von nicht zum eigentlichen „Kern“ gehörigen Aspekten wird insbesondere in interdisziplinären Verfahrensweisen angestrebt. Mag dies für Psycho- und Soziolinguistik noch den Schein der Praktikabilität haben, so zeigt sich für die „Pragmalinguistik“ bereits am Fehlen einer entsprechenden allgemeinen „Praxeologie“, deren Umfang der Sozio- oder Psychologie verglichen werden könnte, daß dieses Verfahren nicht umstandslos praktikabel ist.

6. Doch liegen die Schwierigkeiten prinzipieller (im übrigen auch für die Psycho- und Soziolinguistik). Der Reduktionismus der überkommenen Sprachwissenschaft selbst erweist sich bei näherem Zusehen als problematisch. Ein grundsätzlicheres Herangehen ist daher geboten. Ein solches Verfahren thematisiert den Handlungscharakter von Sprache selbst in einer prinzipiellen Weise. Dies bedeutet eine Umkehrung der Fragerichtung. Derartige Schritte sind vor allem von jenseits der Grenzen gemacht worden, die die Sprachwissenschaft sich selbst gesetzt hat. Dies gilt sowohl für anthropologische (Malinowski) wie für philosophische (Wittgenstein), für soziologische (Garfinkel) wie für allgemein handlungstheoretische (Austin) Zugänge. Gleichwohl bleiben, wie gesagt, auch die meisten dieser neuen Analysen von Sprache tiefgreifend und unterschwellig dem von ihnen Kritisierten verhaftet. Dies zeigt sich in der Aporetik der Wittgensteinschen Schriften vielleicht in der deutlichsten und dramatischsten Form.

7. Auch diejenige Konzeption, die zu den wichtigsten Anstößen für eine neue Erfassung der sprachlichen Wirklichkeit gehört, die „speech act theory“, insbesondere in der Gestalt, die J.R. Searle ihr gegeben hat, ist in diesen Zusammenhang eingebunden. In ihr wird die Handlungscharakteristik des sprachlichen Handelns zurückprojiziert auf den Satz. Dieser wird als eine Einheit angesehen, die – im Idealfall – alle Kennzeichen des sprachlichen Handelns unmittelbar an sich selbst trägt. Dies wird besonders deutlich am Konzept der performativen Formel, die als Realisierung des Handlungscharakters in der Satzform selbst erscheint.

Doch bereits die Notwendigkeit, bei der Behandlung der für das Gelingen der Handlung zu erfüllenden „Bedingungen“ auf eine Reihe von nicht-sententiellen Aspekten einzugehen, verweist darauf, daß diese Projektion des nicht Bekannten in das der Linguistik vermeintlich Bekannte problematisch bleibt. Doch werden daraus keine reflektierenden Konsequenzen für die Grundvoraussetzungen der Analyse gezogen, sondern in spezifischen Reduktionsschritten wird versucht, über die Projektion der Bestimmungen auf den Satz die Ankopplung an die überkommene Grammatik und an die Logik zu ermöglichen.

Die bleibende Begrenzung auf den Satz ist m.E. auch dafür verantwortlich, in welcher reduzierten Weise der Hörer oder Adressat der sprachlichen Handlung des Sprechers in die Analyse eingeht, nämlich nur dort, wo er für die satzzentrierte Analyse des Glückens von „speech acts“ unumgänglich ist. Die unglückliche der „speech act theory“-Kategorien, der „perlokutive Akt“, ist Opfer und Ausdruck dieser Problematik.

8. Pragmatik als Handlungslehre ist a limine auf Kommunikation als einen zentralen Zweckbereich sprachlichen Handelns bezogen. Sprachliches Handeln ist Sprecher-Hörer-Interaktion. Die Bedeutung des Hörers ist zunächst zentral für eine sehr elementare Form der Kooperation, nämlich diejenige, die realisiert werden muß, damit überhaupt eine Kommunikation zustande kommt. Diese Kooperation ist als elementare in der Praxis des alltäglichen Handelns unscheinbar. Es ist besonders die „conversation analysis“, die eine Reihe derartiger Kooperationsformen untersucht hat. Diese elementare Kooperation ist operativ; das bedeutet: sie ist auf die Abwicklung des sprachlichen Handelns in einem technischen Sinn bezogen. Sie konkretisiert sich in einer Anzahl „sprachlicher Apparate“. Dazu zählen als wichtigste der „turn-Apparat“, durch den die Verteilung von Sprecher- und Hörschaft in der Kommunikation geregelt wird, und der „Reparatur-Apparat“, mit dessen Hilfe Störungen in der Abwicklung der Kommunikation bearbeitet werden. Wahrscheinlich gibt es weitere solche Apparate. Die sprachlichen Apparate haben im übrigen zum Teil sehr spezifische sprachliche Ausdrucksformen gefunden.

9. Die Interaktion zwischen Sprecher und Hörer als eine tatsächliche gemeinsame Handlung und Handlungsfolge zwischen zwei oder mehr Interaktanten kulminiert in der Kategorie des Zweckes der sprachlichen Handlung (bzw. des Zweckes der sprachlichen Handlungsfolge).

Die Kategorie des Zweckes ist eine Kategorie, die – nach einer sehr wechsellvollen Geschichte – gegenwärtig weithin als philosophisch und insbesondere als soziologisch diskreditiert erscheint. Finale Kategorien, teleologische Kategorien und insbesondere eben die Kategorie „Zweck“ unterliegen einem permanenten Verdikt, das, noch mehr als es ausgesprochen, stillschweigend praktiziert wird. In einer Gesellschaft, die sich ihrer eigenen Dauer gewiß, die ihres eigenen Ursprungs nicht eingedenk und die darauf verpflichtet ist, die Naturwüchsigkeit ihrer hinter dem Rücken ihrer Aktanten „sich ereignenden“ Reproduktion als Grundgegebenheit selbstverständlich zu unterstellen, sind auch diejenigen Kategorien, deren historische Herausbildung für die Herstellung eben dieser Gesellschaft unumgänglich und mit ihr aufs engste verbunden war, obsolet. Man meint, über die Zwecke hinaus zu sein, und man meint, Wissenschaftlichkeit sei gerade dann erreicht, wenn etwas als „zweck-los“ erklärt ist. Wenn man für die Sprachanalyse so verfährt, verfehlt man aber gerade die zentralen Kategorien für das, was sprachliches Handeln ist. „Handeln“ wird reduziert auf „Verhalten“. Allenfalls sekundär wird derartigem „Verhalten“ dann mit der „Intention“ soviel aus dem, was mit der Kategorie „Zweck“ analytisch erfaßt wird, attribuiert, daß das Auseinanderklaffen zwischen sprachlicher Wirklichkeit und bereits im alltäglichen Bewußtsein niedergelegter Erkenntnis über sie einerseits, dem „wissenschaftlich“ Zulässigen andererseits nicht allzu manifest und damit bearbeitungsbedürftig wird.

10. Die zentrale Bedeutung des Zweckes für die sprachliche Handlung erfordert, seinen Stellenwert analytisch angemessen aufzunehmen. Der Zweck einer Handlung ist nicht etwas, was als theoretisches addendum lediglich post analysin, im nachhinein supplementiert werden kann. Vielmehr ist die Aufgabe gerade, den Zweck in seiner das sprachliche Handeln leitenden Bedeutung derart analytisch aufzunehmen, daß ihm ein zentraler Stellenwert bei der Rekonstruktion des sprachlichen Handelns eingeräumt wird.

Dies geschieht in der Kategorie des ‚Musters‘. Muster sind Organisationsformen des sprachlichen Handelns. Als solche sind sie gesellschaftliche Strukturen, die der Bearbeitung von gesellschaftlich rekurrenten Konstellationen dienen. Insofern sind Muster Abbildungen gesellschaftlicher Verhältnisse in sprachlichen Formen. Das einzelne menschliche Handeln realisiert allgemeine Handlungsstrukturen. Die sprachlichen Handlungs-

formen sind ein wesentlicher Teilbereich dieser allgemeinen Handlungsstrukturen. Viele Muster des sprachlichen Handelns übergreifen einzelne gesellschaftliche Formationen. Daraus ergibt sich der Schein ihrer Universalität.

Muster sind Tiefenkatgorien. Die konkreten sprachlichen Oberflächen werden erzeugt, indem Musterstrukturen realisiert werden. Zwischen Tiefe und Oberfläche bestehen komplexe Vermittlungsverhältnisse, was die linguistische Analyse überhaupt erst erforderlich macht. Wären die Oberflächen in sich bereits der vollständige Bedingungsbereich für ihre Erkenntnis, reichte für das Verständnis von Sprache das bloße Hinsehen bzw. Hinhören aus.

Der Ausdruck ‚Muster‘ wird in der Alltagssprache sehr unterschiedlich verwendet. Es ist die inhaltliche Bestimmung, auf die es uns bei seinem wissenschaftlichen Gebrauch ankommt. Auch der Ausdruck ‚Schema‘ könnte verwendet werden. Hier – wie oft in wissenschaftlichen Terminologien – sind die einzelnen Ausdrücke sehr mannigfaltig besetzt, was gerade bei einer recht naturwüchsigen Terminologiebildung zu teilweise erheblichen Mißverständnissen Anlaß gibt.

Offenbar wird der Ausdruck ‚Muster‘ häufig in eine direkte Beziehung zu ‚Regeln‘ gesetzt. Es bestehen zwar Beziehungen zwischen Mustern und Regeln, aber diese Beziehungen sind sehr komplex. Die Kategorie ‚Regel‘ ist nach meinem Verständnis eine abgeleitete, die häufig als „minimale Metapher“ in der alltäglichen Wissenschaftssprache verwendet wird. Eine Basiskategorie für die linguistische Analyse ist, soweit ich es gegenwärtig sehe, ‚Regel‘ nicht. Vielmehr fallen in ihr auf eine komplexe Weise deskriptive und analytische Aspekte unterschiedlichsten Stellenwerts zusammen. Häufig fungiert der Ausdruck zugleich als Zusammenfassung von Regularität und Regel im engeren Sinn. Eine eigene Untersuchung der Rolle, die der Terminus ‚Regel‘ in der neueren Linguistik-Organisation spielt, könnte über diese Zusammenhänge möglicherweise genaueren Aufschluß geben.

Eine Analyse, die sich die Rekonstruktion sprachlicher Handlungsmuster zur Aufgabe setzt, sieht sich häufiger dem – versteckt oder offen gemachten – Vorwurf gegenüber, die Anerkennung von Mustern für die Realität des sprachlichen Handelns bedeute, daß dieses Handeln einem Zwang unterstellt werde, wo doch die Freiheit des „Konstituierens“ oder des „Aushandelns“ walte. Dieser Vorwurf ist in einer doppelten Weise eigenartig: einerseits vertauscht er die Sache und ihre Analyse (und dies interessanterweise so, daß er eben die Willkürlichkeit für die Analyse als dezisionistische Option unterstellt, die er in der Sache postuliert); andererseits mißverstehet er entscheidend den Charakter dessen, was in langer gattungsgeschichtlicher Arbeit herausgearbeitet und damit der jeweils

lebenden Generation zur Verfügung gestellt ist. Gesellschaftliche Handlungsmuster sind gerade anthropologische Ermöglichungen menschlichen Handelns und damit von Freiheit. Ein derartiges Mißverständnis, dessen Eklatanz deutlich ist, aber nicht zur Kenntnis genommen wird, fordert in sich selbst dazu auf, nach den gesellschaftlichen Gründen zu fragen, die es bedingen.

Über die Menge der in einer konkreten Sprache zu einer bestimmten Zeit bestehenden sprachlichen Handlungsmuster ist vor deren konkreter Analyse schwer etwas auszumachen. Die Rekonstruktion einzelner Muster erfordert reflektiert-empirische Detailarbeit, die in einem Wechselprozeß von Materialanalyse und kategorialer Reflexion erfolgt. (Für Beispiele solcher Analysen möchte ich hier auf Ehlich/Rehbein 1986 verweisen.)

Eine mögliche Darstellungsform für Muster sind Ablaufdiagramme. In ihnen hat auch der mentale Bereich der beteiligten Interaktanten seinen systematischen Stellenwert zu finden. Die spezifische Relation zwischen mentalen und aktionalen bzw. interaktionalen Aspekten des Handelns ist von großer Bedeutung.

Für die Muster gibt es ein Musterwissen. Dieses Wissen erarbeitet sich das Kind im Prozeß des Spracherwerbs. Der Aneignungsprozeß ist kompliziert, und seinem Resultat, der tatsächlichen Beherrschung des Musters in der konkreten Interaktion, gehen viele Aneignungsschritte voraus, in denen einzelne Elemente des Musters probeweise und spielerisch realisiert werden. So kann das Kind etwa das Handlungsmuster *Versprechen* zunächst so aneignen, daß es lediglich eine *Assertion* über eine eigene zukünftige Handlung macht, die für die Bezugsperson angenehm ist, um die unmittelbare positive Reaktion der Bezugsperson zu erfahren – ohne doch zu wissen, daß diese positive Reaktion antizipativ auf die später zu realisierende Handlung bezogen war und ohne sich des Verpflichtungscharakters der eigenen Assertion für die Zukunft schon bewußt zu sein. Die zukünftige Handlung kann leicht unterbleiben. Es bedarf dann recht komplexer Interaktionsprozesse – und auf seiten der Bezugsperson jener erstaunlichen didaktischen Geduld, die Mütter und Väter aufbringen –, bis das Kind konkret in seiner eigenen Erfahrung realisiert hat, daß dieses Handlungsmuster seinen Zweck lediglich in der Realisierung der zukünftigen Handlung trägt und daß alle Schritte, die ihr vorausliegen, sozusagen „Kredit“ auf das Halten des *Versprechens* sind.

Das Musterwissen ist bisher kaum erforscht worden – nicht zuletzt, weil die Disziplin der Psychologie sich in ihrer behavioristischen Variante von derartigen analytischen Aufgaben geradezu prinzipiell entbunden hatte.

11. Für eine Reihe von Mustern ist charakteristisch, daß sprachliche und nicht-sprachliche Formen der Interaktion in einer jeweils spezifischen Weise verbunden sind. Dies gilt z.B. für die *Bitte*, deren Zweck sich in der Realisierung häufig nicht-sprachlicher Handlungen konkretisiert.

Nur wenige sprachliche Handlungen sind rein sprachlich, d.h. nur wenige Muster haben ihren Zweck allein im sprachlichen Bereich. Diese sind jedoch in offenbar vielen Sprachsystemen durch elementare sprachliche Ausdrucksmittel besonders herausgehoben. Das gilt vor allem für die *Assertion* und die *Frage*. Aus der Salienz dieser Muster, die sich aufgrund ihrer besonderen sprachlichen Formbestimmtheit ergibt, resultiert der Schein, daß sie den Kernbereich von Sprache ausmachen, ein Schein, dem die Linguistik in ihrer Geschichte derart entsprochen hat, daß die *Assertion* zur eigentlichen Grundkategorie gemacht wurde und die *Frage* zu ihrer wichtigsten Transformation.

12. Für die Analyse des sprachlichen Handelns ist die Kategorie der ‚Sprechsituation‘ wichtig geworden. Hinsichtlich dieser Kategorie ist nun freilich zwischen ihrem Verständnis als abstrakter und als konkreter Elementarform zu unterscheiden. Als konkrete Elementarform wird sie zur Basiskategorie in einer Reihe von psychologischen, insbesondere von vulgärpsychologischen Konzeptionen, die als Hier-, Jetzt- und vor allen Dingen als Ich-Theorien dem sprechenden Individuum eine Mittelpunkt-position zuweisen, die von ihm um so lieber gehört wird, als sie ihm in der gesellschaftlichen Realität nur allzu offensichtlich abgeht.

Auch in der Linguistik findet sich ein derartiges Verfahren, indem ‚Sprechsituation‘ zu der Kategorie wird, mittels derer die oben (§ 5) beschriebene additive Supplementierung der überkommenen Analyse betrieben wird.

Demgegenüber ist ‚Sprechsituation‘ als abstrakte Elementarform vor allem von Bühler theoretisch ermittelt worden.

Hier wird Sprechsituation als eine analytische Kategorie im strengen Sinn gefaßt, deren Bestimmung aus den elementaren raumzeitlichen Bestimmtheiten des sprachlichen Handelns selbst entwickelt wird.

In diesem Sinn ist auch diese Kategorie nicht einfach an der Oberfläche sprachlichen Handelns ablesbar. Gerade das soll aber offenbar häufig das sein, was die Kategorie in der Analyse zu leisten hat. Eine derartige Verwechslung ist die Grundlage zahlreicher Applikationsversuche, zahlreicher „Sprechakttypologien“, auf reale oder auch nur theatralische Sprache. Derartige Unternehmungen scheitern dann häufig – mit der Folge, daß man anschließend die Fragestellung als ganze für gescheitert erklärt.

13. Sprachliche Handlungen realisieren sich in der kommunikativen Wirklichkeit in einer jeweils spezifischen Kombinatorik von Sprechsituationen. Die Unterscheidung von Oberfläche und systematischer Beziehung bedarf einer eigenen terminologischen Differenzierung. Die Oberfläche stellt sich dar als bloße *Abfolge* von in der Zeit distinkten Handlungen. In der Tiefe hingegen sind unterschiedliche *Muster* und unterschiedliche Musterfolgen auszumachen. Es ist also auch hier zu unterscheiden zwischen der oberflächigen Abfolgebeziehung, die mit der zeitlichen Erstreckung des sprachlichen Handelns fundamental verknüpft ist, und dem inneren Zusammenhang sprachlicher Handlungen, bezogen auf jeweils spezifische Zwecke. Indem die Oberflächenabfolgen durch die Musterstrukturen nicht vollständig determiniert sind, ergeben sich – systematisch gesehen – z.B. Möglichkeiten der Repetition bestimmter Musterpositionen. Andererseits ergeben sich Möglichkeiten der Musterkombination und der Musterintegration, d.h. der Einbeziehung einzelner Muster in komplexere. Solche Kombinationen und Interaktionen sind über die Relationsbestimmung zwischen den einzelnen Mustern eignenden Zwecken zu rekonstruieren.

Hinsichtlich der Kombinatorik von Sprechsituationen sind zwei grundlegende Formen zu unterscheiden, die über die Anwesenheit oder Abwesenheit eines systematisch bedingten turn-Wechsels bestimmt sind. Wenn der turn in einer systematischen, von der Musterstruktur bedingten Weise wechselt, liegt eine Sprechhandlungssequenz vor. (Dieser Ausdruck wird hier also in einem strengen terminologischen Sinn gebraucht, nicht, wie das in der Literatur häufiger geschieht, als Bezeichnung dafür, daß überhaupt eine Abfolge sprachlicher Handlungen vorliegt.) Findet sich ein solcher turn-Wechsel nicht, so handelt es sich um eine Sprechhandlungsverkettung. Soweit ich gegenwärtig sehe, ist diese Unterscheidung grundlegend für eine systematisch entwickelte Diskurs- und Texttypologie, Sprechhandlungssequenzen sind z.B. das komplexe Muster *Frage – Antwort*, das *Rätselraten*, das *Instruieren*, sofern es sprachlich ist. Sprechhandlungsverkettungen sind etwa *Vorträge*, viele *Proklamationen*, und vor allen Dingen gehören zu Verkettungen viele Formen dessen, was wir unter „Literatur“ verstehen.

14. Eine wesentliche Weise, in der sich sprachliche Handlungen spezifisch verbinden, ist der Diskurs. Diskurse verstehe ich als über den Zusammenhang von Zwecken konstituierte Musterfolgen, die sich an der sprachlichen Oberfläche als Abfolge sprachlicher Handlungen darstellen. Über die jeweiligen Zweckzusammenhänge ist bisher sehr wenig bekannt. Dies hat mit der Satzcentriertheit der Linguistik zu tun.

(Terminologisch unterscheidet sich meine Verwendung des Ausdrucks ‚Diskurs‘ sowohl von der französischen des ‚discours‘ wie von der Haber-

masschen. Die englische „discourse-analysis“ berührt sich in einer Reihe von konkreten Analysen mit dem hier vorgetragenen Diskursverständnis, ohne daß freilich die theoretischen Ableitungszusammenhänge bisher in ihren konkreten Nähen und Abständen beschrieben worden wären. Die amerikanische Gebrauchsweise des Ausdrucks ‚discourse‘ im Sinne des in § 15 zu charakterisierenden pauschalen Verständnisses von ‚Text‘ bleibt den Phänomenen völlig äußerlich und ist schon in den anderen genannten drei Verwendungsweisen faktisch kritisiert.)

15. Außer in Diskursen realisiert und konkretisiert sich sprachliches Handeln als Text. Auch dieser Ausdruck wird hier in einem spezifischen Sinn verwendet. Die Kategorie ‚Text‘ ist ja in einer sehr eigenen Weise zu einem Vehikel geworden, um die Defizienzen der überkommenen Objekteingrenzungen in der Sprachwissenschaft zu überwinden. Meist versteht man dann unter Text die Kombination von mindestens zwei Sätzen. Diese sehr einfache Bestimmung, deren Verdienst doch der gewesen ist, auf die Limitation der Satzlinguistik aufmerksam zu machen, bleibt aber unbefriedigend, wenn es darum geht, auch den Text im Zusammenhang des sprachlichen Handelns zu verstehen. Der Text bietet dafür besondere Schwierigkeiten. Während nämlich der Diskurs über die Kombinatorik von Sprechsituationen verstanden werden kann, sperrt sich der Text gegenüber dieser Elementarkategorie.

Dieses Problem wird insbesondere dann manifest, wenn auch historische Fragestellungen in die Systematik mit einbezogen werden, indem man etwa eine Sozialgeschichte der Texte anstrebt. Das ist für eine Theorie sprachlichen Handelns nach meinem Verständnis unumgänglich, soll sie nicht zu einem lokal und zeitlich ethnozentrischen Unternehmen werden.

Aus der heutigen Sicht sind wir es gewohnt, Texte mit Schriftlichkeit in Verbindung zu setzen. Dies ist jedoch nicht notwendig. Es gibt vorliterale Kulturen, die über Texte verfügen, ohne daß – das sie kennzeichnende Adjektiv sagt es – ihnen ein Schriftsystem zur Verfügung stünde.

Betrachtet man den Text als spezifisches Phänomen sprachlichen Handelns, so ist der Text gekennzeichnet dadurch, daß die Sprechhandlung, der er zugehört, zerdehnt ist. Diese Sprechhandlungszerdehnung bedeutet, daß die Elementarkategorie ‚Sprechsituation‘ in ihr selbst transzendiert wird. Die Sprechhandlungszerdehnung ergibt sich aus einem spezifischen Zweckbereich, nämlich dem der Überlieferung. ‚Überlieferung‘ ist dabei wiederum als theoretischer Terminus verstanden. Sie realisiert sich in einer Vielzahl unterschiedlicher Handlungsformen, die sich aus der unterschiedlichen Charakteristik der Distanzen und ihrer Überwindung ergeben. Dies setzt sich um in eine ganze Typologie von sehr unterschiedlichen Formen sprachlichen Handelns. Dazu gehören sowohl

intramentale Verarbeitungen und Speicherungen, wie das Institut des Boten, die Fülle von Textarten in einer Gesellschaft, wie schließlich das, was im alltäglichen Verständnis die „Überlieferung“ heißt.

16. Die unterschiedlichen sprachlichen Formen, von denen gesprochen wurde, sind ihrerseits konkrete Vermittlungen von Sprache und Gesellschaft. Wenn ich hier den Ausdruck ‚Vermittlung‘ verwende, so meine ich dies in einem präzisen Sinn, nicht in dem pauschalisierenden, daß „alles irgendwie zusammenhängt“. Die Präzision setzt sich um als methodische Anforderung und analytische Aufgabe, daß man nämlich die einzelnen Vermittlungsschritte tatsächlich konkret zu analysieren hat.

Für diese Rekonstruktionsaufgabe wird die Kategorie der ‚Institution‘ von erheblicher Bedeutung, denn sie bezieht sich auf Vermittlungen der Zweckbereiche von Sprache und Gesellschaft. Institutionen charakterisieren einen großen Teil dessen, wie wir und wo wir sprachlich handeln. Institutionen sind – mit einem Wort Althusser – „gesellschaftliche Apparate“ zur Prozessierung der gesellschaftlichen Zwecke. Indem sie das sind, bilden sie selbst Vermittlungsglieder der allgemeinen Bestimmung einer Gesellschaft hin in die Konkretheit des gesellschaftlichen Handelns, d.h. des Handelns der gesellschaftlichen Interaktanten.

Verschiedene Institutionen erscheinen formationsübergreifend. Diese Aussage gilt selbstverständlich nicht für die Konkretisierungen, in denen sich die formationellen Veränderungen zum Teil recht direkt abbilden, sondern in der abstrakten Bestimmung. Der formationsübergreifende Charakter von Institutionen liegt den verschiedenen Versuchen zugrunde, Institutionen als gesellschaftliche Grundkategorien zu bestimmen. Die analytischen Aufgaben, die sich der Gesellschaftstheorie hier stellen, sind bisher sehr wenig angegangen worden. Die Geschichte der Institutionen ist schwieriger zu schreiben als die Analyse einzelner Gesellschaftsformationen. Sie setzt deren Analyse, systematisch gesehen, immer schon voraus. Die Adaptierung der Institutionen an die jeweiligen gesellschaftlichen Zwecke bedarf daher intensiver Forschung, um rekonstruiert zu werden. Der gleichfalls formationsübergreifende Charakter vieler sprachlicher Handlungen ist in diesem Zusammenhang eigens zu sehen und analytisch ernst zu nehmen. (Dieser Aspekt ist in Stalins Sprachschrift implizit diskutiert.)

Die Analyse sprachlichen Handelns in der Gesellschaft, die die Vermittlung von Sprache und Gesellschaft zu rekonstruieren trachtet, konkretisiert sich also weiterhin als Analyse von Kommunikation in Institutionen. Dies bedeutet einerseits, die Herausbildung sprachlicher Handlungsmuster in spezifischen gesellschaftlichen Formationen zu untersuchen, wie

andererseits ihre Adaptierung im Zusammenhang mit der Umwandlung gesellschaftlicher Prozesse an neue Zwecke.

Eine ähnliche Aufgabe stellt sich für die Untersuchung des institutionellen Handelns einzelner Aktanten, indem auch hier jeweils spezifische Adaptierungsprozesse geschehen, in denen die einzelnen Mitglieder der jeweils neuen Generation sich institutionsadäquates Handeln erarbeiten. Ein Beispiel ist etwa die Frage, wie ein Kind lernt, in der Institution Schule adäquat zu kommunizieren. Dies geschieht, außer so, daß das Kind neue sprachliche Handlungsmuster erwirbt, auch so, daß es bereits früher erworbene Muster in einer neuen Weise zu gebrauchen lernt – ja, lernen muß, denn die institutionelle Inanspruchnahme dieser Muster bedeutet oft, daß sie „gegen den Zweck“ verwendet, ja, daß sie zerbrochen werden. Diese eigenartige Subsumption sprachlicher Handlungsmuster unter Institutionen ergibt sich häufig aus den Widersprüchlichkeiten und der widersprüchlichen Zusammennahme von nicht kompatiblen Zwecken, wie sie für die Realität gesellschaftlichen Handelns nur allzu oft kennzeichnend ist.

C. Die Vermittlung von sprachlicher Form und sprachlicher Aktivität

17. Ist die Analyse der Vermittlung von sprachlichen und gesellschaftlichen Handlungszwecken bisher kaum geleistet, ja, auch als Aufgabe in der linguistischen Pragmatik noch kaum gesehen, so gelten ähnliche Einschränkungen auch für die Vermittlung sprachlichen Handelns und sprachlicher Formen. Das Verhältnis linguistisch-pragmatischer Kategorien und konkreter realer sprachlicher Formen ist trotz der intensiven linguistischen Bemühungen und der reichen Traditionsbestände wenig bekannt. Ein Grund dafür liegt nach meinem Verständnis in einer zu einfachen Erwartung im Blick auf dieses Verhältnis. Man erwartet nämlich nur allzu oft eine Direktheit, in der die pragmatischen Kategorien sich innerhalb sprachlicher Erscheinungen niederschlagen sollen. Die Geschichte der linguistischen Pragmatik zeigt, daß diese Disziplin immer dort erfolgreich gewesen ist, wo derartige Unmittelbarkeiten an der sprachlichen Oberfläche vermeintlich identifiziert wurden: in der performativen Formel, im Negationsverhalten für Präsuppositionen und in Verwendungseigenheiten des deiktischen Systems. Überall dort jedoch, wo solche Unmittelbarkeiten nicht auffielen, hat man auf eine pragmatische Analyse verzichtet – so daß mittlerweile offenbar bei einer Reihe von früher in der Pragmatik führenden Vertretern dieser Disziplin der Eindruck einer Satu-

riertheit des theoretischen Bemühens und damit wohl verbunden, eine Abkehr zu anderen Fragestellungen zu beobachten ist.

Was dabei nicht gesehen wird, ist einerseits, daß auch hier systematische Vermittlungskategorien zu vermuten und analytisch anzustreben sind, ist andererseits, daß die Verhältnisse von Form und Funktion sich nur um den Preis der analytischen Blindheit gegenüber dem je anderen in Richtung auf die Verabsolutierung einer Seite simplifizieren lassen. Besonders die Verabsolutierung der formalen Aspekte von Sprache beherrschte die Linguistik des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts.

Das Auffinden systematischer Vermittlungskategorien ist nun nicht in abstrakter Deduktion zu leisten, sondern nur in beständiger Wechselwirkung von analytischer Konkretion und theoretisch reflektierter Bestimmung.

18. Ein wesentlicher Aspekt dieser Vermittlung bezieht sich auf das Verhältnis von Sprechhandlung einerseits und Einheiten, die kleiner sind als Sprechhandlungen, andererseits. Dabei ist der Ausdruck ‚kleiner‘ eine unzureichende Alltagssprachliche Bestimmung. Diese Einheiten gehen vielmehr in jeweils spezifischer Weise in Sprechhandlungen ein, die es im einzelnen zu bestimmen gilt.

In der Bestimmung von illokutivem Akt, propositionalem Akt und Äußerungsakt hat Searle meines Erachtens eine glückliche Einteilung vorgenommen, die analytisch relativ weit trägt. Allerdings verschenkt er einen wesentlichen Teil der Einsicht wieder, indem er den Ausdruck ‚act‘ gleichförmig auf alle von ihm beschriebenen Arten sprachlicher Tätigkeit überträgt. Meines Erachtens kommt es gerade darauf an, die jeweilige Spezifik unterschiedlicher Typen von Tätigkeiten herauszuarbeiten. Akte unterscheiden sich von Handlungen. Sprechhandlungen kommen z.B. als solche isoliert vor, Akte nicht. Sie sind von vornherein im allgemeinen abstrakte Größen, und erst das raumzeitlich zusammenfallende Realisieren des illokutiven, des propositionalen und des Äußerungsaktes ist die Realisierung dessen, was eine Sprechhandlung ausmacht und was sie als solche in der Kommunikation erkennbar werden läßt. (Selbstverständlich gibt es auch hier, wie häufig, „Ausnahmen“, etwa das *Rezitieren* ohne Sinn und Verstand, in dem lediglich noch der Äußerungsakt präsent – und dann auch als isolierter an der Oberfläche des sprachlichen Handelns sichtbar ist. Im übrigen sind solche „Ausnahmen“ mit diesem Ausdruck nicht wirklich analytisch gekennzeichnet: vielmehr handelt es sich hierbei um abgeleitete Fälle, deren Ableitungszusammenhang im einzelnen angegeben werden kann.)

19. Während über die eben genannten Akte relativ viel bekannt ist, ist kaum etwas bekannt über Einheiten, die – systematisch gesehen – darunter liegen. Ich nenne solche Einheiten „Prozeduren“. In diesen Einheiten wird, so meine ich, die Verbindung zu traditionell analysierten sprachlichen Formen deutlicher. Exemplarisch für die pragmatische Analyse einer solchen Prozedur sind die Bestimmungen der deiktischen Prozedur. Ich knüpfe hier an den Bühlerschen Bestimmungen zur Feldcharakteristik sprachlicher Ausdrücke an. Bühler hat bekanntlich vom „Symbolfeld“ ein „Zeigfeld“ systematisch unterschieden. Diese Unterscheidung ist sicher eines der größten Verdienste seiner „Sprachtheorie“. Bühlers Analyse ist jedoch mit einer schwerwiegenden Unentschiedenheit belastet: während er faktisch eine handlungszentrierte Analyse initiiert – und für die Entfaltung seines Gedankens benötigt –, bleibt er weithin zeichenzentriert.

Erst wenn man die von Bühler thematisierten Bereiche konsequent und in systematischer Weise auf das sprachliche Handeln bezieht, wird deutlich, daß diesen Feldcharakteristiken ganz unterschiedliche Typen von Prozeduren entsprechen, die deiktische Prozedur einerseits, die bezeichnende Prozedur andererseits. (Aus Raumgründen kann eine inhaltliche Kennzeichnung der Prozeduren hier leider nicht erfolgen. Ich verweise dafür auf Ehlich (1979) sowie auf Ehlich (2007, Bd. 2).)

Neben diesen beiden Feldern, so hat sich herausgestellt, gibt es mindestens ein weiteres Feld, das Lenkfeld. Es ist bezogen auf die expeditiv Prozedur. Diesem Feld gehören vor allem eine Gruppe von im wörtlichen Sinn „kleinen“, wenn auch keineswegs unwichtigen Ausdrücken an, die traditionelle Randbereiche der grammatischen Analyse darstellen, nämlich die sogenannten Interjektionen. Eine genauere Untersuchung erweist zudem, daß weitere Randbereiche, die jeder traditionellen Grammatik große Einordnungsmühen gemacht und ihnen gegenüber sich letztlich resistent erwiesen haben, ihren systematischen Ort im Lenkfeld haben, nämlich der Imperativ und der Vokativ.

Die sprachlichen Realisierungen der Ausdrucksmittel, die den verschiedenen Feldern zugehören und in den jeweiligen Prozeduren zur Erreichung spezifischer Zwecke eingesetzt werden, sind in jeder Einzelsprache spezifisch und können in eigenen Einheiten, in Morphemen, in Positionsvariationen (z.B. Satzformen unterschiedlichen Typs) und auf andere Weise realisiert sein. Tabelle 1 zeigt solche Verteilungen für das Deutsche. Zu den anderen Formen gehören solche, die traditionell der „Intonation im weiteren Sinn“ und der nonverbalen Kommunikation zugerechnet werden. Beim Lenkfeld gibt es zudem aktionale Alternativen.

Tabelle 1

Prozedur	Feld	Realisierungsformen					
		Ein- heiten/ Einzel- wörter	Mor- pheme	Into- nation i.w.S.	Satz- form	NVK	Aktion
expressiv	Malfeld			×			
expeditiv	Lenkfeld	×	×				×
deiktisch	Zeigfeld	×	×			×	
nennend	Symbolfeld	×					
operativ	Operationsfeld	×	×		×		

Die genannte Zahl von bisher drei Feldern ist nicht vollständig. Zwei weitere Felder sind mindestens zu unterscheiden, das Operationsfeld und das Malfeld. Für das Malfeld verwendet das Deutsche fast nur intonatorische Ausdrucksmittel, aber z.B. afrikanische Sprachen zeigen hier durchaus auch einzelne Wörter eines Lexikons, für das es im Deutschen keinerlei Entsprechung gibt. Die Prozeduren, für die das Malfeld die Ausdrucksmittel zur Verfügung stellt, sind expressive Prozeduren. Das Operationsfeld unterscheidet sich von den anderen in charakteristischer Weise, indem es hier um die Verarbeitung, die Prozessierung des sprachlichen Geschehens selbst geht, und zwar nicht im Sinne der interaktionalen Minimalerfordernisse, die oben (§ 8) mit einfacher Kooperation bezeichnet wurden, sondern stärker im Blick auf die propositionale Dimension. Die Prozedur, deren Ausdrucksmittel im Operationsfeld bereitgestellt wird, trägt deshalb auch denselben Namen wie das Feld: es ist die operative Prozedur. Operative Prozeduren sind z.B. die Determination und die phorischen Prozeduren. (Eine exemplarische Untersuchung zur operativen Qualität von Konjunktionen bietet Redder 1990.)

20. Die verschiedenen Prozeduren bedeuten für die verschiedenen Sprecher-Hörer-Interaktionen jeweils spezifische mentale Tätigkeiten der involvierten Interaktanten. So leistet der Sprecher mittels der deiktischen Prozedur die Steuerung des Aufmerksamkeitsapparates seines Hörers: mit Hilfe von Interjektionen interferiert der Sprecher unmittelbar in den Handlungsabläufen des Hörers, mit operativen Prozeduren hingegen trägt er dazu bei, daß der Hörer etwa die angebotene Information adäquat verarbeiten und ihm bereits verfügbare Informationen mit in die Interaktion einbeziehen kann. Diese mentalen Tätigkeiten in ihren unterschiedlichen Ausprägungen bedürfen einer eigenen Analyse. In ihrer Entfaltung dürfte es möglich werden, auch den Fragmenten mentaler Erscheinungen, die

sich psychologischer oder linguistischer Beliebtheit erfreuen, wie etwa der „Intention“, Rechnung zu tragen, d.h., ihren jeweils spezifischen (in der Linguistik und Psychologie hingegen zum Teil weit überzogenen) Stellenwert zu bestimmen.

Eine solche Untersuchung reicht in den Bereich einer Theorie des Wissens hinein, die unter anderem das Sprachwissen zu verstehen hätte.

Durch die Detailuntersuchung einzelner operativer Prozeduren und ihres Wechselspiels z.B. mit komplexeren Formen der deiktischen Prozedur, aber auch durch eine neue Analyse der Funktionen von Symbolfeldausdrücken wird es zugleich möglich, etwas über die Wissensorganisation und den Wissenseinsatz herauszufinden und, so vermute ich, für eine sprachbezogener Form der Logik, als es die gegenwärtige darstellt, sowie für einen neuen Typ von Lexikologie Grundlagen zu erarbeiten, die sich nicht in den obsoleten und willkürlichen Scheidungen von „enzyklopädischem“ und Regelwissen verliert.

(Zu diesen Phänomenen finden sich wichtige Bestimmungen insbesondere in Rehbein 1977.)

21. Ein weiterer wichtiger Vermittlungsschritt zur Realität der konkreten sprachlichen Oberflächen bezieht sich auf Realisierungsmodalitäten des sprachlichen Handelns, zu denen etwa die Arsenale der Höflichkeit ebenso gehören wie die Stilkennzeichen eines Autors, einer Textart oder einer Epoche.

D. Zur allgemeinen und speziellen Methodologie

22. Die allgemeine Methodologie findet ihre hauptsächliche Bestimmung in der Erfassung der zentralen Aufgabe von Wissenschaft. Diese ist die Rekonstruktion des Konkreten im Begriff. Alle drei Ausdrücke, ‚Rekonstruktion‘, ‚Konkretes‘ und ‚Begriff‘, sind hierbei im strengen, terminologischen und das heißt im theoretisch entwickelten Sinn zu verstehen. Eine solche Rekonstruktion ist nur möglich, wenn die Vermittlungen im einzelnen aufgewiesen werden. Rekonstruktion des Konkreten im Begriff meint also weder die Repetition, die Verdopplung des Konkreten in einer Begrifflichkeit, noch bedeutet es eine unmittelbare Abbildung des Konkreten in der Weise von Labeling-Systemen, „Kategorisierungsverfahren“ usw.

Die Sprechhandlung erweist sich in der rekonstruktiven Mühe des Begriffs selbst als eine Vermittlungskategorie, in der sich individuelles als gesellschaftliches Handeln konkretisiert.

Die einzelne sprachliche Handlung ist nicht in ihrer Isolation zu erfassen, und zwar weder gegenüber den sie begleitenden Handlungen noch gegenüber den komplexen mentalen Tätigkeiten, die ihr vorausliegen, in sie eingehen und ihr folgen, und zwar bei Sprecher *und* Hörer.

Selbstverständlich ist ein solches Verständnis der linguistischen Aufgabe nicht gerade dazu angetan, die analytische Tätigkeit als eine einfache zu kennzeichnen oder auch nur erscheinen zu lassen. Ich meine aber, daß es kaum eine angemessene Antwort auf Schwierigkeiten ist, durch Deklarationen zur Methode und Manipulationen am Objekt so zu tun, als lägen die Dinge wesentlich einfacher, als sie sind.

Die funktionale Pragmatik kommt also nicht umhin, sich sowohl als Sprachsoziologie und Sprachpsychologie wie als Sprachanalyse zu verstehen. Sie ist auf Interdisziplinarität angewiesen.

23. Eine Reihe allgemeiner methodologischer Gesichtspunkte wurde bereits oben erwähnt, insbesondere die Unterscheidung von Tiefenstruktur und Oberfläche. Zu ihnen gehört auch die systematische Scheidung der verschiedenen Determinanten einzelner Handlungen als Konkretisierung der allgemeinen Kategorien sowie die Unterscheidung zwischen Basisfällen und abgeleiteten Fällen. Insbesondere die Mißachtung dieses Unterschiedes hat in der Linguistik der letzten drei Jahrzehnte zu merkwürdigen Argumentationsstrukturen geführt, die, am Paradigma der Mathematik orientiert und es auf einen völlig andersartigen Phänomenbereich übertragend, unterstellten, daß auch in der Linguistik über beliebige Beispiele die Falsifikation von Theorien geleistet werden kann. Ein solches Verfahren verkennt weithin, daß die besonderen, ja einzelnen Beispiele gerade nicht als Falsifikationsmittel, sondern als Rekonstruktionsaufgabe interessant wären, nämlich in dem Sinne, daß es zu verstehen gilt, warum das Beispiel möglich ist. Dieses Verständnis bedeutet, sofern es theoretisch entwickelt wird, die Angabe der Ableitungsschritte aus den allgemeineren Fällen.

24. Aufgrund des praktizierten Solipsismus, der vieler linguistischer Methodologie zugrunde liegt, ist das Grundmodell linguistischer Analyse insbesondere in der Pragmatik noch immer die Robinsonade. Obwohl dieses Modell theoretisch längst obsolet ist, entspricht es offenbar vielfältigen Bedürfnissen, die wahrscheinlich nur zu Teilen solche wissenschaftlicher Traditionen sind. Durch die vorausgesetzte Einzelheit des individuellen Handelns ist es kaum möglich, auch nur die Aufgabe für dessen analytische Thematisierung, soweit diese sinnvoll ist, zu erfassen, geschweige denn sie anzugehen.

25. Zur speziellen Methodologie muß ich mich auf wenige Bemerkungen beschränken. Eine funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse ist notwendig empirisch, d.h. sie läßt sich in einer systematischen Weise auf die Konkretionen, die an der Oberfläche des sprachlichen Handelns erscheinen, wirklich ein.

Zugleich ist sie reflektiert, d.h. sie gibt sich nicht dem Anschein hin, die Empirie rede sozusagen allein und für sich selbst, sondern sie analysiert die Kategorien, die sie immer schon – als alltägliche dem Analytiker mit den anderen Sprechern einer Sprache gemeinsame; als alltagswissenschaftliche und als wissenschaftliche – ins Spiel bringt, bewußt und prüft sie auf ihre analytische Leistungsfähigkeit. In bezug auf die gängigen Dichotomien bedeutet dies, daß unterschiedliche Methoden in eine kritische Interaktion gebracht werden können. Insbesondere ist das Verhältnis von Introspektion und Empirie als Verhältnis einer konkreten „Hermeneutik“ zu bestimmen. Die Aufnahme realer Kommunikationen ebenso wie spezifische Formen von Experimenten werden über Prozesse der Transkription und daran sich anschließender systematischer Analysen in diesen Prozeß einbezogen.

26. In diesem Wechselprozeß konkretisiert sich die Weiterentwicklung der Kategorien selbst. Ein wesentliches Medium dafür ist die Kritik, die als ein produktives Mittel verstanden wird, die Grenzen der Kategorien, die überkommen sind, im einzelnen herauszufinden und damit zugleich deren Leistungsfähigkeit im analytischen Prozeß zu bestimmen. Gegenüber dem Umschlag der Arbeitsteilung in der Wissenschaft in einen Agnostizismus hinsichtlich der Objekte und gegenüber der jeweiligen modischen Etablierung arbiträrer Kategorialentscheidungen zu „Theoriemodellen“ oder „Theorien“ ist die kritische Einbeziehung der geschichtlichen Kategorien so möglich. Ihre Historizität wird darin als forschungsrelevant angesehen und ernstgenommen, und zwar nicht im Sinne eines historischen Archivarismus, sondern mit beständigem Blick auf das, was präsuppositiv in aller wissenschaftlichen Praxis immer schon enthalten ist.

Literatur

- Althusser, Louis (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Hamburg, Berlin: VSA.
 Austin, John L. (1962): *How to do Things with Words*. Hg. v. J.O. Urmson / M. Sbisà.
 London: Oxford University Press. Deutsch: *Zur Theorie der Sprechakte*. Hg. v. E. v. Savigny (1972). Stuttgart: Reclam.
 Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. 2. Aufl. 1965.
 Stuttgart: Fischer.

- Ehlich, Konrad (1979): *Verwendungen der Deixis beim sprachlichen Handeln. Linguistisch-philologische Untersuchungen zum hebräischen deiktischen System*. 2 Bde. Frankfurt am Main, Bern, Las Vegas: Peter Lang.
- Ehlich, Konrad (1996): „Kommunikation“ – Aspekte einer Konzeptkarriere. In: Binder, G. / Ehlich, K. (Hgg.): *Kommunikation in politischen und kulturellen Gemeinschaften*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, S. 257–283. In diesem Band: S. 449–473.
- Ehlich, Konrad (2007): *Sprache und sprachliches Handeln*. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter.
- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1986): *Muster und Institution. Untersuchungen zur schulischen Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Habermas, Jürgen (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Habermas, J. / Luhmann, N. (Hgg.) (1971): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 101–141.
- Malinowski, Bronislaw (1966): The Problem of Meaning in Primitive Languages. In: Ogden, C.K. / Richards, J.A. (eds.): *The Meaning of Meaning*. London: Routledge & Kegan.
- Redder, Angelika (1990): *Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: ‚denn‘ und ‚da‘*. Tübingen: Niemeyer.
- Rehbein, Jochen (1977): *Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache*. Stuttgart: Metzler.
- Saussure, Ferdinand de (1915; dt. 1931): *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Hg. v. C. Bally / Sechehaye. 2. Aufl. 1967. Berlin: de Gruyter.
- Searle, John R. (1969): *Speech acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Stalin, Josef W. (1953): *Der Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Dietz.
- Wittgenstein, Ludwig (1971): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Funktionale Pragmatik – Terme, Themen und Methoden*

Jochen Rehbein sexagenario

1. Pragmatische Wende/pragmatische Addition

Das Stichwort „Pragmatik“ ist heute in der Linguistik, so darf man ohne Übertreibung sagen, weltweit bekannt. Allerdings verbergen sich unter und hinter diesem Stichwort sehr unterschiedliche Einzelheiten, sehr unterschiedliche Herangehensweisen und eine ganze Reihe von Konzepten (vgl. Art. „Pragmatik“ in Glück 1993). Manches von dem, was heute unter dem Stichwort „Pragmatik“ behandelt wird, hatte von seiner Entstehung her diesen Bezug zur Pragmatik zunächst überhaupt nicht. „Pragmatik“ ist zu einem diffusen Sammelausdruck geworden. Dies kann man besonders deutlich an der englischen bzw. angloamerikanischen „speech act theory“ sehen, die die Beziehung zur Pragmatik sehr lange *nicht* hergestellt hatte. Inzwischen hat sich dies auch für die Vertreter dieser Theorie einigermaßen verändert. Gleichwohl, gerade an dieser bedeutenden Facette dessen, was heute Pragmatik heißt, läßt sich erkennen: „Pragmatik“ wurde zu einer Art Schirm über sehr unterschiedlichen Herangehensweisen an sprachliche Phänomene.

Diese Phänomene haben freilich eines gemeinsam: Sie wurden von der traditionellen Sprachwissenschaft weitgehend außer acht gelassen. Sie wurden zum Teil sozusagen geradezu methodologisch weggeschnitten – eine Bewegung, die wir in der Geschichte der Linguistik des 20. Jahrhunderts sehr deutlich mehrfach beobachten können. Eine erste solche und sehr zentrale Ruptur war das Verfahren von de Saussure, der das Objekt der Sprachwissenschaft ganz entschlossen von der Breite des „langage“ (der Sprache und des Sprachvermögens im umfassenden Sinn) auf ein letztendlich intramentales Geschehen reduzierte, nämlich ein System von Zeichen und Werten, jene bekannte „langue“, die für ihn die einzige Möglichkeit zu ergeben schien, wissenschaftsmethodologisch sauber eine Sprachwissenschaft überhaupt betreiben zu können.

Diese Reduktionsprozesse haben eine Reihe von Gegenbewegungen ausgelöst. Es kamen andere Entwicklungen, etwa der Philosophie – so mit Charles Sanders Peirce in den USA –, dazu, die versuchten, Zeichen in ihren Verwendungszusammenhängen zu thematisieren. Allerdings ist für diese Art, Pragmatik zu betreiben, die mit den Namen Peirce und Morris verbunden ist, wiederum eines charakteristisch: Es bleibt eigentlich eine vorgängige Etablierung des Zeichenkonzeptes als der eigentlichen Basis-kategorie vorausgesetzt.

Diese Art der Beschäftigung mit Zeichenverwendungen und *nur* mit ihnen hat zur Folge gehabt, daß in der Linguistik seit den sechziger und siebziger Jahren eine Entwicklung eintrat, die am besten mit dem Stichwort der *pragmatischen Addition* beschrieben werden kann: Neben dem sogenannten Kernbereich der Linguistik – Grammatik, Syntax und einer Reduzierung des lexikalischen Bereiches auf eine Zeichenlehre – kamen „Verwendungsbezüge“ von Sprache hinzu. Für diese bildeten sich unterschiedliche Termini aus: der „Kontext“, die „Situation“ und gar – im Englischen – die Kombination des „context of situation“. So versuchte man, die Eingrenzungen, die vorgängig, bewußt (z.B. bei de Saussure) oder unbewußt (durch die Tradition), vorgenommen worden waren, allmählich wieder ein wenig rückgängig zu machen.

Relativ selten wurde in diesem Prozeß darüber nachgedacht, was es eigentlich bedeuten würde, wenn man das Stichwort „Pragmatik“ (das sich ja von der griechischen Wurzel „*prag*“/„*handeln*“ herleitet) ernst nähme, wenn man also tatsächlich eine *Handlungstheorie von Sprache*, genauer: wenn man eine *Theorie des sprachlichen Handelns* entwickelte.

Die „pragmatische Wende“ ist von ihren Anfängen her also durch eine eigenartige Ambivalenz gekennzeichnet. Die „*additive Pragmatik*“, die sich sozusagen als eine Art verlängerte Semantik versteht, sieht sich permanent mit der Tendenz konfrontiert, daß, je weiter die semantischen Strukturen ausgearbeitet werden, sozusagen der „Kompensationsbereich Pragmatik“ immer kleiner wird; daß immer mehr aus der Pragmatik in die Semantik gleichsam „zurückgeholt“ wird. Das läßt sich an einer Reihe von Arbeiten in den siebziger und achtziger Jahren sehr deutlich beobachten.

Dieser „additiven Pragmatik“ stehen Versuche gegenüber, eine „*pragmatische Wende*“ tatsächlich ernsthaft zustande zu bringen. Dies bedeutet dann,

- daß man eine neue Herangehensweise an Sprache und sprachliches Handeln insgesamt versucht;

- daß man die Handlung in den Mittelpunkt stellt und diese Handlung in das kommunikative Handeln insgesamt einzuordnen versucht;
- daß man zugleich versucht, von einer solchen Herangehensweise aus zu bestimmen, was eigentlich Sprache sei.

Eine Pragmatik in diesem ihr eigenen und eigentlichen Sinn betrifft also gerade *auch* das *sprachliche System* selbst und die vielfältigen Weisen, in denen Menschen sich seiner bedienen, indem sie miteinander kommunizieren.

2. Pragmatik als funktionale Sprachanalyse

Auf eine solche handlungstheoretische Weise analysiert, wird Sprache konsequent als etwas Funktionales behandelt. Dies bedeutet: Sprache wird behandelt als etwas, in dessen Mittelpunkt *Zwecke* entstehen.

Die Kategorie *Zweck* hat in den letzten hundert Jahren eine schwierige Geschichte gehabt, in der sie philosophisch zunehmend diskreditiert wurde, etwa (und nicht zuletzt) bei Nietzsche, aber auch bei anderen Denkern (so etwa Luhmann). Die „Dekonstruktion“ dieser Kritikgeschichte steht an. Wenn man es mit sprachlichem Handeln zu tun hat, erreicht man gerade – und erst – in der Kategorie des Zweckes die spezifische Differenz zu tierischem Verhalten (obwohl es auch in der Sprachanalyse an Bemühungen nicht gefehlt hat oder fehlt, sozusagen gerade die Handlungsspezifität des menschlichen Handelns zu eliminieren und es im wesentlichen und nur als „linguistic behavior“, als bloßes sprachliches Verhalten zu analysieren).

Funktionale Sprachanalyse versteht sich – bei aller Ambivalenz des Ausdrucks „Funktion“ – also als eine Sprachanalyse, in der die Zwecke der Handelnden die zentrale Kategorie bilden, und zwar nicht die Zwecke der vereinzelter Handelnden, sondern die Zwecke der Handelnden in ihrer kommunikativen Gemeinschaft, d.h. also in einem Ensemble von Interaktanten. Diese Interpretation des Zweckes als einer gesellschaftlichen Größe führt dazu, daß die *individuellen Ziele* von diesen Zwecken differenziert werden können. In vielen Analysen werden die beiden Kategorien „Zweck“ und „Ziel“ sehr stark übereinander geblendet, so daß dann Zweckanalyse nur als Zielanalyse geschieht. Damit wird aber die Gesellschaftlichkeit und zugleich der Ressourcencharakter des sprachlichen Handelns verfehlt.

Die sprachlichen Zwecke realisieren sich als gesellschaftliche Größen, als das Ergebnis von konkreter und zugleich massenhafter *Interaktion* (vgl. Rehbein 1977). Sie resultieren in unterschiedlichen Mustern und Arten, auf die die gesellschaftlichen Aktanten zurückgreifen können, die sie fort-

schreiben und fortentwickeln: in den *Handlungsmustern*, den *Diskursarten* und den *Textarten*. Am meisten wurde zu den Handlungsmustern gearbeitet (vgl. z.B. Ehlich/Rehbein 1979, 1986; Rehbein 1972; Bührig 1996).

Weniger wurde hingegen zu Diskurs und Text gearbeitet (eine Aussage, die möglicherweise etwas erstaunt; schließlich gibt es ja seit kurzem Textgrammatiken wie die von Weinrich. Es stellt sich hier aber jeweils die Frage, in welchem Sinne in diesen Zusammenhängen der Ausdruck „Text“ verstanden wird, vgl. gleich § 3).

3. Grundkategorien

Fragen wir uns etwas genauer nach der Struktur der beteiligten Kategorien (vgl. hierzu und weiter die Einträge des Verfassers in Glück 1993). Die *Sprechhandlung* in der klassischen Analyse zeigt eine ziemlich deutlich strukturierte Differenzierung dreier Typen von Akten unterschiedlicher Art, aus denen sie sich zusammensetzt: die *illokutiven Akte*, die *propositionalen Akte* und die *Äußerungsakte*. Es scheint mir wichtig zu sein, von dieser Kategorie der Sprechhandlung einen systematischen Schritt weiter zu gehen zu einer eigens entwickelten Kategorie, der des *Diskurses*, und von dort wiederum zu einer gleichfalls systematisch entwickelten Kategorie *Text*.

In der Literatur findet sich hinsichtlich der Verwendung dieser beiden Ausdrücke „Text“ und „Diskurs“ eine, gelinde gesagt, ziemliche Verwirrung. Häufig zeigt sich z.B., daß „Text“ unisono für alle Äußerungen schlechthin steht – oder, umgekehrt, daß „Diskurs“ für alles sprachliche Handeln und seine Ergebnisse gebraucht wird. (Bei einem der ersten Propagandisten der Textlinguistik, dem Niederländer Teun van Dijk, findet sich gar einmal, im Niederländischen, „tekst“, im Amerikanischen „discourse“.) Zusammenfassend ließe sich vielleicht sagen, daß hier eine Art expansiver Verwendung des Ausdrucks „Text“ vorliegt, so etwa in der Textgrammatik Harald Weinrichs (1993), in der unter Text auf eine Weise jede Äußerung verstanden wird. Dieselbe Verwendungsweise zeigt sich auch in bezug auf den Ausdruck „Diskurs“, besonders in der französischen Tradition, deren Konzept von „discours“ mit dem eigentlich linguistischen nur schwer vermittelbar ist.

Mir scheint es demgegenüber sinnvoll zu sein, deutlich zu differenzieren (vgl. Ehlich 1983, 1984, 1994; Graefen 1997; Redder 2000 zu „Text“) und klare Bestimmungen von dem, was Diskurse und was Texte sind, zu geben. Hier kann dies selbstverständlich nicht entwickelt werden, aber die Richtung für eine solche Analyse läßt sich andeuten.

Diskurse sind an die Mündlichkeit und an die konkrete Kopräsenz von Interaktanten in einem gemeinsamen Wahrnehmungsraum gebunden. Dies macht sich u.U. auch unmittelbar bemerkbar in bezug auf Teilbereiche des sprachlichen Systems, besonders für die *Deixis* und ihre kommunikative Verwendung (vgl. weiter § 6).

Texte sind demgegenüber Ergebnisse ganz spezifischer Handlungserfordernisse, nämlich solcher der *Überlieferung*. Texte können mündlich, sie können auch schriftlich sein. Sie haben nach meiner Auffassung eines gemeinsam. Sie dienen dazu, das in sich flüchtige sprachliche Handeln dauerhaft zu machen, es zu *verdauern*, d.h., über die Flüchtigkeit der konkreten Sprechhandlung, gebunden an den Äußerungsakt, hinauszukommen. Wir finden dafür eine Reihe von gesellschaftlichen Lösungen wie z.B. die Schrift. Die Schrift ist sicherlich die bedeutendste unter ihnen, die in der Geschichte der Menschheit entwickelt worden ist, offenbar unabhängig voneinander in drei verschiedenen Kulturkreisen. Aber wir tun – glaube ich – gut daran, Texte auch als mündliche ernstzunehmen, z.B. in vorschriftlichen Gesellschaften (wie sie die Ethnologie analysiert), wo sich unter dem Aspekt der Verdauerung sprachlichen Handelns durchaus angemessene Lösungsformen für die Zwecke der Überlieferung finden (vgl. weiter § 7).

4. Handlungsmuster

Der Zweck des sprachlichen Handlungsmusters ist in der Kategorie des illokutiven Aktes erfaßt. Darin wird die Handlungsqualität spezifisch benannt, also etwa die Handlungsqualität des *Versprechens* oder der *Warnung* oder der *Inaussichtstellung*, der *Verheißung*, – oder auch, als eine unter diesen konkreten illokutiven Strukturen, die Handlungsqualität der *Assertion*; ein für unsere Aufmerksamkeit sicherlich besonders prominentes Beispiel eines solchen spezifischen sprachlichen Handlungsmusters.

Was bedeutet es nun konkret, wenn wir fragen: Was ist der Zweck eines solchen Handlungsmusters? Der zentrale analytische Punkt ist dabei der Versuch zu rekonstruieren, was für eine spezifische *Ressource* für die Interaktion zwischen einem Sprecher und einem Hörer oder mehreren Sprechern und mehreren Hörern darin vorliegt. Dies stellt sich für die verschiedenen illokutiven Typen sehr unterschiedlich dar. Insgesamt haben wir es in den Sprachen, mit denen wir uns üblicherweise befassen, mit einer Vielzahl, wahrscheinlich mit mehreren Tausend solcher sprachlichen Handlungsmuster zu tun. Versucht man, dies in bezug auf das Deutsche etwas genauer zu spezifizieren, indem man die bekannte Liste der deut-

schen Verben von Mater (1966) zugrunde legt, so stößt man unschwer auf ungefähr 8000 Verben, die auf die eine oder andere Weise mit der Bezeichnung von sprachlichem Handeln zu tun haben, die Hälfte dabei im engeren Sinne auch illokutiv.

Dabei muß man sich freilich vor der Illusion hüten, es liege, wenn man einen sprachlichen Ausdruck hat, auch schon ein Handlungsmuster vor. Umgekehrt muß das „Fehlen“ eines Ausdrucks nicht bedeuten, daß auch das sprachliche Handlungsmuster nicht besteht. Vielmehr zeigt sich hier ein sehr differenziertes Verhältnis. Offenbar gibt es auch in relativ nahe verwandten Kulturen sehr unterschiedliche derartige sprachliche Handlungsmuster bzw. Handlungsressourcen – und Bezeichnungen dafür. Ein Beispiel dafür ist etwa, daß es im Deutschen das Handlungsmuster *Begründen* gibt. Es wird durch den Ausdruck ‚Begründen‘ bezeichnet (vgl. Ehlich/Rehbein 1986). Für diesen Ausdruck fehlen Entsprechungen in einer ganzen Reihe von benachbarten Sprachen. Bedeutet dies, daß dort auch die Handlungsressource nicht in gleicher Weise besteht?

Solcher Differenzierungen bedarf es umso mehr, wenn man versucht, die Fragestellung *historisch* auszuweiten, also eine *historische Pragmatik* zu betreiben. Sie hätte eine Reihe interessanter Aufgaben wie – um nur ein Beispiel zu nennen – die, die Transformation des sprachlichen Handlungsmusters *Versprechen* in das heute so außerordentlich prominente des *Vertrages* zu analysieren.

5. Prozeduren

Wendet man den Blick von den größeren sprachlichen Einheiten, den sprachlichen Handlungen und den sie konstituierenden Akten, weg auf feinere sprachliche Strukturen, so findet sich in einem systematischen Sinne „unterhalb“ der Akte eine weitere Kategorie, die *Prozeduren* (vgl. Ehlich 1979, 1982, 1992; Graefen 1997; Liedke 1994; Rasoloson 1994; Redder 1990; 2000; Rehbein 1979, 1995a).

Die Analyse der Prozeduren geht auf eine systematische Unterscheidung zurück, die von Bühler (1934) eingeführt wurde, nämlich die zwischen einem *Symbolfeld* und einem *Zeigfeld* der Sprache. Auch bei der Analyse der Prozeduren kommt es nach meinem Verständnis entscheidend darauf an, herauszufinden, was der jeweilige spezifische Zweck dieser sprachlichen Handlungsmittel ist, die Bühler zunächst einmal als Symbolfeld-Ausdrücke und Zeigfeld-Ausdrücke zusammengefaßt hat. Am Beispiel der

Deixis und der deiktischen Ausdrücke wurde eine solche Analyse besonders intensiv vorangetrieben (vgl. Ehlich 1979, 1982, 1992; Redder 2000; Rehbein 1995b). Es läßt sich rekonstruieren, was die Leistung der Verwendung derartiger Ausdrücke in der Interaktion ist: die gemeinsame, synchrone Organisation der Aufmerksamkeit von Sprechern und Hörern innerhalb eines für beide gemeinsamen *Wahrnehmungsraumes*. In der Nutzung einer deiktischen Prozedur wird also für die konkrete Interaktion etwa sehr Wichtiges geleistet, ohne das Verständigung und Verstehen kaum möglich wären.

Verfolgt man die Bühlersche Trennung zwischen Zeigfeld und Symbolfeld weiter, um herauszufinden, ob damit die Gesamtheit der sprachlichen Mittel erfaßt werden kann, so ergibt sich, wenn man die Funktionalität der sprachlichen Ausdrucksklassen für das sprachliche Handeln im Blick hat, die Notwendigkeit, weitere solche Felder und dazugehörige Prozeduren zu unterscheiden.

Zunächst findet sich ein Bereich, der am besten als *operatives Feld* bezeichnet werden kann, ein Feld, für das die interaktionale Bearbeitung von Sprache selbst zentral steht (vgl. Eissenhauer 1999; Griebhaber 1999; Melián 1997; Redder 1990; Rehbein 1979). Hierzu gehört z.B. das System der *Artikel* in solchen Sprachen, die einen Artikel haben, im Deutschen etwa, dem Englischen, dem Spanischen. Andere Sprachen weisen ganz andere Verteilungen auf, indem sie zum Teil gar nichts Entsprechendes haben, zum Teil schon, aber in ganz anderen sprachlichen Strukturen (so wird eine Parallelität zwischen slawischen Aspekten am Verb und dem Artikel vermutet).

Interessanterweise scheint dies sprachfamilienunabhängig zu sein. So verfügen das Russische oder das Lateinische nicht über ein Artikelsystem; trotzdem „funktionieren“ sie kommunikativ offenbar in ähnlicher Weise wie die Sprachen Deutsch oder Griechisch, die ein Artikelsystem haben. Es ist ganz offensichtlich sehr spannend, herauszufinden, wie sich das zueinander verhält, und diese Frage hat zugleich eine zentrale Bedeutung für die Vermittlung der entsprechenden Sprachen. Für die Lernenden, die aus einem Nicht-Artikelsystem zu einem Artikelsystem wechseln, ist es eine sehr wichtige Aufgabe, sich ein Bewußtsein davon zu schaffen, wann interaktiv die Markierung als „bekannt“ oder „nicht bekannt“ erforderlich ist und wann nicht.

Das operative Feld ist in sich sehr differenziert. Ein sehr viel spezifischeres Feld ist das *Lenkfeld* (vgl. Ehlich 1986; Liedke 1994; Rasoloson 1994; Redder 1994). Es wird so genannt, weil der Sprecher durch Vermitt-

lung der dort lokalisierten Ausdrucksmittel direkt lenkend in die Aktivitäten seines Kommunikationspartners eingreift. Es ist dies der Ort der vielgeschmähten, ja in vielen Grammatiken überhaupt nicht einmal behandelten *Interjektionen*; es ist aber auch der Ort der *Imperative* und der *Vokative* – alle, wie aus den grammatischen Behandlungen bekannt, Randsiedler in der grammatischen Analyse. Zum Teil, bei den Interjektionen, wurde derartigen sprachlichen Einheiten sogar ihre Sprachlichkeit insgesamt aberkannt, und sie wurden aus dem System der Sprache eliminiert. (Schon die Entstehung der Kategorie der Interjektion hat ja ihre besondere Pikanterie. Böse Zungen vermuteten bereits bei den Lateinern – die Griechen hatten die Kategorie der Interjektionen nicht –, daß diese Wortart eigentlich erfunden worden sei, weil man etwas zu kompensieren hatte. Man wußte zwar einerseits: „partes orationis sunt octo“, „acht Redeteile gibt es“, beim Zählen der im Lateinischen vorhandenen aber kam man leider nur auf sieben: Es fehlte der Artikel. Die Lösung sei gewesen, eine Unterklasse der Adverbien zur eigenen Wortart zu erheben; als Namen fand man den Ausdruck „interiectio“ – „das Dazwischengeworfene“.)

Gleichfalls eine recht spezifische Klasse bilden die Ausdrücke des *Malfeldes* (der Ausdruck des *Malens* für diesen Zusammenhang stammt von Wilhelm von Humboldt) (vgl. Redder 1994). Hier handelt es sich um etwas, was in europäischen Sprachen wenig realisiert, aber nach Auskunft von Afrikanisten in den afrikanischen Sprachen stark lexikalisiert ist. Ausdrucksweisen, die sich für das Malfeld im Deutschen finden, nutzen vor allen Dingen den *paralinguistischen* Bereich, die Intonation im weiteren Sinn. Malende Prozeduren dienen dazu, eine Gleichgestimmtheit zwischen Sprecher und Hörer zu erreichen.

Zwischen diesen verschiedenen Prozeduren und den dazugehörigen Feldern ergeben sich charakteristische Beziehungen (vgl. die Tabelle 1 in Ehlich 1991). Die traditionellen Wortarten verteilen sich charakteristisch auf die Felder – kaum je in der Form einer Eins-zu-eins-Beziehung, aber doch mit deutlichen Schwerpunkten. Vor allem aber ergeben sich neue, präzisere Zuordnungen und dadurch genauere Einsichten in die funktionale Struktur der einzelnen sprachlichen Einheiten und ihrer Kombinationen. So wird etwa deutlich, daß die Wortart „Pronomen“ gerade charakteristische Unterschiede zwischen den einzelnen Subklassen zudeckt, sie analytisch sozusagen zum Verschwinden bringt: Die „ich“-Deixis und die „er“/„sie“/„es“-Anapher leisten etwas je anderes für die Interaktion von Sprecher und Hörer. Erst die prozedurale Analyse macht diese Unterschiede erkennbar – und trägt so dazu bei, das sprachliche Handeln nicht nur nach seinen allgemeinen Zwecken, sondern auch im Detail der

sprachlichen Formen und ihrer Verwendung zu verstehen. Eine handlungstheoretische Rekonstruktion wirkt sich mithin auch auf die Kategorisierung aus – und auf das nähere Verständnis der Kategorien, die aus der Antike auf uns gekommen sind und die wir ja zum Teil mit viel Nutzen weiter verwenden.

Es gibt offensichtlich einzelsprachlich-charakteristische Verteilungen der sprachlichen Ausdrucksmittel auf die verschiedenen Felder. Das Ergebnis sind unterschiedliche *Sprachstrukturtypen*, etwa in der Nutzung von isolierten Monemen, von Morphemen und ihrer Kombinatorik oder im Einsatz von intonatorischen Mitteln für die verschiedenen Bereiche, für die es der eigenen Ausdrucksmittel bedarf.

6. Diskursmuster

Diskurse realisieren sich meistens in der charakteristischen Kombination unterschiedlicher Sprechhandlungen. Auch sie erfüllen spezifische Zwecke. Sie lassen sich analytisch angehen, wenn man sozusagen die Kompatibilität und Kombinationsmöglichkeit der Zwecke der einzelnen sprachlichen Handlungsmuster untersucht. Die Diskursmuster sind genau wie die sprachlichen Handlungsmuster eine Ressource für die Interaktion. Dies ist ein m.E. sehr wichtiger Punkt. Der Erwerb einer Sprache bedeutet, daß diese Potentiale, daß diese Ressourcen konkret angeeignet werden. Der kindliche *Spracherwerb* ist also nicht zuletzt der Erwerb von Potentialen für die Interaktion. Es ist ein langwieriger Prozeß, bis sozusagen die ganze interaktionale Erstreckung dessen, was in einem solchen Muster, bezogen auf die zugrundeliegenden Zwecke, enthalten ist, von den Kindern auch konkret realisiert wird.

Bei den Diskursmustern ist systematisch zwischen zwei Grundtypen zu differenzieren, nämlich einmal der *Sprechhandlungssequenz* und zum anderen der *Sprechhandlungsverkettung*. Beide unterscheiden sich dadurch, daß in der Sprechhandlungssequenz der Sprecherwechsel systematisch mit dazugehört, also etwa im Diskursmuster *Frage-Antwort*, während in der Sprechhandlungsverkettung die Aneinanderschaltung von einzelnen sprachlichen Handlungsmustern ohne systematischen Sprecherwechsel charakteristisch ist, also z.B. beim *Vortrag*, einer Kette von *Assertionen*.

Die Analyse von Diskursmustern geschieht im wesentlichen und sinnvollerweise *empirisch* – wie übrigens in all den Bereichen, die zuvor (§ 4ff.) zusammengefaßt wurden. Es liegt eine ganze Reihe von solchen Analysen

vor (vgl. z.B. Becker-Mrotzek 1999; Brünner 1987, 1994; Brünner/Becker-Mrotzek 1996; Ehlich 1981, 1997; Ehlich/Rehbein 1986; Griebhaber 1987; Hartog 1996; Koole/ten Thije 1994; Kügelgen 1994; Liedke 1997; Löning/Rehbein 1993; Menz 1991; Redder 1983, 1984; Rehbein 1995a, 1996b, 1997; Sauer 1994, 1998; Schlickau 1996). Gleichwohl: es ist dies ein verschwindender Teil in bezug auf die Faktizität dessen, was Diskurse und sprachliche Handlungsmuster insgesamt ausmachen. Viele dieser Diskurse sind eingebunden, sind spezifisch bezogen auf *Institutionen* als auf den Ort, an dem sie charakteristisch geschehen, an dem sie eingesetzt werden. Deswegen ist die institutionelle Kommunikation ein integraler Bestandteil der Gegenstände einer derartigen Analyse. Wir haben versucht, etwa in bezug auf die Kommunikation in der Schule und vergleichbaren Institutionen solche Untersuchungen vorzunehmen (Ehlich 1981; Ehlich/Rehbein 1986; Kügelgen 1994; Redder 1984; vgl. Brünner 1987 für eine andere Ausbildungsinstitution), indem Aufnahmen im Unterricht gemacht und dann diese Aufnahmen detailliert analysiert wurden. Dies geschah unter anderem mit dem etwas verblüffenden Ergebnis, daß diese Institution „Schule“ offenbar in extremer Weise dadurch gekennzeichnet ist, daß die Zwecke der Institution die Zwecke der zugrundeliegenden und eingesetzten sprachlichen Handlungsmuster zum Teil geradezu zerbrechen, was für die daran Beteiligten eine ziemliche Kommunikationsproblematik mit sich bringt, insbesondere für die Schüler und Schülerinnen. Dies zeichnet sich dann auch sehr genau in den Einzelstrukturen der konkreten empirischen Daten ab. Der Unterschied zwischen dem *Unterrichtsdiskurs* und dem Lehr-Lern-Diskurs (vgl. Ehlich 1981) ist, so zeigt sich, ein wirklich systematischer – und ein problematischer zugleich.

Andere Bereiche, die inzwischen recht gut analysiert worden sind, sind z.B. die Verwaltungsinteraktion (Becker-Mrotzek 1999; Rehbein 1997) bzw. das Rechtswesen (Hoffmann 1983; Koerfer 1994; Sauer 1994) oder betreffen die Interaktionen zwischen Ärzten, Patienten, Pflegepersonal etc. im ganzen medizinischen Bereich (Löning/Rehbein 1993; Menz 1991; Rehbein 1996b; Sauer 1994). Noch relativ wenig untersucht worden ist z.B. die Kommunikation in Institutionen der Produktion und der Distribution (dabei in bezug auf den Handel noch etwas intensiver als in bezug auf die unmittelbare Produktion; vgl. Brünner 1994; Griebhaber 1987; Rehbein 1995a); aber es liegen doch mittlerweile einige Erkenntnisse vor, die übrigens gerade für die Vergleichen interkultureller Art eine gute Grundlage abgeben können (vgl. Ehlich 1996; Liedke/Redder/Scheiter 1999; Redder/Rehbein 1987a, 1987b; Rehbein 1985; s. auch Koerfer 1994).

7. Text und Literatur

Von einer pragmatischen Herangehensweise her ergeben sich, denke ich, auch Brücken zur Analyse von Literatur (vgl. Ehlich 1982). Dabei geht es selbstverständlich nicht darum, das, was das genuine Geschäft der Literaturwissenschaftler und Literaturwissenschaftlerinnen ist, etwa linguistisch zu „ersetzen“. Vielmehr liegt die analytische Möglichkeit gerade darin, aus linguistischer Sicht die spezifischen sprachlichen Aktivitäten, die in der Interaktion zwischen dem Autor oder der Autorin und seinen oder ihren Lesern oder Leserinnen geschehen, zu rekonstruieren. Daraus ergeben sich zum Teil recht verblüffende Erkenntnisse, wenn man z.B. vergleicht, auf welche Weise Autoren wie Eichendorff und Goethe bestimmte sprachliche Strukturen in ihren Texten bei der Versprachlichung von Landschaft herstellen (vgl. Ehlich 1998b). Die Unterschiede machen sich in der Verwendung der sprachlichen Felder deutlich bemerkbar. Andererseits erweist sich eine Kategorie wie „Romantik“ als recht brüchig, wenn man sie, literaturwissenschaftlich pauschal als Kategorisierung für ein europäisches Phänomen unterstellt, sprachlich im Textbereich dingfest zu machen sucht. Wäre man etwa geneigt, unter dem Stichwort „romantisch“ Wordsworth mit Eichendorff sprachlich in Verbindung zu bringen, so zeigen die sprachlichen Verfahren, daß das „typisch Romantische“ bei Wordsworth keine rechte sprachliche Entsprechung findet, daß vielmehr eine große Nähe seiner Prozedurenverwendungen zu denen Goethes zu beobachten ist. – Auch die Analyse einzelner literarisch eingesetzter Prozeduren verdient Beachtung (vgl. van Peer 1984; Riedner 1996; Ehlich 1998a, 1998b).

8. Zur Methode: Empirie und Reflexion

Die Analyse der Funktionalen Pragmatik hat sich von Anfang an sehr stark darum bemüht, mit realen, mit tatsächlichen, „authentischen“ Daten zu arbeiten. Sie läßt also Kommunikation sozusagen nicht in der Gestalt von ausgedachten und ausgewählten Beispielen präsent werden; sie geschieht auch nicht in der Einschränkung auf literarische Texte, wie das ja lange Zeit der Fall war. Vielmehr macht sie eben „im Feld“, „vor Ort“ entsprechende Aufnahmen. Es wurde vor einiger Zeit schon ein spezifisches *Transkriptionsverfahren* dafür entwickelt, *HLAT* (vgl. Ehlich/Rehbein 1976; Ehlich 1993b), eine *Partiturschreibweise*, die inzwischen eine relativ weite Verbreitung gefunden hat, auch in anderen Ansätzen.

Diese Empirie ist äußerst heilsam. Sie führt – ohne natürlich ein Allheilmittel zu sein – dazu, daß man die Fülle der sprachlichen Strukturen wirklich auch an sich heranläßt und sie nicht methodologisch wegoperiert.

Allerdings kann die Empirie leicht blind werden. Man unterliegt dann der Gefahr, zu versuchen, die Wirklichkeit sozusagen in der Aufnahme zu verdoppeln. Damit wäre freilich gar nichts erreicht; was zurückbleibt, sind günstigstenfalls ein paar „Datenfriedhöfe“ in den Archiven, mit denen niemand weiter etwas anfangen kann. Erfreulicherweise ist man inzwischen (gerade auch durch die Arbeit des Instituts für Deutsche Sprache oder des Bayerischen Spracharchivs) soweit, daß in der Dokumentation authentischer sprachlicher Daten der Weg zu nützlichem Handwerkszeug beschriftet wird – was sich nicht zuletzt für die Lernenden wie für die Lehrenden im Zusammenhang der Vermittlung des Deutschen als fremder Sprache auswirken wird, dann nämlich, wenn authentisches Material sich wirklich einfach heranziehen läßt.

Wesentlich für die Methode ist *zugleich* die Reflexion als ein spezifisches Verfahren, die die Empirie gegenüber dem blinden Datensammeln sensibilisiert. So hat man – und dies ist ein Charakteristikum dieser Analyseweise – eine konkrete, letztendlich hermeneutische Interaktion zwischen Hypothesenbildung, Vorwissen-Analyse der am Kommunikationsprozeß immer potentiell oder real beteiligten ForscherInnen und den konkreten Aufnahmen der kommunikativen Wirklichkeit. Dies ist ein mehrfacher Prozeß, der seine Fruchtbarkeit und seinen Nutzen gerade im Durcharbeiten entfaltet. Es hilft methodologisch wenig, wenn man sozusagen abstrakt oder in nur historischen Kategorien vorab lediglich das eigene Sprachwissen analysiert, ohne das Ergebnis dann mit der Faktizität der Kommunikation zu konfrontieren. Man nehme etwa ein so triviales Beispiel wie die Verwendung der angeblichen performativen Formel „Ich verspreche dir das“, auf deren Analyse Searle seine „speech act theory“ gründete – und versuche, mit dem eigenen Sprachwissen zu bestimmen, wann man diese Formel sagt und wann damit in der kommunikativen Praxis tatsächlich ein Versprechen verbunden ist.

Die Probleme multiplizieren sich übrigens, sobald man Bereiche wie die nonverbale Kommunikation ernsthaft angeht, die ja gerade im Fremdsprachenkontext häufig als eine Art kommunikativer Passepartout und als letztes Refugium angesehen wird. Die nonverbale Kommunikation ist keineswegs, wie es Laien und Linguisten und Linguistinnen immer wieder unterstellen, international, und die konkrete Analyse dessen, was sich in der nonverbalen Kommunikation abspielt, erfordert, wenn es denn empirisch angegangen wird, einen nicht unerheblichen Datenaufwand.

(Die Transkriptionserfahrung bei verbalen Daten mit mehreren Sprechern geht von einem Zeitaufwand von 60 Minuten pro Minute Datum, also einer Stunde Transkriptionszeit aus. Bei nonverbaler Kommunikation vervierfacht sich diese Zeit; pro Minute Datum sind also ca. 240 Minuten Transkriptionszeit erforderlich. Dies mag zur Illustration des zu erbringenden Aufwandes dienen. Leider ist es nicht immer leicht, den forschungsfördernden Institutionen zu verdeutlichen, daß das so ist, warum es so ist und daß Qualität ohne solchen Aufwand nicht zu erreichen ist.)

Der in der PHONAI-Reihe bei Niemeyer herausgegebene Band „Gesprochene Sprache“ enthält solche Transkripte und bietet einen Teil der transkribierten Daten auf einer kleinen CD auch in hörbarer Form (Ehlich/Redder 1994).

9. Pragmatik und Fremdsprache

In welcher Weise kann eine funktional-pragmatische Herangehensweise auch für die fremdsprachliche Vermittlung von Nutzen sein? Stichwortartig seien verschiedene Aspekte zusammengefaßt:

Ich denke, die Frage der *Authentizität* stellt sich neu, sobald man auf empirische Daten zurückgreift. Ich hoffe darauf, daß in Zukunft sehr viel mehr Menschen sehr viel mehr von der Arbeit, die bereits andernorts gemacht worden ist, konkret profitieren können.

Für eine kontrastive, interkulturell interessierte Diskurs- und Textanalyse können die funktional-pragmatischen Kategorien außerordentlich nützlich sein, weil man mit ihrer Hilfe sehr konkret angeben kann, wo in Sprachen Differenzen liegen, etwa im Blick auf die Muster und ihre kulturspezifischen Verteilungen.

Ich denke weiter, eine Prozedurenanalyse kann dazu verhelfen, notorische Problemfelder der *fremdsprachlichen Interaktion* spezifischer zu benennen, zu erfassen und dann vielleicht auch dafür Kategorien zu entwickeln, die einen frühzeitigen helfenden Eingriff gestatten (vgl. oben das Beispiel des Artikelsystems des Deutschen und die Vermittlungsproblematik für Lernende aus dem Bereich des Russischen).

In der Beziehung zwischen sprachlichen Prozeduren und den sprachlichen Handlungsmustern, die in den einzelnen Sprachen zur Verfügung stehen, bietet sich eine Möglichkeit, sich konkret und realistisch auf das einzulassen, was die Lernenden von ihrer Fremdsprache letztendlich haben wollen, nämlich den Zugang zu einer neuen Handlungsressource für neue Handlungen, seien sie nun restringierter als in ihrer Primärsprache oder seien sie expansiv; seien sie z.B. konzentriert auf das Lesen oder Verste-

hen oder seien sie so, daß man versuchen möchte, in der anderen Kommunikationsgesellschaft vollgültig interaktional mit tätig zu sein.

Schließlich ergeben sich vielfältige neue Einsichten in die *grammatischen Strukturen* (vgl. außer den schon genannten Werken, bes. zu § 5, die Grammatik des Instituts für deutsche Sprache (bes. Hoffmann 1997); Hoffmann 1996, 1998; Matras 1996; Redder 1998; Redder/Rehbein 1998; Rehbein 1996a).

Danksagung und editorischer Bericht

* Dank gilt den Veranstaltern und Teilnehmern des 26. Linguisten-Seminars der Japanischen Gesellschaft für Germanistik in Kyoto sowie Minoru Shigeto, Akio Ogawa und Shinji Watanabe für viele interessierte und interessante Gespräche und Anregungen.

Literatur

- Becker-Mrotzek, Michael (1999): Die Sprache der Verwaltung als Institutionensprache. In: Hoffmann, Lothar / Kalverkämper, H. / Wiegand, H.E. (Hgg.): *Fachsprachen / Languages for Special Purposes*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 1391–1402. [HSK 14.2].
- Brünner, Gisela (1987): *Kommunikation in institutionellen Lehr-Lern-Prozessen. Diskursanalytische Untersuchungen zu Instruktionen in der betrieblichen Ausbildung*. Tübingen: Narr.
- Brünner, Gisela (1994): „Würden Sie von diesem Mann einen Gebrauchtwagen kaufen?“ Interaktive Anforderungen und Selbstdarstellung in Verkaufsgesprächen. In: Brünner, G. / Graefen, G. (Hgg.) (1994), S. 328–350.
- Brünner, Gisela / Graefen, Gabriele (1994) (Hgg.): *Texte und Diskurse. Methoden und Forschungsergebnisse der Funktionalen Pragmatik*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Brünner, Gisela / Becker-Mrotzek, Michael (1996): Diskursanalyse und ihre Anwendung im Kommunikationstraining – am Beispiel einer Fortbildung im gewerblich-technischen Bereich. In: Rehbein, J. (Hg.): *Funktionale Pragmatik im Spektrum*. Dortmund: mimeo.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Bühlig, Kristin (1996): *Reformulierende Handlungen*. Tübingen: Narr.
- Cárdenes Melián, José (1997): *Aber, denn, dort, eben und ihre spanischen Entsprechungen. Eine funktional-pragmatische Studie zur Übersetzung deutscher Partikeln*. Münster: Waxmann.
- Ehlich, Konrad (1979): *Verwendungen der Deixis beim sprachlichen Handeln. Linguistisch-philologische Untersuchungen zum hebräischen deiktischen System*. 2 Bde. Frankfurt am Main, Bern, Las Vegas: Peter Lang.
- Ehlich, Konrad (1981): Schulischer Diskurs als Dialog? In: Schröder, P. / Sieger, H. (Hgg.): *Dialogforschung*. Düsseldorf: Schwann, S. 334–369. (2007) in: Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 3, S. 131–167.

- Ehlich, Konrad (1982): Deiktische und phorische Prozeduren beim literarischen Erzählen. In: Lämmert, E. (Hg.): *Erzählforschung. Ein Symposium*. Stuttgart: Metzler, S. 112–129. (2007) in Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 2, S. 119–140.
- Ehlich, Konrad (1983): Writing Ancillary to Telling. In: *Journal of Pragmatics* 7. Amsterdam: Elsevier, pp. 495–506. (2007) in Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 3, S. 551–563.
- Ehlich, Konrad (1984): Zum Textbegriff. In: Rothkegel, A. / Sandig, B. (Hgg.): *Text – Textsorten – Semantik. Linguistische Modelle und maschinelle Verfahren*. Hamburg: Buske, S. 9–25. (2007) in: Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 3, S. 531–550.
- Ehlich, Konrad (1986): *Interjektionen*. Tübingen: Niemeyer.
- Ehlich, Konrad (1991): Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse – Ziele und Verfahren. In: Flader, D. (Hg.): *Verbale Interaktion. Studien zur Empirie und Methodologie der Pragmatik*. Stuttgart: Metzler, S. 127–143. Zugleich in: Hoffmann, L. (Hg.) (1996): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 183–210. In diesem Band: S. 9–28.
- Ehlich, Konrad (1992): Scientific texts and deictic structures. In: Stein, D. (ed.): *Cooperating with written texts*. Berlin, New York: de Gruyter, pp. 201–229. (2007) in: Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 2, S. 91–117.
- Ehlich, Konrad (1993a): Deutsch als fremde Wissenschaftssprache. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 19. München: iudicium, S. 13–42.
- Ehlich, Konrad (1993b): HIAT – a Transcription System for Discourse Data. In: Edwards, J.A. / Lampert, M. D. (eds.): *Talking Data: Transcription and Coding in Discourse Research*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, pp. 123–148.
- Ehlich, Konrad (1994b): Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, H. / Ludwig, O. (Hgg.): *Schrift und Schriftlichkeit/Writing and Its Use*. 1. Halbband. Berlin, New York: de Gruyter, S. 18–41. [HSK 10.1]. (2007) in Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 3, S. 749–792.
- Ehlich, Konrad (1996): Interkulturelle Kommunikation. In: Nelde, P. H. / Goebel, H. u.a. (Hgg.): *Kontaktlinguistik*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 920–931. [HSK 12.1]. (2007) in Ehlich, K. *Transnationale Germanistik*. München: iudicium. S. 131–149.
- Ehlich, Konrad (1997): Religion als kommunikative Praxis. In: Binder, G. / Ehlich, K. (Hgg.): *Religiöse Kommunikation – Formen und Praxis vor der Neuzeit*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, S. 337–355. (2007) in Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 3, S. 281–298.
- Ehlich, Konrad (1998a): Linguistisches Feld und poetischer Fall – Eichendorffs „Lockung“. In: ders. (Hg.): *Eichendorffs Inkognito*. Wiesbaden: Harrassowitz, S. 161–194. (2007) in: Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 2, S. 369–397.
- Ehlich, Konrad (1998b): Sehen und Zeigen – Zu einigen sprachlichen Verfahren bei Goethe und Eichendorff. In: *Dokumentation des 26. Linguisten-Seminars 1998*. Tokyo: Japanische Gesellschaft für Germanistik, S. 18–57. (2007) in: Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 2, S. 323–367.
- Ehlich, Konrad / Redder, Angelika (Hgg.) (1994): *Gesprochene Sprache. Transkripte*. Tübingen: Niemeyer.
- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1976): Halbinterpretative Arbeitstranskriptionen (HIAT). In: *Linguistische Berichte* 45, S. 21–41.

- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1979): Sprachliche Handlungsmuster. In: Soeffner, H.-G. (Hg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart: Metzler, S. 243–274.
- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1986): *Muster und Institution: Untersuchungen zur schulischen Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Eissenhauer, Sebastian (1999): *Relativsätze im Vergleich: Deutsch – Arabisch*. Münster: Waxmann.
- Glück, Helmut (Hg.) (1993): *Metzler-Lexikon Sprache*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Graefen, Gabriele (1997): *Der Wissenschaftliche Artikel – Textart und Textorganisation*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Grißhaber, Wilhelm (1987): *Authentisches und zitierendes Handeln. Bd. I. Einstellungsgespräche. Bd. II. Rollenspiele im Sprachunterricht*. Tübingen: Narr.
- Grißhaber, Wilhelm (1999): *Die relationierende Prozedur. Zu Grammatik und Pragmatik lokaler Präpositionen und ihrer Verwendung durch türkische Deutschlerner*. Münster: Waxmann.
- Hartog, Jennifer (1996): *Das genetische Beratungsgespräch*. Tübingen: Narr.
- Hoffmann, Ludger (1983): *Kommunikation vor Gericht*. Tübingen: Narr.
- Hoffmann, Ludger (1996): Satz. In: *Deutsche Sprache 3*, S. 193–223.
- Hoffmann, Ludger (1997): Teile A, B1, B2, C, H2. In: Zifonun, G. / Hoffmann, L. / Strecker, B. / Ballweg, J. et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Hoffmann, Ludger (1998): Ellipse und Analepse. In: Redder, A. / Rehbein, J. (Hgg.) (1998), S. 69–90.
- Koerfer, Armin (1994): Interkulturelle Kommunikation vor Gericht. In: Brünner, G. / Graefen, G. (Hgg.) (1994), S. 351–373.
- Koole, Tom / ten Thijs, Jan (1994): Der interkulturelle Diskurs von Teambesprechungen. Zu einer Pragmatik der Mehrsprachigkeit. In: Brünner, G. / Graefen, G. (Hgg.) (1994), S. 412–435.
- Kügelgen, Rainer von (1994): *Diskurs Mathematik. Kommunikationsanalysen zum reflektierenden Lernen*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Liedke, Martina (1994): *Die Mikro-Organisation von Verständigung. Diskursuntersuchungen zu griechischen und deutschen Partikeln*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Liedke, Martina (1997): Institution und Interkultur. In: Knapp-Pothhoff, A. / Liedke, M. (Hgg.): *Aspekte interkultureller Kommunikationsfähigkeit*. München: iudicium, S. 155–179.
- Liedke, Martina / Redder, Angelika / Scheiter, Susanne (1999): Interkulturelles Handeln lehren – ein diskursanalytischer Trainingsansatz. In: Brünner, G. / Fiehler, R. / Kindt, W. (Hgg.): *Angewandte Diskursforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 148–179.
- Löning, Petra / Rehbein, Jochen (Hgg.) (1993): *Arzt-Patienten-Kommunikation. Analysen zu interdisziplinären Problemen des medizinischen Diskurses*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Mater, Erich (1966): *Deutsche Verben. Bd. 1*. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Matras, Yaron (1996): Prozedurale Fusion: Grammatische Interferenzschichten im Romanes. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung 49*. Berlin: Akademie-Verlag, S. 60–78.
- Melián, José Cárdenes (1997): *Aber, denn, doch, eben und ihre spanischen Entsprechungen. Eine funktional-pragmatische Studie zur Übersetzung deutscher Partikeln*. Münster, München: Waxmann.

- Menz, Florian (1991): *Der geheime Dialog. Medizinische Ausbildung und institutionalisierte Verschleierungen in der Arzt-Patienten-Kommunikation. Eine diskursanalytische Studie.* Frankfurt am Main: Peter Lang.
- van Peer, Willie (1984): Toward a pragmatic theory of connexity: An analysis of the use of the conjunction AND from a functional perspective. In: Petöfi, J. / Sözer, E. / Charolles, M. (Hgg.): *Research in Text Connexity and Text Coherence.* Hamburg: Buske.
- Rasoloson, Janie N. (1994): *Interjektionen im Kontrast. Am Beispiel der deutschen, madagassischen, englischen und französischen Sprache.* Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Redder, Angelika (Hg.) (1983): Kommunikation in Institutionen. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* OBST 24.
- Redder, Angelika (1984): *Modalverben im Unterrichtsdiskurs. Pragmatik der Modalverben am Beispiel eines institutionellen Diskurses.* Tübingen: Niemeyer.
- Redder, Angelika (1990): *Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: ‚denn‘ und ‚da‘.* Tübingen: Niemeyer.
- Redder, Angelika (1994): „Bergungsunternehmen“-Prozeduren des Malfeldes beim Erzählen. In: Brünner, G. / Graefen, G. (Hgg.) (1994), S. 238–264.
- Redder, Angelika (1998): Sprachwissen als handlungspraktisches Bewusstsein – eine funktional-pragmatische Diskussion. In: *Didaktik Deutsch / Heft 5.* S. 60–76.
- Redder, Angelika (2000): Textdeixis. In: Brinker, K. / Antos, G. / Heinemann, W. / Sager S.F. (Hgg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung.* Berlin, New York: de Gruyter, S. 283–294. [HSK 16.1].
- Redder, Angelika / Rehbein, Jochen (1987a): Arbeiten zur Interkulturellen Kommunikation. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* OBST 38.
- Redder, Angelika / Rehbein, Jochen (1987b): Zum Begriff der Kultur. In: Redder, A. / Rehbein, J. (Hgg.) (1987a), S. 7–21.
- Redder, Angelika / Rehbein, Jochen (Hgg.) (1998): *Grammatik und mentale Prozesse.* Tübingen: Stauffenburg.
- Rehbein, Jochen (1972): Entschuldigungen und Rechtfertigungen. Zur Sequenzierung von kommunikativen Handlungen. In: Wunderlich, D. (Hg.): *Linguistische Pragmatik.* Frankfurt am Main: Athenäum, S. 288–317.
- Rehbein, Jochen (1977): *Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache.* Stuttgart: Metzler.
- Rehbein, Jochen (1979): Sprechhandlungsaugmente. Zur Organisation der Hörersteuerung. In: Weydt, H. (Hg.): *Die Partikeln der deutschen Sprache.* Berlin, New York: de Gruyter, S. 58–74.
- Rehbein, Jochen (1985): Einführung in die Interkulturelle Kommunikation. In: Rehbein, J. (Hg.): *Interkulturelle Kommunikation.* Tübingen: Narr, S. 7–39.
- Rehbein, Jochen (1995a): International Sales Talk. In: Ehlich, K. / Wagner, J. (eds.): *The Discourse of Business Negotiation.* Berlin, New York: de Gruyter, pp. 67–102.
- Rehbein, Jochen (1995b): Über zusammengesetzte Verweiswörter und ihre Rolle in argumentierender Rede. In: Wohlrapp, H. (Hg.): *Wege der Argumentationsforschung.* Stuttgart, Bad Cannstatt: frommann holzboog, S. 166–197.
- Rehbein, Jochen (1996a): Grammatik kontrastiv – am Beispiel von Problemen mit der Stellung finiter Elemente. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 21, S. 265–292.
- Rehbein, Jochen (1996b): Interkulturelle Mißverständnisse in der Arzt-Patienten-Kommunikation. In: *Curare* 9, 179–182.

- Rehbein, Jochen (1997): Die Verwendung von Institutionensprache in Ämtern und Behörden. In: Hoffmann, L. / Kalverkämper, H. / Wiegand, E.H. (Hgg.): *Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 660–675. [HSK 14.1.].
- Riedner, Ursula R. (1996): *Sprachliche Felder und literarische Wirkung. Exemplarische Analysen an Brigitte Kronauers Roman „Rita Münster“*. München: iudicium.
- Sauer, Christoph (1994): Die Mühen des Anfangs. Eine Parteianhörung im Zivilprozeß. In: Rotter, F. (Hg.): *Psychiatrie, Psychotherapie und Recht*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang, S. 115–132.
- Sauer, Christoph (1998): *Der aufdringliche Text. Sprachpolitik und NS-Ideologie in der „Deutschen Zeitung in den Niederlanden“*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Schlickau, Stephan (1996): *Moderation im Rundfunk. Diskursanalytische Untersuchungen zu kommunikativen Strategien deutscher und britischer Moderatoren*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim: Dudenverlag.

Pragmatik

(Eintrag aus dem Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft)

Theoretischer Ansatz, der den Handlungscharakter von Sprechen, Sprache und Sprachsystemen behandelt.

Explication: Arbeitsfeld und -methode der Linguistik, entwickelt aus der Analyse von Erscheinungen wie sprachlichen Zeigeprozeduren („Deixis“) oder von Sprechhandlungen (*Sprechakten*). Pragmatik thematisiert Bereiche, die in der älteren Sprachwissenschaft weithin vernachlässigt waren, und trägt zu einer Neukonzeptualisierung von Sprache als Mittel und Resultat des Handelns von miteinander in der *Kommunikation* Interagierenden bei. Sie bietet wie die *Textlinguistik* Möglichkeiten linguistischer Analysen auch von die Satzgrenze übersteigenden sprachlichen Gebilden wie *Diskursen* und *Texten*, bestimmt diese jedoch zugleich als Formen sozialer Praxis.

Wortgeschichte: Der Ausdruck ist eine neuere wissenschaftssprachliche Kunstbildung unter Verwendung des griech. *πρᾶγμα* [*prágma*] ‚Handlung‘, ‚Tat‘. Die ins Dt. (*Pragmatik*), Engl. (*pragmatics*), Frz. (*pragmatique*) eingeführte Bezeichnung ist in Analogie zu *Grammatik*, *Rhetorik* u.ä. gebildet. *Pragmatik* (belegt seit dem 19. Jh.) und *pragmatisch* (belegt seit dem 17. Jh.) haben in der Alltagssprache einen unterterminologischen Gebrauch für ‚sachbezogen‘, ‚ohne weitere allgemeine Überlegungen‘, ‚aufs Nützliche ausgerichtet‘ (vgl. Kluge 1883, S. 644) – ein Gebrauch, der *pragmatisch* in Gegensatz zu *Theorie* bringt und am antiken *πραγματικὸς* [*pragmatikós*] ‚tüchtig beim Handeln (= den Geschäften)‘ anknüpft. Die wissenschaftliche Verwendung (nachweisbar mindestens seit Wolff 1740, § 35, zu § 104f.) bezeichnet demgegenüber durchgehend theoretische Sachverhalte.

Begriffsgeschichte: Nach älteren Verwendungen (historischen und rechtlichen: z.B. *Pragmatische Sanktion*) gebrauchte Kant *pragmatisch* außer in der Gegenüberstellung zu ‚theoretisch‘ als Oppositionsbegriff zu ‚spekulativ‘, ‚physiologisch‘, ‚moralisch‘ und ‚schulmäßig‘ (Kühne-Bertram 1983;

1989, Sp. 1242). Eine ‚Ermüdung‘ des Gebrauchs im Laufe des 19. Jhs. ermöglichte an dessen Ende eine Neubestimmung in der aufkommenden US-amerikanischen Philosophie (William James und Ch. S. Peirce), die vom Gedanken der Nützlichkeit ausgeht (‚Pragmatismus‘). Peirce verbindet das Wortfeld *Pragmatik* zugleich mit einer allgemeinen Zeichenlehre (*Semiotik*). Er knüpft an die ‚Kritik der reinen Vernunft‘ Kants explizit an (1965, S. 273f.). Die US-amerikanische Tradition setzte sich über G. H. Mead bei Ch. W. Morris fort. Im Rahmen seiner Versuche, eine ‚Unified theory of science‘ zu entwickeln, erarbeitete Morris eine allgemeine Zeichenlehre (*Zeichen*). In dieser behandelt er nicht nur die Semantik des Zeichens (Verhältnis von Zeichen und Bezeichnetem) und die Syntaktik des Zeichens (Verhältnis von Zeichen zu Zeichen), sondern auch das Verhältnis von Zeichen und Zeichenbenutzer (Interpret). Diesen Aspekt faßt er mit dem Terminus *pragmatics* (1938). Seine Überlegungen stehen in engem Zusammenhang mit den Konzepten Carnaps (1939, § 1–9 zur logischen Analyse der Sprache; vgl. Morris 1963). In seiner Untersuchung über ‚Signs, language, and behavior‘ bestimmt Morris (1946, S. 219) Pragmatik als „that portion of semiotic which deals with the origin, uses and effects of signs within the behavior in which they occur“.

Mit Apels Konzept einer „transzendentalen Sprachpragmatik“ (1974) und Habermas’ Entwurf einer „Universalpragmatik“ (1971; 1981) wird der Begriff erweitert und geht so – ebenso wie die in der angelsächsischen Linguistik und Logik entwickelten Konzepte zu pragmatischen Sprachphänomenen – in die Entwicklung einer handlungstheoretischen Sprachtheorie ein, die seit den 1970er Jahren insbesondere in Deutschland vorangetrieben wird (Wunderlich; Ehlich/Rehbein: Funktionale Pragmatik); Hier werden einerseits die von angelsächsischen Verwendungen des Begriffs (vgl. Levinson 1983; Verschueren u.a. 1995) bestimmten Herangehensweisen (vgl. z.B. Meibauer 1999) fortgeschrieben und – z.T. unter Einbezug des späten Wittgenstein (*Sprachspiel*) – weiterentwickelt; andererseits wird unter kritischer Anknüpfung daran ein breites Spektrum eigenständiger Konzeptionen der Theoriebildung entfaltet. Entsprechend vielfältig ist die Verwendung des Begriffs ‚Pragmatik‘ in der gegenwärtigen Diskussion.

Sachgeschichte/Forschungsgeschichte: Als Handlungstheorie war Pragmatik (meist nicht unter diesem Namen) weit ausgelegt; sie fällt auch in die Bereiche der Philosophie (H. Lenk), Soziologie (M. Weber, T. Parsons, G.H. Mead, J. Habermas), Kommunikationswissenschaft und Psychologie (Th. Herrmann, C. F. Graumann, K. Holzkamp). Demgegenüber ist in den letzten 30 Jahren eine deutliche Spezifizierung und Konzentri-

on auf das sprachliche Handeln als Objektbereich erfolgt, und zwar von seiten der ‚linguistischen Pragmatik‘.

Diese bearbeitet (a) eine Reihe von in der traditionellen Linguistik vernachlässigten Phänomenen („Pragmalinguistik“) und entwickelt (b) eine Grundlagentheorie für sprachliches Handeln und Sprache.

Der ‚additiven‘ Konzeption (a) liegt eine Aufteilung in eine ‚Kernlinguistik‘ und diese sekundär ergänzende periphere Bereiche zugrunde. Dabei ist die Tendenz unverkennbar, die Grenze zwischen Semantik und Pragmatik zunehmend zugunsten der Semantik zu verschieben. Hauptsächliche Gebiete (vgl. Meibauer 1999) sind die sprachliche Deixis, die Implikationen (die, um von Fragen der logischen *Argumentation* (*Analytische Literaturwissenschaft*) hinreichend unterschieden zu sein, im Anschluß an H. P. Grice *Implikaturen* genannt werden), die *Präsuppositionen* (vgl. Levinson 1983, § 4), das Verhältnis von Satztyp und Satzmodus (Meibauer 1999, § 6); z.T. werden auch ältere ‚Ergänzungen‘ traditioneller linguistischer Theoriebildung wie *Thema/Rhema* (Prager Schule) oder *Kohärenz* als Teilbereiche der Pragmatik re-interpretiert. Außerdem werden bestimmte Gebiete der ‚speech-act-theory‘ (Austin 1962; Searle 1969; *Sprechakt*) und der ‚conversation analysis‘ additiv-pragmatisch einbezogen.

Eine innere Verbindung zwischen den verschiedenen Phänomenbereichen ergibt sich so kaum. Vielmehr bildet die additive Pragmatik bestimmte Theorieentwicklungen, die jeweils ihren eigenen Fragestellungen, Disziplinzusammenhängen und methodologischen Verpflichtungen folgen, eklektizistisch-synkretistisch in einen Gesamtbereich ‚Pragmatik‘ ab.

Soll Pragmatik nicht bei einer ergänzenden Reparatur von Defiziten verbleiben, entwickelt sie sich (b) als eine Grundlagenkritik dieser arbeitsteiligen Sprachauffassung. Sie stellt sich die Aufgabe der Rekonstruktion des sprachlichen Handelns und der dafür gesellschaftlich ausgearbeiteten Handlungsmittel, der Sprache(n). So läßt sich ein systematischer Aufbau linguistischer Theoriebildung ermöglichen. Die Erkenntnisse der Sprechakt-Theorie und diejenigen zur Deixis werden in ein integrales Konzept sprachlicher Handlungen, der sie konstituierenden Akte und der in diese eingehenden Prozeduren kritisch überführt. Die Kritik überwindet die verbleibende satzgrammatisch-logische Fixierung der Sprechakttheorie. ‚Prozeduren‘, ‚Akte‘ und ‚Sprechhandlungen‘ werden von den Sprechenden und Hörenden in ihrer sprachlichen Praxis zu größeren Einheiten, den *Diskursen*, synthetisiert. Dies geschieht in institutionellen Zusammenhängen. Die einzelnen Sprechhandlungen realisieren ausgearbeitete gesellschaftliche Handlungsmuster, auf die die Handelnden in ihrer Interaktion zurückgreifen können.

Die linguistischen Defizite, zu deren Kompensation die additive Pragmatik, zu deren Kritik hingegen die Neubestimmungen von Gegen-

standsbereichen und Methoden der Sprachwissenschaft als Handlungstheorie beigetragen haben, ergeben sich aus frühen Weichenstellungen der sprachwissenschaftlichen Theoriebildung, so schon in der Schrift ‚*Peri hermeneias*‘ des Aristoteles, insofern dieser alle nicht-assertiven, nicht bejahungs- bzw. verneinungsfähigen Typen sprachlichen Handelns aus seiner Betrachtung ausschloß. In der antiken Theoriebildung waren Aspekte des Handlungscharakters von Sprache nicht in der grammatischen Disziplin bzw. der (bei den Stoikern im Zentrum stehenden) semantischen Fragestellung untergebracht, sondern in der *Rhetorik*. Dort werden Handlungsaspekte insbesondere in der Lehre vom *Aptum* aufgegriffen (vgl. Lausberg).

Die Entscheidung des Aristoteles wurde philosophisch erst vom späten Wittgenstein, sprachwissenschaftlich erst von Austin (1962) revidiert. Austin analysierte mit sprachlichen Handlungsformen wie der Warnung, der Danksagung, dem Versprechen, der Bitte, der Aufforderung usw. zugleich den Handlungscharakter von Sprache insgesamt (vgl. Ehlich 2000). Ähnlich hatten Sprachwissenschaftler wie Brugmann (1904; 1917), Wegener (1885), Gardiner (1932) und vor allem Bühler (1934) zwei bis eine Generation früher Ausdrucksklassen identifiziert, die nicht in der gleichen Weise erfaßbar waren wie die Wörter, nach deren *Bedeutung* im üblichen ontologisch-semiotischen Raster gefragt wurde. Die Bedeutung von Wörtern wie *hier* und *jetzt* oder *ich* und *du* verändert sich mit der sprachlichen Handlung, innerhalb derer sie eingesetzt werden, und ist nicht ein für allemal festschreibbar. Bühler (1934) machte solche sprachlichen Phänomene zu einem der tragenden Teile seiner ‚Sprachtheorie‘. Eine umfassende Rezeption dieses Werkes setzte erst in den späten 1960er Jahren ein und steht zugleich am Beginn der ‚pragmatischen Wende‘ in der bundesrepublikanischen Linguistik (vgl. Wunderlich 1972; 1976).

Die linguistische Pragmatik, besonders deren integrale Konzeptionen ermöglichen neue Kooperationen zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft. Sie bieten Ansätze, das Problem der *Fiktion* in Abgrenzung von anderen Typen der Sprachverwendung zu fassen. Die Fiktionalität des Dramas wurde als Verletzung pragmatischer Konventionen (im Unterschied zur Verletzung semantischer in der Erzählliteratur) beschrieben (Fricke 1982). Sowohl traditionelle Felder der *Stilistik*, aber auch literaturwissenschaftliche Fragestellungen wie die *Produktions-* und *Rezeptionsästhetik*, die sozialen Zusammenhänge von Literatur und weitere werden linguistisch-pragmatisch aufgegriffen und in bezug auf die Spezifik des hier vorliegenden sprachlichen Handelns analysiert (s. Krusche 2001).

Literatur

- Apel, Karl-Otto (1974): Zur Idee einer transzendentalen Sprach-Pragmatik. In: Simon, J. (Hg.): *Aspekte und Probleme der Sprachphilosophie*. Freiburg, München: Alber, S. 283–326.
- Austin, John L. (1962): *How to do Things with Words*. London: Oxford University Press.
- Brugmann, Karl (1904): *Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen*. Leipzig: Teubner.
- Brugmann, Karl (1917): *Zu den Wörtern für ‚heute‘, ‚gestern‘, ‚morgen‘ in den indogermanischen Sprachen*. Leipzig: Teubner.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Carnap, Rudolf (1939): *Foundations of logic and mathematics*. Chicago: University of Chicago Press.
- Ehlich, Konrad (2003): Aristoteles, die Sprachphilosophie und die Pragmatik. In: Abteilung für deutsche Sprache und Philologie (Hg.): *Wissenschaftliches Jahrbuch der philosophischen Fakultät (1997–2000)*. Thessaloniki: Aristoteles Universität, S. 39–59. In diesem Band: S. 279–297.
- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1986): *Muster und Institution. Untersuchungen zur schulischen Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Fricke, Harald (1982): Semantics or pragmatics of fictionality? In: *Poetics* 11, S. 439–452.
- Gardiner, Alan H. (1932): *The Theory of Speech and Language*. Oxford: Clarendon Press. Reprint 1979. Oxford: Oxford University Press.
- Habermas, Jürgen (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Habermas, J. / Luhmann, N. (Hgg.) (1971): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 101–141.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kluge, Friedrich (1883): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 22. Aufl. 1989. Hg. v. E. Seebold. Berlin, New York: de Gruyter.
- Krusche, Dietrich (2001): *Zeigen im Text*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Kühne-Bertram, Gudrun (1983): Aspekte der Geschichte und der Bedeutungen des Begriffs ‚pragmatisch‘ in den philosophischen Wissenschaften des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 27. S. 158–186.
- Kühne-Bertram, Gudrun (1989): ‚Pragmatisch‘. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* 7. Basel: Schwabe & Co AG, Sp. 1241–1244.
- Lausberg, Heinrich (1960): *Handbuch der literarischen Rhetorik*. 2. Aufl. 1973. München: Max Hueber Verlag.
- Levinson, Stephen C. (1983): *Pragmatics*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Meibauer, Jörg (1999): *Pragmatik*. Tübingen: Stauffenburg.
- Morris, Charles W. (1938): Foundations of the Theory of Signs. In: Neurath, O. / Carnap, R. / Morris, C.W. (eds.): *Toward an International Encyclopedia of Unified Science. Vol. 1*. Chicago: University of Chicago Press, pp. 77–137.
- Morris, Charles W. (1946): *Signs, language and behavior*. New York: Braziller.
- Morris, Charles W. (1963): Pragmatism and logical empirism. In: Schilpp, P.A. (ed.): *The philosophy of Rudolf Carnap*. La Salle: Open Court, S. 87–98.
- Peirce, Charles S. (1965): *Collected papers. Band 5: Pragmatism and pragmaticism*. Ed. by C. Hartshorne / P. Weiss. Cambridge: Harvard University Press.

- Rehbein, Jochen (1977): *Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache*. Stuttgart: Metzler.
- Searle, John R. (1969): *Speech acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Verschueren, Jef et al. (1995): *Handbook of pragmatics*. Amsterdam: Benjamins.
- Wegener, Philipp (1885): *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Halle: Niemeyer.
- Wittgenstein, Ludwig (1952): Philosophische Untersuchungen. In: Wittgenstein, L. (1960): *Schriften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wolff, Christian (1740): *Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt. Anderer Theil*. 4. Aufl. 1740. Frankfurt am Main. Repr. 1983 in Hildesheim u.a.: Georg Olms Verlag.
- Wunderlich, Dieter (Hg.) (1972): *Linguistische Pragmatik*. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Wunderlich, Dieter (1976): *Studien zur Sprechaktttheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

B

Sprachtheorie und Pragmatik

Sprachmittel und Sprachzwecke*

Spektabilis!

Sehr geehrte, liebe Kolleginnen und Kollegen!

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen!

Liebe Freunde!

Meine Damen und Herren!

Und – last and not least – geachte collega's, medewerksters en medewerkers, beste vrienden!

Sprache ist Mittel zu mancherlei Zwecken. Unter anderem kann sie dazu verwendet werden, Einladungen auszusprechen. Sie sind einer solchen Sprachverwendung gefolgt und erwarten nun die Antrittsvorlesung eines Privatdozenten über „Sprachmittel und Sprachzwecke“.

Manchmal widerfährt im Umkreis derartiger Veranstaltungen der Sprache Eigenartiges; teils entfernen die Sachen sich von den Wörtern, teils werfen die Wörter unerwartetes Licht auf die Sache:

Eine Vorlesung, belehrt uns die Etymologie, habe etwas mit dem Vorlesen zu tun – ich hoffe, ich kann dies ein wenig beschränken, kann Ihnen auch etwas *vortragen*, wie es der Hochschuldidaktiker als Anwalt der Zuhörer vom Dozenten verlangt. – Der Dozent tritt als Privatdozent auf – und die Entwicklung an deutschen Universitäten scheut keine Mühe, die Etymologie dieses Wortes wieder in ihr Recht zu setzen: der Dozent doziert wieder privat. Was lange ein Relikt war, wird – und nicht dies allein – zur beklemmenden Aktualität.

Der auf eigene Kosten lehrende Dozent erfährt die bitteren Konsequenzen, die die Universitätsgesetze als Leiden mehr denn als Lohn für die wissenschaftliche Mühe bereithalten. Er lernt, daß es töricht war, sich der Erkenntnis zu widmen statt der Ministerialbürokratie, und daß er schlecht beraten war, sich in den Gängen der Akademie aufzuhalten statt in denen der Lobby. Diesem Zusammenhang der neuesten deutschen Wissenschaft

* Antrittsvorlesung, gehalten am 24. November 1981 an der Universität Düsseldorf. Die Form dieser Antrittsvorlesung wurde beibehalten.

glücklich entgangen, halte ich meine Antrittsvorlesung zu spät – und ich bin froh darüber. Dies tue ich eingedenk einer unerträglichen wissenschaftspraktischen Situation, in der nichts minder zum Professor tauglich zu machen scheint als die Habilitation; einer Situation, die nach Veränderung, nach der Wiedereinsetzung der Wissenschaft in diesen Teil des akademischen Zusammenhangs ruft.

Was als Antrittsvorlesung angekündigt ist, wird unter der Hand zur Abschiedsvorlesung, zum Abschied aus einem Arbeitszusammenhang am Seminar für allgemeine Sprachwissenschaft, den ich geschätzt habe und der meine Entwicklung wesentlich bestimmte.

Zurückblickend auf die Einladung, sind also die sprachlichen Mittel in ein merkwürdiges Verhältnis getreten zu den Zwecken, für die sie eingesetzt wurden – so könnte man meinen, wüßte man nicht, daß die Antrittsvorlesung als ganze, wenn schon nicht Mittel zu einem anderen, ethnologisch beschreibbaren Zweck, so doch unumgänglich in jenem initiatorischen Zweckzusammenhang steht, der sein eigenes Recht behauptet.

Gleichwohl: Einladung, Anlaß, Text und die Sprache finden sich wieder in einer merkwürdigen Verschiebung von Sinn und Bedeutung, von Worten und Wörtern. Dies alles kann der Sprechende tun mit der Sprache, indem er sie zum Mittel für mancherlei Zwecke macht.

1. Sprachvielfalt und Typologisierung

Nicht dieses Verhältnis von Mittel und Zweck ist es jedoch, dem meine Vorlesung sich widmet (auch wenn mancher von einem linguistischen Pragmatiker eben dies wohl dürfte erwartet haben). Pragmatik will mehr, als ein addendum zur Linguistik zu liefern; Pragmatik will die Fülle des sprachlichen Handelns rekonstruieren. Dazu gehört – was systematisch verdrängt wurde –, daß der Aufbau von Sprachen selbst menschliches Handeln ist, daß Sprachen keine Naturgrößen sind, sondern Ergebnis menschlicher Tätigkeit, menschlicher Problemlösungen. Mir geht es heute um Sprachsysteme und ihre Struktur und um die sprachlichen Mittel und sprachlichen Zwecke, um die Mittel für Sprache und um Zwecke, denen Sprachen genügen müssen, um Sprache zu sein. Mir geht es also darum, daß die Sprachen der Erde so außerordentlich verschieden sind; mir geht es um einen der Aspekte, die an Sprache Linguisten wie Laien, Experten des Sprechens wie Experten der Analyse des Sprechens am meisten faszinieren: die Vielfalt der Sprachen.

Während die erstaunliche Fähigkeit des Kindes, in kurzer Zeit seine Sprache zu lernen, zu immer neuem Staunen Anlaß gegeben hat, ist die

Sprachvielfalt früh als etwas Anstößiges angesehen worden, als etwas, das nicht einfach Erstaunen, sondern Verwirrung hervorruft.

Eine der sehr alten Erzählungen der Menschheit (und vielleicht eine der ältesten, die Sprache zum Thema hat) sucht nach einer Erklärung für die Sprachvielfalt. Sie entwirft sie vor dem Hintergrund des Gedankens einer einheitlichen Sprache für alle Menschen; ich spreche vom Turmbau zu Babel, dem Ort, an dem die Sprachen aller Länder verwirrt wurden. Mit den Denk- und Darstellungsverfahren der damaligen Zeit wird diese Einheitssprache als ein vergangenes, aufs Spiel gesetztes kostbares Gut verstanden, das durch die Schuld der Menschen verloren ging. Die Redaktoren, die die Geschichte des Turmbaus verarbeiteten, verknüpften den Skandal mit seinen Folgen – und das in geradezu wissenschaftlicher Akribie: sie fügten die Geschichte an eine Beschreibung der damaligen Weltbevölkerung „nach ihren Geschlechtern, Sprachen, Ländern und Leuten“ an (Gen.10,5; vgl. 6.21.31): insgesamt 72 Namen, die nach drei Gruppen systematisch, nämlich als Nachkommen der drei Söhne Noahs, geordnet werden: die Japhetiten, die Hamiten und die Semiten. Es sollte Jahrtausende dauern, bis die Sprachwissenschaft sich dieses Ansatzes besann und ihn aufnahm, um etwas Ordnung in den Wirrwarr der Sprachvielfalt zu bringen. Sie sprach dann von der semitischen und hamitischen, etwas später und bis heute umstritten, von der japhetitischen Sprachfamilie.

Die Sprachvielfalt hat die Linguistik fasziniert, und sie ist einer ihrer wichtigsten Gegenstände geblieben. Nach den glänzenden ersten Etappen der Datensammlung (etwa im Mithridates) und der Entdeckung partieller Ordnungsschemata (Semitismusthese und Indogermanismusthese) erreichte sie mit den erstaunlichen Systementwürfen Schlegels und Humboldts eine frühe Blüte. In den folgenden Jahrzehnten weitete sich die Einzelforschung aus, die Systementwürfe hingegen wurden zur Typologie zurückgenommen. Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde die Frage nach der Sprachvielfalt wieder systematisch gestellt, inzwischen auf dem Hintergrund vielfältiger linguistischer Methodenentwicklungen. Dies geschah z.B. bei Greenberg und Skalička oder in den großen Universalienprojekten in Stanford und Köln.

Traditionell liegen die Schwerpunkte auf zwei Gebieten der Sprache: der Morphologie (also der Formenlehre) und der Syntax (hier besonders bei der Anordnung der Satzteile im Satz). Skalička und das Kölner Projekt unter der Leitung von Seiler bringen neue, differenzierte Fragestellungen auf, indem sie das sprachlich Darzustellende und die Darstellungsweisen systematischer als bisher thematisieren. An ihren Konzeptionen wird deutlich, daß die Typologie der Sprachen reichhaltiger ist, als es die überkommenen Kategorien erkennen lassen. Hier möchte ich anknüpfen. Das

Werkzeug des Linguisten, seine Kategorien, gehen stillschweigend immer schon davon aus, daß Sprache ein – wenn auch veränderliches – Ding in sich selbst ist. Diese Annahme kommt mit unserer eigenen Erfahrung mit Sprache überein, und es ist unergiebig, über die frühen Sprachformen zu spekulieren, die uns nicht mehr zugänglich sind. Was bei einer solchen Auffassung jedoch übersehen wird, ist der systematische Gesichtspunkt, daß die Strukturen der Sprachen als Resultat die Ergebnisse von Entscheidungen enthalten, die beim Sprachaufbau der einen Sprache so, bei dem der anderen anders gefällt wurden.

Ich behandle also ein Problem, das ich Strukturentscheidungen beim Sprachaufbau nenne.

In Teil 2 erläutere ich, was ich damit meine. In den Teilen 3–6 führe ich an Beispielen aus, zu welchen Ergebnissen Strukturentscheidungen führen. Zum Schluß will ich kurz erörtern, welche Konsequenzen sich für den Aufbau einer Sprachtypologie ergeben.

2. Sprachaufbau – Die systematischen Bestimmungen

Die Zahl der menschlichen Sprachen ist bis heute nicht genau bekannt, weder synchron, zu unserer eigenen Zeit, noch gar diachron, durch die Geschichte hindurch. Jedenfalls gibt es mehrere tausend. Trotz aller Unterschiede haben sie etwas Gemeinsames; sie alle sind schließlich Sprachen. Bei aller Vielfalt im einzelnen bedient sich die Menschheit eines einheitlichen Verfahrens für ihren Verkehr, für ihre Kommunikation. Allerdings liegt nicht einfach offen zutage, was diese Gemeinsamkeit der Sprache ausmacht. Ich will mich hier nicht auf das Geschäft einlassen, Sprache „definieren“ zu wollen. Zwei wesentliche Bestimmungen für Sprache lassen sich gleichwohl herausheben:

Sprache setzt sich aus Lauten zusammen. Sprache dient der Übermittlung von „Bedeutungen“. (Diese Doppelheit ist weitgehend anerkannt – obwohl es auch Grenzfälle gibt: wie steht es z.B. mit der Zeichensprache der Hörgeschädigten? Welchen Stellenwert haben geschriebene Sprachen?).

Laute und Bedeutungen stehen im Verhältnis zueinander: Die Sprache bedient sich der Laute, um Bedeutungen zu übermitteln. Damit macht Sprache Gebrauch von der akustischen Dimension der physikalischen Wirklichkeit.

Das Verhältnis von Laut und Bedeutung ist zentral für den Sprachaufbau und für sein Resultat, die Sprachstrukturen. Die *physikalisch-akustische* Wirklichkeit bietet eine Reihe von Möglichkeiten an, die beim Sprachaufbau genutzt werden. Nur unter Beachtung dieser Möglichkeiten

kann es zum Sprachaufbau kommen. Die Möglichkeiten der physikalisch-akustischen Wirklichkeit bieten einen ersten Bereich von *Mitteln* für Sprache, von Sprachmitteln.

Neben diesem Bereich ist ein zweiter Bereich von Mitteln involviert. Er ist *mentaler* Art, geistiger Art. Saussure, Bally u.a. haben diese beiden Aspekte – allerdings nur in der Form von Vorstellungen – zur Grundlage ihrer Sprachtheorie gemacht.

Die Mittel beider Arten, die lautlichen wie die mentalen, können im einzelnen „unendlich oft“ eingesetzt werden – durch ihre Wiederholbarkeit und ihre wiederholte Anwendung. Die Zahl dieser Mittel hingegen ist endlich. Daraus folgt für den Sprachaufbau die Notwendigkeit und die Wirklichkeit eines ökonomischen, sinnvollen Gebrauchs dieser Mittel. Die Mittel haben verschiedene Aufgaben zu erfüllen, damit überhaupt eine Sprache entsteht. Die Herstellung, der Aufbau einer Sprache, ist also ein Aufgabentyp eigener Art. Er wird durch die Organisationsform der jeweiligen Sprache gelöst. Nennen wir diese Art von Aufgaben die „*sprachinternen Zwecke*“ oder im folgenden auch kurz „*Sprachzwecke*“. Der Endlichkeit der Sprachmittel entspricht die Endlichkeit der Sprachzwecke. Die Sprecher, die eine Sprache entwickeln, erhalten und verändern, ordnen die Sprachmittel, die zur Verfügung stehen, den Sprachzwecken, die zu erfüllen sind, in einer jeweils spezifischen Weise zu. Das Ergebnis ihrer Zuordnung ist die jeweilige *Sprachstruktur*.

Einige wesentliche sprachinterne Zwecke sowie einige wesentliche Sprachmittel lassen sich relativ leicht bestimmen. Zu den *sprachinternen Zwecken* gehören vor allem die folgenden:

- die *Materialisierung* gedanklicher Einheiten;
- Umsetzungen der *Gleichzeitigkeit* gedanklicher Einheiten in das *Nacheinander* syntagmatischer Ordnung;
- die Kennzeichnung von mentalen und extra-mental *Beziehungen* zwischen einzelnen gedanklichen Einheiten bzw. zwischen verschiedenen Objekten und Sachverhalten der außergedanklichen Wirklichkeit;
- die Anzeige oder *Indizierung* von *sprachexternen Sprachzwecken*.

Die letzte Bestimmung hat einen neuen Gedanken hereingebracht, über den hier noch ein Satz zu sagen ist. Bereits eingangs hatte ich unterschieden zwischen den mancherlei Zwecken, zu denen Sprache verwendet werden kann, und den sprachbezogenen Zwecken selbst. Beide sind analytisch sorgsam zu scheiden. Erst so wird es möglich, die spezifische Beziehung zwischen beiden Arten von Sprachzwecken zu erkennen.

Zu den Mitteln, die für die sprachinternen Zwecke prinzipiell zur Verfügung stehen, gehören:

- die *physikalisch-akustischen* Mittel der Laut-, Ton- und Intonationsbildung sowie der Modulation;
- *Verfahren* des Nacheinandersetzens, der *Serialisierung* von in sich verschiedenen, voneinander differenzierten Einheiten;
- die Ausbildung von *strukturierten Formen*;
- die Herausbildung von spezifischen *Funktionsausdrücken*, oder – in der linguistischen Terminologie – von Funktionsmonemen.

Die Sprachmittel stellen zunächst nicht mehr als ein Potential dar. Was geschieht mit diesem Potential beim Sprachaufbau? Ich antworte mit vier Thesen, die ich im folgenden anhand von Beispielen diskutiere und zu erhärten versuche:

These (1) Die einzelnen Sprachen nehmen Wahlen aus den insgesamt zur Verfügung stehenden Sprachmitteln vor, um die sprachinternen Zwecke zu erfüllen.

These (2) Die einmal getroffenen Wahlen schränken den Fundus an Sprachmitteln für die weitere Sprachorganisation ein.

These (3) Die einmal getroffenen Wahlen wirken sich als Tendenz aus, nach der sich die Sprachorganisation ausbildet.

These (4) Die Tendenzen (als Resultate der einmal getroffenen Wahlen) wirken komplex zusammen.

These (1) und These (2) besagen: die einzelsprachliche Entscheidung für *eine* Problemlösung begrenzt die weiteren möglichen Problemlösungen, die noch zur Verfügung stehen, indem sie die Menge der noch verwendbaren Mittel verknappt. These (3) und These (4) besagen: Der Gesamttyp einer gegebenen Sprache weist eine spezifische Struktur auf, die das Resultat der insgesamt eingeschlagenen Problemlösungswege ist. Diese Wege sind voneinander abhängig, sie sind *interdependent*. Es liegt also ein wechselseitiges Determinationsverhältnis vor. Im folgenden zeige ich an Beispielen sowohl die Wahlmöglichkeiten wie einige der Beschränkungen und Tendenzen, indem ich Ausschnitte aus der Menge der Sprachmittel und Ausschnitte aus der Menge der Sprachzwecke behandle. Den jeweiligen Ausschnitt aus der Menge der Sprachmittel nenne ich abkürzend *Mittelbereich*, den Ausschnitt aus der Menge der (sprachinternen) Zwecke *Zweckbereich*.

3. Zweckbereich Monembildung

Mein erstes Beispiel betrifft die *Bildung der einzelnen sprachlichen Einheiten*, die Monembildung.

Ein Monem ist eine „Einheit“. Der Ausdruck stammt aus der Linguistik. Er ersetzt den älteren Ausdruck ‚Wort‘ – aus dem folgenden Grund: Nehmen wir das Beispiel „baute“, so ist die Aussage „‚baute‘ ist ein Wort des Deutschen“ eigentlich nicht ganz hinreichend. Denn in ‚baute‘ sind zwei bedeutungstragende Einheiten zu unterscheiden. ‚bau‘ und ‚-te‘. Aus ‚bau-‘ entnehmen wir etwas über die spezifische Handlung, aus ‚-te‘ z.B., daß diese Handlung in der Vergangenheit stattgefunden hat, usw. Es ist also sinnvoll, einen zusammenfassenden Ausdruck zu haben, der sowohl bedeutungstragende Einheiten vom Typ ‚bau-‘ wie bedeutungstragende Einheiten vom Typ ‚-te‘ bezeichnet. Dafür wurde der Terminus „Monem“ geprägt. Moneme sind also einerseits „Wörter“, andererseits Form-Elemente (oder Morpheme). Wie werden Moneme in einer Sprache gebildet, und welche Mittel können dafür eingesetzt werden? Der Mittelbereich, der in Frage kommt, umfaßt die akustischen Merkmale der physikalischen Wirklichkeit, soweit sie durch menschliche Artikulation beeinflußt und vom menschlichen Ohr (auditiv) wahrgenommen werden können. Drei Aspekte lassen sich im Mittelbereich unterscheiden:

- (a) die Möglichkeit, *voneinander unterschiedene Laute* hervorzubringen, also Vokale und Konsonanten, wie a, e, i, o, u, au, eu, p, t, k, h, ' , ˘. Die Unterschiede werden durch unterschiedliche Beeinflussung des Lautstromes hervorgebracht. Die Laute sind *segmentale Einheiten*. (Akustisch weisen sie jeweils ein anderes Verhältnis von Grundfrequenz und Obertönen auf.);
- (b) die Möglichkeit, die *Tonhöhenverläufe* unterschiedlich zu gestalten, mit denen die Laute artikuliert werden. Ich nenne diese Möglichkeit die *Intonation im weiteren Sinn*. (Akustisch zeigt die Intonation sich besonders deutlich (wenn auch nicht ausschließlich) an der Variation der Grundfrequenz);
- (c) die Möglichkeit, die *Intensität* zu verändern, also lauter oder leiser zu sprechen. Die Terminologie für diese Möglichkeit schwankt, man spricht teils von *Modulation*, teils von *Akzent*. (Akustisch ist die Messung nicht unproblematisch und vor allem nur relativ, nicht absolut möglich.)

Ich werde auf den dritten Komplex hier nicht weiter eingehen. Diese drei unterschiedlichen akustischen Mittel werden in den einzelnen Sprachen ganz unterschiedlich eingesetzt. Dies widerspricht unseren Erwartungen. Denn die Sprachen des indoeuropäischen Bereichs, die wir kennen, wei-

sen scheinbar ein anderes Bild auf: In den meisten indoeuropäischen Sprachen werden die Moneme nämlich allein mit dem ersten akustischen Mittel, den Lauten oder Segmentalia, gebildet. Unsere Wörter und unsere Flexionsformen setzen sich aus Einheiten zusammen, die dem jeweiligen Laut- oder Phoneminventar der Sprache entnommen sind. Diese Lautinventare variieren zwar von Sprache zu Sprache, das Deutsche kennt einen ,ch'-Laut, den das Englische nicht kennt, das Englische einen ,th'-Laut, der dem Niederländischen fehlt, und dieses hat einen Diphthong mit dem Zentralvokal an erster Stelle, der für andere europäische Sprachen ziemlich ungewöhnlich und daher für Sprecher dieser Sprachen nur schwer zu lernen ist, usw. Aber prinzipiell ist die Bildungsweise doch gleich. Die Kombinatorik ist vielfältig – und relativ beschränkt. Auch sie ist spezifisch – und stellt einen weiteren Bestandteil des Mittelbereichs dar:

- (d) die Möglichkeit, Einheiten der ersten Gruppe zu *kombinieren*. Die Kombinatorik kann sehr weitgehend variieren. Man vergleiche etwa die Bildweisen im Deutschen (Abb. 1a) und im Phönizischen (Abb. 1b). V steht für Vokal, K für Konsonant. Das Ergebnis der Kombinatorik ist die Silbenstruktur der Sprache (Abb. 1a + 1b). – Während also für die indogermanischen Sprachen, ebenso wie für die semitischen, die Segmentalia das einzige Reservoir sind, um Moneme zu bilden, haben andere Sprachen und Sprachgruppen bei ihrem Sprachaufbau eine andere Entscheidung gefällt. Zwar wird auch bei ihnen von den Lauten Gebrauch gemacht, jedoch – und das ist der Unterschied – nicht ausschließlich. Vielmehr wird neben den Segmentalia die Intonationsstruktur für die Bildung von Monemen verwendet (Aspekt (b)). Man spricht dann von „Tönen“. Ich nehme als Beispiel das Vietnamesische. Es unterscheidet sechs verschiedene Töne – das Kanton-Chinesische weist sogar acht bzw. neun auf.

(1a)

V	ei
VK	ein
VKK	eilt
VKKK	einst
VK(K)KKK	impfst
KV	sei
KKV	Blei
KKKV	streu
KVK	seit
KKVK	glatt
KKKVK	streut

KVKK	seist
KVK(K)K	heiz(s)t
KKVKK	Platz
KKVKKK	platzt
KKVKKKK	knirscht
KKKVKK	Strolch
KKKVKKK	strolcht
KKKVKKKK	strolchst

(1b)

KV	kā
KVK	tab
KVKK	tabt

Tabelle (2) gibt die vietnamesischen Töne an und zeigt den Verlauf der Intonationsstruktur.

(2)

RE ₃	DO ₃	SI ₂	LA ₂	SOL ₂	FA ₂	MI ₂	RE ₂	DO ₂	SI ₁	LA ₁	SOL ₁
Ton Nummer											
diakritisches Zeichen											
Beispiel											
melod. Kontur - : fallend - : steigend											
Register - : hochtonig - : tieftonig											
glottaler Verschuß											
Pharyngalisierung											
1	kein	ma	ø	+	-	-					
2	̣	mà	+	-	-	-					
3	̤	má	-	+	-	+					
4	̥	mǎ	+	-	-	-					
5	̦	mā	+	+	+	+					
6	̧	mạ	+	-	+	-					

Pasierbsky/Singendonk-Heublein (1979, S.51)

Die Tondifferenz unterscheidet Einheiten, deren sonstige Struktur gleich ist. Nur an der unterschiedlichen Tonstruktur läßt sich also erkennen, daß nicht Wort A, sondern Wort B gemeint ist (vgl. (3a)). Damit haben die Töne dieselbe Funktion wie in den deutschen Beispielen unter (3b) die Laute /h/, /d/, /r/, /l/, /ø/, /k/, /p/, /t/ oder wie die Laute /a/, /e/, /i/, /o/, /au/, /ai/ in den Beispielen unter (3c): sie unterscheiden sonst

völlig gleiche Wörter voneinander. Diese Unterscheidungskraft bezeichnet man linguistisch als „diakritisch“. Die Töne sind also „diakritisch“.

(3a) Beispiele:

ma (Gespenst)	xeo (emporheben)	hao (verschwenden)
mà (Finalpartikel)	xèò (zwischen)	hào (Flaum)
má (Wange)	xéo (schief)	háo (trocken)
mả (Grab)	xẻò (zerschneiden)	hảo (gut)
mã (Erscheinung)	xễò (Bach)	hảo (müßig)
mạ (Plattieren)	xẹò (schlau)	hạò (Deckname)

Pasierbsky/Singendonk-Heublein (1979, S.51)

(3b) Rose
Dose
Hose
Lose
Chose
kose
Pose
tose

(3c) laben
leben
lieben
loben
Lauben
Laiben

Sprachen, die Töne diakritisch einsetzen, heißen „Tonsprachen“, Tonsprachen haben eine andere Auswahl aus den insgesamt zur Verfügung stehenden Mitteln getroffen als atonale Sprachen wie das Deutsche. Damit finden wir These (1) in diesem Zweckbereich bestätigt. Fragen wir uns nun, was für Konsequenzen der Unterschied mit sich bringt. Die Bildung von Monemen, von Wörtern mit Hilfe einer Kombination von Mitteln aus zwei Gruppen (den Segmentalia (Lauten) = (a) und den Intonationsmitteln (Tönen) = (b)) stellt zunächst eine günstigere Wahl dar als die eines nur auf die Laute beschränkten Verfahrens, wie es das Deutsche verwendet. Die Wortbildung gestattet eine größere Ökonomie, weil die einzelnen Wörter sozusagen kompakter werden. Die bedeutungstragenden Einheiten sind in ihrem Umfang relativ klein; die Kombinatorik (d) kann sich auf relativ gut überschaubare Muster beschränken. Es ist überflüssig, verschiedene Silben aneinanderzufügen. Durch die Töne erhalten die Monembildungsmittel sozusagen eine zusätzliche Dimension. Die Kombinatorik kann also in diese Dimension ausgreifen – was sie bei den nur auf die Laute beschränkten Wahlen nicht kann. Diese bedürfen einer Ersatzlösung – und finden sie in der Mehrfachanwendung von Mittel (d): es wird

eine Silbe an die andere gefügt, um Moneme zu bilden, bis hin zu Ausdrücken wie ‚aneinanderzufügen‘ (sieben Silben) oder den Wortungetümen der Beamtensprache und der Sprache der Chemie.

Wir sehen, daß die einmal vorgenommene Wahl die Wahlmöglichkeiten beeinflußt, die weiter bestehen, und zwar zunächst in Richtung von These (3): beide Wahlen wirken sich als Tendenz aus, die die Sprachorganisation beeinflußt. Die Kombination der Bereiche „Laut“ und „Ton“ führt zu einer tendenziellen monosyllabischen Struktur, einer Einsilbigkeit der Moneme; die Beschränkung auf die Laute allein hingegen führt zu einer Tendenz der Mehrsilbigkeit.

Die kombinierte Bildung (unter Verwendung der beiden Mittelgruppen, Laute und Töne) schien zunächst als günstig. Doch der anfängliche Vorteil erweist sich dann als Nachteil, wenn mehr Wörter zu bilden sind. Für das Vietnamesische etwa sind 11.900 mögliche Tonsilben errechnet worden, von denen rund die Hälfte (6100) konkret gebildet werden. Wenn – wie es im Vietnamesischen der Fall ist – die Sprache weitgehend dem Prinzip „ein Wort = eine Silbe“ folgt, ergibt das einen Wortbestand, der nur unwesentlich über dem einer frühen, im Lexikon wenig entwickelten Sprache wie dem Althebräischen liegt (5700 Wörter). Für die explosionsartige Entwicklung des Bedarfs an Wörtern (das Deutsche umfaßt mehr als 100.000 Wörter) ist eine Veränderung des Prinzips hingegen unumgänglich. Das ursprüngliche Verfahren wird nun kombiniert mit dem anderen der Mehrfachanwendung der Kombinatorik (d), der Aneinanderfügung von Silben. Diese Entwicklung vollzieht sich in mehreren systematischen Schritten:

- es werden einige *Morpheme* ausgebildet – wenn auch nur in rudimentärer Form –, die nicht unabhängig vorkommen (Pasierbsky/ Singendonk-Heublein 1979, S. 54);
- die *Reduplikation* (die Verdoppelung von Silben) wird eingeführt (Pasierbsky a.a.O., S. 54–56);
- schließlich kommt es zu *Kompositabildungen* nach festen Regeln (Pasierbsky ebd.).

Ich habe bisher *eine* Tendenz beschrieben, die sich aus der Wahl der beiden Mittelbereiche für die Zwecke der Monembildung in den Tonsprachen ergibt: nämlich die Konsequenz für die Struktur der Moneme.

Diese Wahl hat eine zweite wichtige Tendenz zur Folge, auf die die eben genannte bestimmend mit einwirkt. Die monosyllabische Struktur, die Einsilbigkeit, bildet hierfür den Ausgangspunkt. Um überhaupt eine hinreichende Kombinatorik zu erhalten, sind entweder sehr komplizierte Konsonantenkombinationen erforderlich oder aber ein sehr reichhaltiger Vokalismus oder eine Kombination von beidem, damit die Zahl der insge-

samt zur Verfügung stehenden Kombinationsmöglichkeiten, d.h. von möglichen Wörtern bzw. Monemen nicht zu klein wird. Ist einmal die Wahl getroffen worden, die Intonation mit einzubeziehen, um Bedeutungen von Wörtern zu unterscheiden, so ist die Konsonantenkombination als Möglichkeit weniger günstig. Denn die Intonation kann nur auf einen relativ kleinen Teil der Konsonanten gelegt werden – alle Plosiva wie /p/, /t/, /k/ haben z.B. keine tonale Struktur. Die Wahl „Einsilbigkeit der Wörter“ und „Einbeziehung der Intonation i.w.S. für diakritische Zwecke“ gibt also eine starke Vorentscheidung zugunsten eines reichhaltigen Vokalsystems. Diese Aussage mag Erstaunen wecken. Ist denn nicht ein für allemal klar, was Konsonanten, was Vokale sind? Keineswegs. Die Verteilung der beiden Optionen „Konsonanten“ vs. „Vokale“ ist nämlich auch eine der möglichen Wahlen von Sprachmitteln für Sprachzwecke, hier für den Sprachzweck der phonologischen Einheitenbildung. Es ist keineswegs so, daß alle Sprachen die gleichen Verteilungen von Konsonanten und Vokalen aufwiesen. Ein Vergleich des klassischen semitischen Phonemsystems mit dem des Hawaiischen zeigt den Unterschied (Abb. (4a) und (4b)):

(4a) Das semitische Phonemsystem

Vokale Konsonanten

a i u | h ' ḥ ħ ġ r y q k g š s z z l n ṭ ṭ t ḏ ḏ d m w p b

(4b) Das hawaiische Phonemsystem

Vokale Konsonanten

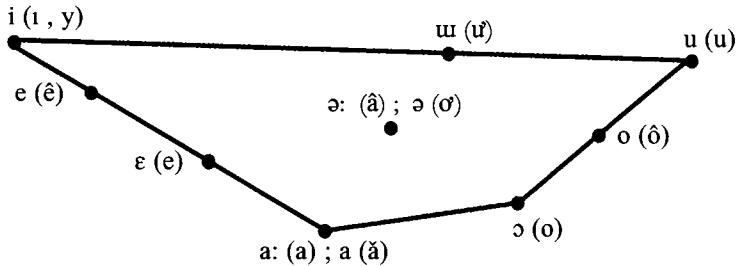
ī ū w ɪ ʊ ē ɛ ʊ ʊ ā ʌ | h ' k l n m p

Im semitischen Phonemsystem finden sich drei Vokale, aber 28 Konsonanten; im Hawaiischen ist das Verhältnis zugunsten der Vokale entschieden: sieben Konsonanten stehen elf Vokale gegenüber.

Betrachten wir nun die Phonemverteilung im Vietnamesischen. Wir erwarten ein reichhaltiges Vokalsystem, und in der Tat trifft diese Erwartung zu. Das vietnamesische Vokalsystem umfaßt:

- 11 Monophthonge
- 6 steigende Diphthonge
- 18 fallende Diphthonge
- 12 Triphthonge

(5)



6 steigende Diphthonge:

uĩ, uẽ, jẽ, uõ, ʉã, ɔã;

18 fallende Diphthonge:

ũə, ɪə, ɪu, ẽu, ẽɔ, ũa, ũu, ɔĩ, ɔu, ăĩ, ăɔ,
ẽĩ, ău, ũa, ũĩ, õĩ, ɔĩ, õu;

12 Triphthonge:

ɔẽɔ, uãu, uẽu, uẽɔ, uẽĩ, ɔãĩ, jẽu, ʉãĩ, ʉãu,
uãɔ, uãĩ, ʉĩẽ.

Pasierbsky/Singendonk-Heublein (1979, S. 52f.)

Insgesamt finden sich also 47 verschiedene Vokale. Dabei ist besonders beachtenswert, daß sich die Tendenz soweit auswirkt, daß sogar Triphthonge (Dreifachlaute) in die Bildung einbezogen werden.

Demgegenüber tritt die Rolle der Konsonanten erwartungsgemäß zurück. Konsonanten können die (Ein-)Silbe eröffnen und sie abschließen. Weitere Möglichkeiten gibt es nicht. Für beide Fälle gibt es je ein Konsonantensystem.

Das Konsonantensystem für Eröffnungsstellung weist 18 Konsonanten auf (Abb. 6a):

(6a)

h k' k g z' s l n ɿ t' t d f v m b

Das Konsonantensystem für die Abschlußposition umfaßt lediglich sieben Konsonanten, die zudem artikulatorisch abgeschwächt sind, weil sie nicht explosiv, sondern implisiv realisiert werden.

(6b)

$$\tilde{n} \tilde{k} \tilde{n} \tilde{n} \tilde{t} \tilde{m} \tilde{p}$$

Wir haben am Beispiel einer entwickelten Tonsprache, des Vietnamesischen, gesehen, wie Sprachen bestimmte Wahlen treffen aus dem Mittelbereich, um die Sprachzwecke zu realisieren (These 1); wir haben gesehen, wie die einmal getroffenen Wahlen sich als Tendenz auswirken für die Ausbildung der Sprachstruktur als ganzer, indem sie die Sprachorganisation bestimmen (These 3). Weiter hat sich gezeigt, wie verschiedene derartiger Tendenzen komplex zusammenwirken (These 4).

Ich wende mich nun einem weiteren Zweckbereich zu, dem der syntaktischen Differenzierung.

4. Zweckbereich „syntaktische Differenzierung“

Zwischen verschiedenen Gedanken bestehen im allgemeinen komplexe Beziehungen, die in der Verbalisierung ausgedrückt werden. So kann etwa zwischen einem Gedanken ‚a‘ und einem Gedanken ‚b‘ die Beziehung der Gleichzeitigkeit, der Nachzeitigkeit oder der Vorzeitigkeit bestehen.

Meine Ausdrucksweise ist mißverständlich. Deshalb will ich den Hauptpunkt versuchen zu präzisieren. „Gleichzeitigkeit“ usw. betrifft selbstverständlich den Inhalt des Gedankens, nicht, *wann* der Gedanke im Denken entsteht. Das bedeutet, daß in den meisten Fällen sich das Verhältnis des Inhalts der Gedanken auf zeitliche Relationen der Sachverhalte in der Wirklichkeit bezieht, die in dem Gedanken gefaßt sind. Auf diese Problematik kann ich hier jedoch nicht weiter eingehen.

Sofern das Bedürfnis besteht, die Beziehungen, die Relationen zwischen den Gedanken zum Ausdruck zu bringen, können wir von einem Zweckbereich im Sinn meiner Bestimmung sprechen. Welcher Mittelbereich steht dafür zur Verfügung? Das Mittel, das in den uns bekannten europäischen Sprachen dafür meist gewählt wird, ist die Verknüpfung von Sätzen, die die jeweiligen Gedanken ‚a‘ und ‚b‘ ausdrücken, mit Hilfe einer bestimmten Wortklasse, der sogenannten „Konjunktionen“. Die meisten Konjunktionen, die vor einen Satz gestellt werden, machen aus diesem Satz einen „Nebensatz“ oder „untergeordneten Satz“. Zum Beispiel:

(7) „Als Karl König war, führte er mit den Sachsen Krieg“

Durch „als“ wird aus dem Satz „Karl war König“ ein Satz, der dem Satz „Er führte mit den Sachsen Krieg“ „untergeordnet“ wird. So gewinnt er

die Funktion, eine Relationsangabe vorzunehmen, und zwar zwischen zwei Sätzen, (8a) und (8b).

(8a) Karl war König.

(8b) Karl führte mit den Sachsen Krieg.

Diese sind die Verbalisierung von zwei Gedanken – und diese sind die mentale (Auf-)fassung von zwei Ereignissen. Die Konjunktion ‚als‘ enthält eine doppelte Anweisung an den Hörer bzw. Leser:

- der folgende Satz gibt dir keine eigenständige, in sich selbst bestehende Information, sondern eine Information, die ihren Sinn erst im Zusammenhang eines anderen Satzes erhält;
- der im folgenden Satz ausgedrückte Gedanke/das Ereignis, das dem im folgenden Satz ausgedrückten Gedanken zugrunde liegt – steht im Verhältnis der Gleichzeitigkeit zu dem im übergeordneten Satz ausgedrückten Gedanken bzw. zu dem Ereignis, das dem im übergeordneten Satz ausgedrückten Gedanken zugrunde liegt.

In Sprachen mit einem entwickelten System von Konjunktionen ist es also eine Wortart, die dem Ausdruck dieses Zweckbereichs dient. Wenn Sprachen über eine Wortart für die syntaktische Differenzierung verfügen, können wir von einer *isolierenden Darstellungsweise der syntaktischen Differenzierung* sprechen. Es gibt nun Sprachen, die ganz anders verfahren. Sie haben eine andere Wahl getroffen aus dem Bereich der insgesamt zur Verfügung stehenden Mittel. Allerdings ist uns bei diesem Zweckbereich der Bereich der prinzipiell zur Verfügung stehenden Mittel nicht in gleicher Weise deutlich wie bei den Lauten oder den Monemen, also den ersten Beispielen. Ein viel erörterter Fall sind Sprachen, die „Nebensätze“ bzw. „untergeordnete Sätze“ insgesamt als *Satzteile* behandeln. Ein Beispiel dafür ist das Türkische, das hier seine agglutinierende Struktur bewahrt. Ich will jedoch auf diesen Typ nicht näher eingehen, sondern noch einen ganz anderen Weg zeigen, den eine Sprache für den Ausdruck des Zweckbereichs „syntaktische Differenzierung“ wählen kann.

Ich nehme als Beispiel eine semitische Sprache, das Althebräische. Hier finden wir Sätze wie Beispiel (9):

(9) mälak dāwid David herrschte (als König).

Beispiel (9) kann als Satz mit einer VS-(Verb-Subjekt)-Folge bestimmt werden.

Daneben stehen Sätze wie Beispiel (10):

(10) dāwid mälak

Wörtlich übersetzt ergibt das (10^o):

(10^o) David König

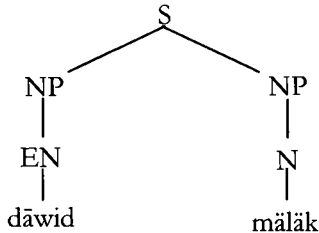
also etwas, was im Deutschen gar kein Satz wäre. Deshalb setzen wir im Deutschen die sogenannte „Kopula“ ein, das Wörtchen ‚ist‘ bzw. ‚war‘, und erhalten (10^o):

(10^o) David (war) König.

Für den Satztyp, zu dem Beispiel (10) gehört, ist charakteristisch, daß er nur aus nominalen Teilen besteht. Die Einfügung der Kopula geschieht also nur um des Deutschen willen, um einen in dieser Sprache verständlichen Satz zu erzielen, und hat mit dem Hebräischen nichts zu tun. Denn das hebräische Wort für ‚sein‘/‚werden‘ (haya) fehlt völlig, und zwar ganz regelmäßig.

Man nennt einen solchen Satztyp wie (10) „Nominalsatz“. Seine syntaktische Analyse ergibt das Baumdiagramm (11), das ich für diejenigen unter Ihnen, die sich mit derlei technischen linguistischen Darstellungsmitteln auskennen, aufgenommen habe.

(11)



S = Satz
 NP = Nominalphrase
 N = Nomen
 EN = Eigenname

Vor einem derartigen Satztyp stehen wir einigermaßen ratlos, denn in unserer eigenen Sprache kommt er nur selten vor – und dann offensichtlich als Verkürzung aus einem „vollständigen Satz“. Beispiele sind Sprichwörter wie (12), Reklamesätze wie (13) und Schlagzeilen wie (14):

(12) Viel Feind, viel Ehr.

(13) Bei allen Temperaturen kein Grauschleier.

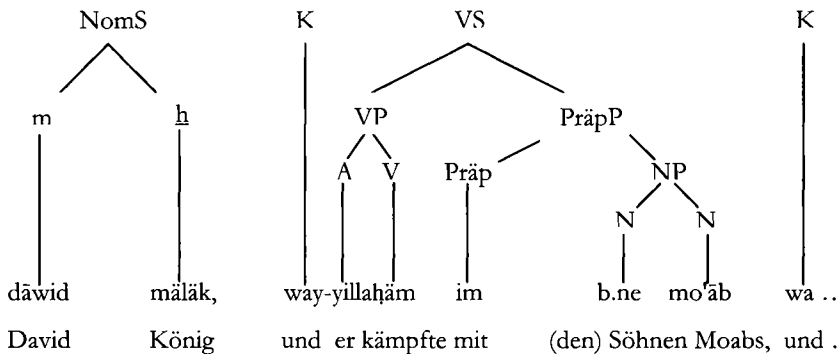
(14) Bonn in engem Kontakt mit Washington.

Nichts spricht für die Annahme, auch im Hebräischen liege eine Verkürzung vor. Vielmehr ist der Nominalsatz ein Satztyp eigener Art. Während die europäischen Grammatiker sich lange geweigert haben, den Nominalsatz zur Kenntnis zu nehmen, (weil nicht sein kann, was in den europäischen Kategorien nicht sein darf), fanden die arabischen Grammatiker des

Mittelalters früh heraus, daß der „Nominalsatz“ im Semitischen ein eigenes Gewicht hat. Sie betrachten ihn als syntaktischen Typ eigener Art, den sie mit anderen Kategorien beschreiben als den Verbalsatz. Die beiden konstituierenden Bestandteile des Nominalsatzes sind „das Beginnende“ oder *mubtada* und „das Neue“ (*ḥabar*). Der Verbalsatz hingegen besteht ihrer – zutreffenden – Analyse zufolge aus „dem Agens“ (*faʿil*) und „der Tätigkeit“ (*fiʿl*).

Der Nominalsatz erfüllt nun ganz spezifische Verbalisierungsaufgaben. Er gibt nämlich nicht ein Ereignis in seinem Verlauf, eingebettet in eine Reihe anderer Ereignisse, wieder. Vielmehr schildert er Zustände oder besser *Zuständlichkeiten*. Man könnte fast sagen: der Nominalsatz dient dem Ausdruck *ontologischer Aussagen*. In dieser Funktion tritt er innerhalb makrosyntaktischer Gefüge auf. So dient er z.B. der Angabe eines (ontologisch-deskriptiv erfaßten) Zustandes, der andauert, während eine Ereigniskette sich abspielt, also etwa:

(15)



(NomS = Nominalsatz; VS = Verbalsatz; K = Konjunkt; m = mubtada; ḥ = ḥabar; VP = Verbalphrase; V = Verb; Präp = Präposition; PräP = Präpositionalphrase; NP = Nominalphrase; N = Nomen; A = Anapher)

Die makrosyntaktische Einheit wird deutlich in zwei unterschiedliche Satztypen differenziert. Um dies im Deutschen mit seinen Konjunktionalsätzen wiederzugeben, müßten wir etwa sagen:

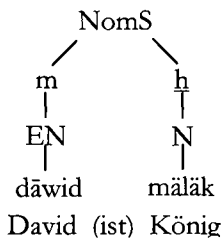
(16)

$\left\{ \begin{array}{l} \text{Als} \\ \text{Während} \\ \text{Indem} \end{array} \right\} \text{ David König war, [da] führte er mit den Moabitern Krieg, und}$

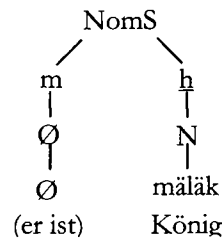
Es ist nun nicht weiter erstaunlich, daß der Typus des Nominalsatzes sich nicht auf die eine Form beschränkt, die ich bisher behandelt habe. Vielmehr gibt es eine ganze Typologie, die dasselbe Mittel verwendet. Abbildung (17) zeigt einige dieser Formen, wobei die Abkürzungen „m“ und „h“ für mubtada und habar stehen.

(17)

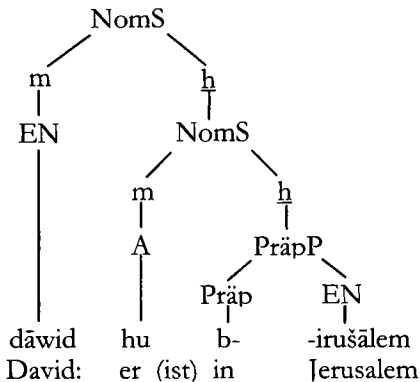
(a) *einfacher Nominalsatz*



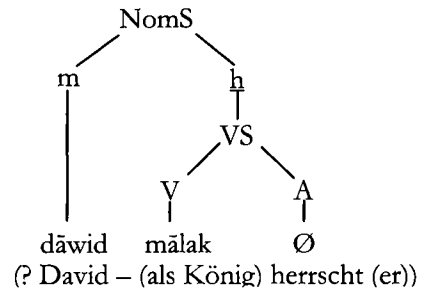
(b) *verkürzter Nominalsatz*



(c) *zusammengesetzter Nominalsatz I*



(d) *zusammengesetzter Nominalsatz II*



(e) *doppelt determinierter Nominalsatz*

dāwid hammālāk
David (ist) der König.

Wir sehen, daß die beiden verglichenen Sprachen ganz verschiedene Wege gehen, um den Sprachzweck „syntaktische Differenzierung“ zu erreichen. Das Deutsche nimmt eine Unterscheidung in Haupt- und konjunktionale Nebensätze vor; es markiert die Differenzierung isolierend/analytisch.

Das Hebräische differenziert durch die Satzform als Ganze; es differenziert die beiden Satztypen innerformal. Das semitische Verfahren erlaubt eine sehr deutliche Unterscheidung von Satztypen und ihrer Charakterisierung der außersprachlichen Wirklichkeit: ontologisch/essentielle Sätze vs. partiell/ereignisbezogene Sätze, mit Relationsangaben, die sich aus dem jeweiligen Verhältnis von Zustand vs. Ereignis usw. ergeben.

(Es ist wichtig darauf hinzuweisen, daß es zum Verständnis wenig beiträgt, wenn man hier einfach von Parataxe im Unterschied zur Hypotaxe spricht. Denn die charakteristische formale Differenz zwischen einer einfachen Nebeneinanderstellung, die für den Ausdruck des Verhältnisses nichts ergibt, und dieser in sich sehr komplexen Form würde dadurch verwischt.)

Gleichwohl hat in der Dauer der historischen Sprachentwicklung dieses Verfahren, trotz deutlicher Vorteile – und seiner Einfachheit und Eleganz – weniger Entwicklungsmöglichkeiten gehabt. „Anfangs“ stand den komplexen Nominal-Verbalsatz-Unterschieden nur eine ganz kleine Zahl von Konjunktionen zur Seite (*ki*, *'im*, *pän*). Alle zusätzlichen Differenzierungen wurden über spezifizierte Relativsätze ausgedrückt. Im Laufe der Entwicklung setzten sich diese konjunktionähnlichen Ausdrücke im Hebräischen mehr und mehr durch. Zugleich wurden die Nominalsätze tendenziell aufgegeben. Im heutigen Ivrit haben wir den Nominalsatz nicht mehr als eigenen Typ. Vielmehr ist er in das normale Verbalparadigma eingebettet worden, um eine (im Althebräischen fehlende) Präsensform auszudrücken. Wir können hier also innerhalb der dokumentierten Sprachgeschichte den Übergang von einem Mittel zum anderen verfolgen. Das Mittel der Satzform-Differenzierung scheint sich als weniger leistungsfähig erwiesen zu haben; es ist durch das andere der subordinierenden Konjunktionen ersetzt worden. Es ist deutlich, daß eine Sprache mit starker Satzform-Differenzierung relativ weniger der Konjunktionen bedarf – solange dieses Mittel ausgebaut werden kann. Sobald es an seine Grenzen stößt, wird es ersetzt durch ein anderes. Ich fasse diesen Teil zusammen:

Der Mittelbereich für den Zweckbereich der syntaktischen Differenzierung umfaßt mindestens drei Gruppen von Mitteln:

- spezifische Typen der Serialisierung, der Nacheinanderordnung von Satzteilen (Beispiel: Türkisch);

- die Herausbildung von spezifischen Funktionsausdrücken oder Funktionsmonemen, die eine spezielle Wortart ergeben, die subordinieren den Konjunktionen (Beispiel: Deutsch);
- die Ausbildung von strukturierten syntaktischen Formen, die systematische Unterscheidung des Typs „Nominalsatz“ vom Typ „Verbalsatz“ (Beispiel: Althebräisch).

Die einzelnen Sprachen nehmen auch hier Wahlen aus den zur Verfügung stehenden Mitteln vor (These (1)). Ist einmal eine Entscheidung in der einen oder anderen Richtung gefallen, so ergibt sich die Tendenz (These (3)), das Mittel systematisch zu entfalten. Die Tendenz resultiert (These (4)) im Strukturbild der Sprachen. Darüber hinaus hat sich gezeigt, daß die systematische Entfaltung des einmal eingeschlagenen Problemlösungsweges zu Systemen unterschiedlicher Komplexität und unterschiedlicher Erweiterungsfähigkeit führt – bis dahin, daß ein einmal eingeschlagener Weg schließlich zugunsten eines anderen aufgegeben werden muß, so daß sich eine Sprachstruktur als ganze verändert.

Ich kann hier auf die Interdependenz dieser Zusammenhänge mit weiteren Zweckbereichen, mit weiteren Strukturentscheidungen und so mit weiteren Einschränkungen (These (2)) nicht weiter eingehen. Bevor ich ein Beispiel für These (2) bringe, will ich kurz jedoch noch einen weiteren Zweckbereich streifen, den Zweckbereich der Innersatz-Relationen.

5. Zweckbereich „Innersatz-Relationen“

Ich spreche hier vom Verhältnis der beiden Ausdrucksmittel „Kasus“ und „Prä-“ bzw. „Postposition“ zueinander. Auch hier ist unschwer die wechselseitige Beeinflussung bei der Verteilung der jeweiligen Mittel zu sehen: wenn Mittel A reichlich verwendet wird (und zwar insbesondere in der konkreten Sprachrealisierung, beim Sprechen, verwendet wird), wird Mittel B nur schwach genutzt, und umgekehrt.

Den Zweckbereich selbst habe ich mit dem Ausdruck „Innersatz-Relation“ nur unzureichend beschrieben. Es ist hier nicht die Gelegenheit, um auszuführen, was darunter zu verstehen ist. Es handelt sich um Kategorien, die traditionell in Ausdrücken wie „Lokativ“ oder „Dativ“, in neuerer Zeit dann auch in Ausdrücken wie „Agens“ oder „Ergativ“ gefaßt wurden und die Anlaß z.B. zu Fillmores Konzept der „Tiefenkasus“ gegeben haben. Jedenfalls gehört dieser Zweckbereich zur „Kennzeichnung von mentalen und extra-mental Beziehungen zwischen einzelnen gedanklichen Einheiten bzw. zwischen verschiedenen Objekten und Sachverhalten der außergedanklichen Wirklichkeit.“ – Da es mir hier nicht um

eine inhaltliche Charakterisierung der Innersatz-Relationen geht, beschränke ich mich auf rein formale Bezeichnungen wie „Innersatz-Relation 1“, „Innersatz-Relation 2“ usw.

Wie schon deutlich geworden ist, stehen mindestens zwei Typen von Mitteln beim Sprachaufbau für diesen Zweckbereich zur Verfügung (von anderen, wie der Wortstellung, sehe ich hier ab): eben die Kasus-Form und die Proposition (bzw. Postposition). Werfen wir einen Blick auf die allgemeine Charakterisierung der Sprachmittel, so ist deutlich, daß die Kasus zu den strukturierten Formen gehören, die Präpositionen hingegen zu den Funktionsmonemen.

Vergleichen wir nun zwei Sprachen wie das Englische und das Baskische.

In der englischen Schulgrammatik ist wie selbstverständlich vom „Nominativ“, „Genitiv“, „Dativ“ und „Akkusativ“ des Englischen die Rede. Diese Bezeichnungen sind jedoch, wie deutlich ist, den sprachlichen Verhältnissen nicht angemessen. Vielmehr sind allenfalls Nominativ und Genitiv formal voneinander unterschieden. Da die sogenannte angelsächsische Genitivform „man's“ zudem nur noch eine Randexistenz führt, können wir sagen: das Englische hat nur *einen* Kasus. Hingegen werden für die Angabe der anderen Innersatz-Relationen Präpositionen gebraucht, mit „to“ und „of“ an der Spitze. Im Baskischen dagegen finden wir 14 verschiedene Kasus.

(18)

1. Nominativ (neutraler Kasus)	-ø
2. Ergativ	-k
3. Dativ	-i
4. Instrumental	-z
5. Genitiv	-en
6. Komitativ (mit wem?)	-ekin
7. Prolativ (für wen?)	-(en)tzat
8. Partitiv	-ik
9. Delimitativ (lokaler Genitiv) (wovon?)	-ko
10. Inessiv (wo?)	-n
11. Ablativ (woher?)	-tik
12. Allativ (wohin?)	-ra(t)
13. tendentioneller Allativ (in welche Richtung?)	-rantz
14. terminativer Allativ (bis wohin?)	-raino

Brettschneider (1978, S. 69)

Für diesen Bereich spielen die Postpositionen eine entsprechend geringe Rolle. Andere Sprachen ließen sich ähnlich einordnen, etwa das Finnische mit 15 Kasus. Das Arabische hat drei, das Hebräische zwei, das Deutsche

um eine einfache *Aussage* (20d) „Dort gibt’s was zu trinken“, oder um eine *Begründung* (20e) „Schließlich gehört das zu einer Antrittsvorlesung“, oder einfach um linguistische Beispiele, wie bei all den Äußerungen, die ich eben zitiert habe. Austin und Searle haben zum ersten Mal theoretisch klar und systematisch herausgestellt, daß die illokutive Qualität bezeichnet werden muß. In ihrer Theorie herrscht jedoch die Auffassung vor, dies geschehe vor allem durch Zusatzäußerungen wie „Hiermit bitte ich Sie“, die etwa vor die Äußerung „Haben Sie noch einen Moment Geduld“ gesetzt werden. Sie nannten diese „ich tue hiermit ...“-Äußerungen „performative Formeln“. Faktisch ergreifen die Sprachen üblicherweise jedoch andere Wahlen als die des Mittels „performative Formel“. Viele Sprachen haben eine elementare Menge von illokutiven Kennzeichen, die zu einer Grobangabe der illokutiven Kraft ausreichen.

Im Deutschen verwenden wir dafür Mittel aus dem eingangs aufgezählten Mittelbereich der Intonation. Wir unterscheiden zwischen drei Intonationstypen:

(20)

fallende Endintonation	=	Assertion
steigende Endintonation	=	Frage („Satzfrage“)
stark fallende Endintonation (mit zusätzlicher Markierung aus dem Bereich Modulation)	=	Aufforderung

Wie ich beim eingänglichen Beispiel gezeigt habe, nutzt das Deutsche im allgemeinen das Mittel der Intonation kaum für die Wortbildung. Die Intonation steht also im Inventar der Sprachmittel noch zur Verfügung und kann für den Ausdruck der illokutiven Kraft eingesetzt werden.

Vergleichen wir damit nun Sprachen, die die Mittel der Intonation bereits für das Lexikon eingesetzt hatten. Wie drücken sie die elementaren Illokutionen aus? Die Antwort ist nicht überraschend, wenn wir die Zweck-Mittel-Relation beim Sprachaufbau systematisch reflektieren. Es ist nämlich zu erwarten, daß auf andere Mittel zurückgegriffen wird – etwa Funktionsausdrücke, also eigene Moneme oder „Wörter“. In der Tat finden wir solche Funktionsausdrücke in Tonsprachen wie dem Thailändischen oder dem Chinesischen.

Die Funktion der Ausdrücke, die im Thailändischen für die Illokutionswiedergabe verwendet werden, ist sehr komplex: neben der Illokution bezeichnen sie die sozialen Beziehungen zwischen den Sprechern und die sogenannten „propositionalen Einstellungen“ wie „ich meine“, „ich ver-

mute“ usw. Verschiedene Zweckbereiche sind hier also durch dasselbe Mittel realisiert worden.

Das Chinesische hingegen entläßt uns mit einem klaren und einfachen Beispiel für Funktionsmoneme zum Ausdruck der illokutiven Kraft:

(21)

Die Partikel ‚le‘ dient „zur Bezeichnung der Sachverhaltsaussage eines vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Ereignisses“ (Chinese for Beginners 1976, S. 19). Die Partikel ‚ma‘ steht zur Kennzeichnung der Frage. Die Partikel ‚ma‘ steht am Ende des Ausrufsatzes zur Kennzeichnung der Illokution des Ausrufs (ebd. S. 74).

Damit ist an wenigstens einem Beispiel These (2) erläutert worden.

7. Einige Folgerungen

Ich habe an wenigen Beispielen das Verhältnis von sprachinternen Zwecken und Sprachmitteln behandelt, um anhand der herangezogenen Zweckbereiche zu zeigen:

- (a) Verschiedene Sprachen bedienen sich unterschiedlicher Mittel, um die sprachlichen Zwecke zu erfüllen.
- (b) Sind Mittel für einen Zweckbereich eingesetzt worden, wird es schwieriger, sie für andere Zweckbereiche zu verwenden.
- (c) Entscheidungen zugunsten eines Mittels in einem Zweckbereich legen Tendenzen und Folgewahlen in anderen Zweckbereichen fest.
- (d) Die verschiedenen Tendenzen bedingen sich wechselseitig und bestimmen die konkrete, einzelne Sprachstruktur.

Nur am Rande konnte ich darauf eingehen, daß

- (e) die Wissenschaftler die Strukturentscheidungen der eigenen Sprache oder Sprachgruppe leicht als Verständnisfolie für andere Sprachstrukturen gebrauchen – oder genauer mißbrauchen, indem sie ethnozentrisch die ihnen bekannte Struktur verallgemeinern.

Selbstverständlich sind die behandelten Beispiele immer auch, wie Hegel sagte, beiheerspielend. Die Sprachorganisation ist ein außerordentlich komplexes Phänomen. Noch fehlt uns ein Überblick der sprachinternen Zwecke. Bei den Sprachmitteln sind zwar – verstreut und nach Anleitung der Linguistikgeschichte – eine Vielzahl von Kenntnissen vorhanden, aber ihre Systematisierung fehlt. In dem Maß, in dem wir unsere Kenntnisse über die Sprachzwecke erweitern, werden wir m.E. imstande sein, den

jeweiligen Stellenwert der Sprachmittel zu bestimmen und so unsere Kenntnisse über Sprache insgesamt auszubreiten. Dabei ist die Entwicklung neuer Kategorien wesentlich, die den Sprachaufbau im Sinn einer spezifischen Leistung des menschlichen Handelns zu erfassen in der Lage sind.

Der neue Gesichtspunkt, den ich einbringen wollte, betrifft das Verhältnis zwischen Sprachzwecken und Sprachmitteln. Das Ergebnis einer Analyse, wie ich sie mir vorstelle, wird freilich kaum eine einfache Typologie mit drei oder vier elementaren Typen sein, wie dies in der traditionellen Behandlung der Sprachvielfalt der Fall war. Vielmehr scheint es mir sinnvoll, ein *typologisches Strukturgitter* zu entwickeln. Das typologische Strukturgitter sollte:

1. zeigen, welche sprachinternen Zwecke in einer Sprache als solche wahrgenommen und ausgedrückt werden – und welche unausgedrückt bleiben;
2. darstellen, welche Mittel für den Ausdruck der sprachinternen Zwecke benutzt werden;
3. ablesbar machen, welche Ausdrucksschwierigkeiten sich aufgrund der einmal gefällten Entscheidungen für weitere Zwecke ergeben;
4. Tendenzen zusammenfassen und diese Tendenzen als *Merkmalsbündel des Problemlösens* bestimmen.

Das typologische Strukturgitter erlaubt für die Einzelsprache eine deren Komplexität angemessene komplexe Beschreibung. Es erleichtert die Erfassung diachroner Veränderungen und der Konsequenzen, die sie für andere Formen des Gesamtsystems nach sich ziehen. Es erlaubt, der Frage nach dem Verhältnis von Sprachmitteln, sprachinternen Zwecken und sprachexternen Zwecken nachzugehen. – Dieser Zusammenhang soll nun wieder in sein Recht eingesetzt werden, indem ich Ihre pragmatisch gerichtete Erwartung erfülle und Schritt für Schritt den Sätzen (20b) bis (20e) ihre illokutive Kraft zuweise:

Haben Sie noch einen kleinen Moment Geduld, bis die Zeremonie ihr Ende gefunden hat. Kommen Sie dann doch mit in Raum 488. Dort gibt's was zu trinken. Schließlich gehört das zu einer Antrittsvorlesung – und ich freue mich, wenn wir dort gemeinsam reden können. Denn hier habe ich genug geredet.

Literatur

Im Artikel Brettschneider (1980) ist eine ausführliche Bibliographie zu Problemen der Sprachtypologie und Universalienforschung enthalten, auf die ich verweise. Die folgenden Angaben verzeichnen lediglich die im Text direkt erwähnten Arbeiten.

- Brettschneider, Gunther (1978): Baskisch. In: *Studium Linguistik* 5, S. 61–65.
- Brettschneider, Gunther (1980): Sprachtypologie und linguistische Universalienforschung. In: *Studium Linguistik* 8/9, S. 1–31.
- Chinese for Beginners*. (1976). Peking: Foreign Languages Press.
- Greenberg, Joseph H. (1974): *Language Typology. A historical and analytic overview*. The Hague, Paris: Mouton.
- Greenberg, Joseph H. (ed.) (1978): *Universals of Human Language*. 4 Vols. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Humboldt, Wilhelm von (1827–29): Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues. In: Flitner, A. / Giel, K. (Hgg.) (1963): *Werke in fünf Bänden*. Bd. III, Schriften zur Sprachphilosophie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 144–368.
- Pasierbsky, Fritz / Singendonk-Heublein, Ingeborg (1979): Vietnamesisch. In: *Studium Linguistik* 7, S. 46–67.
- Ruhlen, Merritt (1976): *A Guide to the Languages of the World*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Seiler, Hansjakob (Hg.) (1973): *Linguistic Workshop I*. München: Fink.
- Seiler, Hansjakob (Hg.) (1974): *Linguistic Workshop III*. München: Fink.
- Seiler, Hansjakob (Hg.) (1978): *Language Universals. Papers from the Conference held at Gummersbach/ Cologne, October 3–8, 1976*. Tübingen: Narr.
- Skalička, Vladimír (1979): *Typologische Studien. Mit einem Beitrag von Petr Sgall*. Braunschweig: Vieweg.

Thesen zur Sprechakttheorie

1.

Die Searlesche Sprechaktanalyse geht aus von dem Sprecher S und dem Hörer H. Beide sind Sprecher beziehungsweise Hörer an sich, das heißt abgezogen von irgendwelchen konkreten, gesellschaftlich-geschichtlich vermittelten Kontexten beziehungsweise Situationen, in denen sie kommunizieren. Das bedeutet zugleich, daß sie abstrahiert werden von den Zwecken ihrer Kommunikation. So ergibt sich die Möglichkeit, einen an sich bestehenden, für *den* Menschen, anthropologisch, festzumachenden Apparat zu untersuchen.

Dieser Apparat wird bei Habermas extrapoliert zu einem Universalienkonstrukt, das – als Universales, das heißt jeder konkreten Kommunikation schon Vorausliegendes, als Bedingungen, die die menschliche Kommunikation erst möglich machen – eine normative Qualität im Sinn einer Gesellschaftstheorie gewinnt, die postulatorisch an die faktische Kommunikation herangetragen werden kann und ihr als Utopie gegenübertritt.

Es ist fraglich, ob *diese* Art der Abstraktion nicht wesentliche Bestandteile von Kommunikation verliert, indem sie Sprache, sprachliche Mechanismen nur als solche analysiert.

2.

Diese Frage stellt sich in einer doppelten Weise, hinsichtlich der *Ausbildung* von Sprechmustern und hinsichtlich der Möglichkeiten der *Anwendung* von bestimmten Sprechakttypen.

Die Analyse von konkreten Kommunikationstypen zeigt, daß situationsspezifisch Anwendungsmöglichkeiten von illokutiven Typen festgelegt sind.¹ Hieran wird deutlich, daß es vorgängige Festlegungen der möglichen Kommunikation gibt, die jenseits der subjektiven Auswahl liegen. Das bedeutet sowohl: sie liegen jenseits der subjektiven Willkür, wie auch:

1 Eine erste Analyse solcher Festlegungen wurde exemplarisch in der Untersuchung über die „Konstitution pragmatischer Einheiten in einer Institution“ am Beispiel des Speiserestaurants vorgenommen (in: Wunderlich 1972).

sie sind Begrenzungen einer abstrakten Freiheit zur beliebigen Kommunikation, über deren Modalitäten man sich jeweils in reflexivem Diskurs verständigen könnte. Solche Festlegungen erfolgen vielmehr funktional². Sie sind bezogen auf jeweilige Haupt- und Nebeninteressen der Kommunikationspartner, die ihrerseits auch diese Interessen nicht freilegen, sondern sich dabei bewegen in den in der gesellschaftlichen Praxis entwickelten Formen. Diese Formen gehen als spezifische Bedingungen in die Kommunikationsbedingungen ein, die Searle beschreibt.

3.

Dagegen ist m.E. nicht einzuwenden, daß es sich hier um Randbedingungen handelt, die lediglich zufällig zu den anderen hinzutreten und ihre Anwendung bestimmen. Mit diesem Argument würden sie dann entweder einer „empirischen Pragmatik“ oder der empirischen, beschreibenden Soziologie zugewiesen. Die genannten Elemente sind aber von anderer Art als die lediglich kontingenten, wie sie eine Performanztheorie zu untersuchen hätte. Die Reaktionen auf abweichende Verwendungsweisen zeigen vielmehr deutlich, daß solche Bedingungen und gerade sie erfüllt sein müssen, damit entsprechende Sprechhandlungen gelingen. Wer nicht in einer Position der Autorität steht, kann nicht befehlen; dem der nicht Richter ist, sind die Möglichkeiten genommen, andere strafrechtlich wirksam zu verurteilen.

4.

Bei einer Reihe von illokutiven Akten ist auf den ersten Blick deutlich, daß sie lediglich in bestimmten Kontexten überhaupt sinnvoll sind. Dazu gehören sowohl Akte wie ‚Ernennen‘, ‚Freisprechen‘, ‚Taufen‘, ‚Trauen‘, wie andererseits auch Handlungen wie ‚Befehlen‘ usw. Es sind dies einerseits Handlungen, die lediglich im Rahmen bestimmter spezifischer Institutionen als einzelner Ausprägungen des Überbaus geschaffen wurden (etwa der Kirche) und nur in ihrem Rahmen sinnvoll sind, andererseits solche, die auf bestimmte institutionelle Sphären des Überbaus insgesamt bezogen sind. Die Grenzen hierzwischen sind fließend, oder, anders gesagt: sie

2 Dieser Begriff wird hier nicht in irgendeiner Weise terminologisch verwendet, sondern er hat die Aufgabe, auf die Zwecke, die Kommunikation und Sprechen jeweils leiten, hinzuweisen.

werden greifbar erst, wenn man die entsprechenden Überbausphären genauer analysiert.

5.

Bei einer, wahrscheinlich sehr kleinen, Gruppe von Sprechhandlungen ist eine solche allgemeine Festlegung jedoch nicht gegeben. Dazu gehören zunächst wahrscheinlich solche, die auch die traditionelle Schulgrammatik schon gesehen hat, ohne daß sie ihnen einen einigermaßen klaren Status in ihrer Theorie zuweisen konnte. Sie notierte aber die sprachlichen Realisationen dieser Sprechhandlungen, also Frage, Aussage, Aufforderung. An diesen Sprechhandlungen setzte die Sprechakttheorie zunächst an. Von ihnen her gewinnt sie den Anspruch der Universalität, auf Absehung von gesellschaftlicher Praxis, und damit zugleich die Berechtigung für die Behandlung als Kategorien an sich, als Apparat, der unbenommen seiner jeweiligen Verwendung analysiert werden kann.

Es ist zu vermuten, daß auch diese Kategorien in einem funktionalen Zusammenhang mit den Erfordernissen der menschlichen Praxis stehen. Die Tätigkeit der Menschen ist die Auseinandersetzung mit der Natur zur individuellen und gattungsmäßigen Reproduktion ihrer selbst. In diesen Prozeß treten sie nicht individuell ein, wie es die Robinsonaden der Sozialwissenschaft immer wieder unterstellen, sondern in diesem Prozeß sind sie von vornherein gemeinsam engagiert. Der Auseinandersetzungsprozeß mit der Natur in der Form der Arbeit trug „notwendig dazu bei, die Gesellschaftsglieder näher aneinanderzuschließen, indem sie [die Ausbildung der Arbeit] die Fälle gegenseitiger Unterstützung, gemeinsamen Zusammenwirkens [...] für jeden einzelnen klärte. Kurz, die werdenden Menschen kamen dahin, daß sie einander *etwas zu sagen hatten*.“ (Engels, Dialektik der Natur, MEW 20, S. 446). Die grundlegenden Kategorien illokutiver Akte sind in diesem Kontext festzumachen.

In den Formen des Verkehrs werden Verfahren entwickelt, die also gesellschaftlich vermittelt sind und die kollektiven Erfahrungen vorheriger Interaktionsprozesse enthalten.³ Sieht man die Fundierung in den Zusammenhängen gesellschaftlicher Praxis, so ergibt sich die Möglichkeit, Sprechhandlungstypen in ihrem jeweiligen Radius, als universell oder insti-

3 Auf diesen Zusammenhang hat Maas (in: Maas/Wunderlich 1972) hingewiesen. Es scheint mir allerdings weiterer Überlegungen zu bedürfen, ob hier von „geronnener Arbeit“ (S. 191f.) zu sprechen ist, das heißt, ob die Entwicklung von sprachlichen Kategorien ihrerseits als „Arbeit“ zu betrachten ist. Es ist hier zumindest eine Spezifizierung dieses Begriffs nötig. Sonst legen sich allzu leicht Mißverständnisse nahe, wie sie sich in Rossi-Landis Arbeit (1972, S. 36ff.) etwa zeigen, vgl. Kästle (1972).

tutionell festgemachte Typen, aus ihrer spezifischen Funktion heraus zu interpretieren und zu verstehen.

Als gesellschaftlich entwickelte und gesellschaftlich verbindliche Formen des Verkehrs zwischen den Menschen haben die Sprechhandlungstypen selbst den Charakter zumindest von Konventionen.⁴ Sie fassen bestimmte Verkürzungen und Mechanismen, die gesellschaftlich für die verschiedenen Formen der Kommunikation, die im Arbeitsprozeß wie auch in den darauf nicht *unmittelbar* bezogenen Formen von Interaktion ausgearbeitet werden. Es werden damit gerade Prozesse verfügbar gemacht, die die Handlungsmöglichkeiten einzelner übersteigen.

Auf dieser Grundlage wäre zu bestimmen, wie die Formen gesellschaftlicher Arbeitsteilung, bis hin zur Teilung in Klassen und in jeweils historisch spezifische Klassen, sich in den Typen von Sprechhandlungen, die gesellschaftlich entwickelt werden, wie auch in den Verwendungsbedingungen und -restriktionen der ausgearbeiteten Typen niederschlagen. Auf diese Weise ist der zuerst genannte Komplex in einen systematischen Zusammenhang mit einer Konzeption von der gesellschaftlichen Funktionalität der Sprechhandlungen zu bringen.

6.

Der Zusammenhang der Sprechhandlungen mit der menschlichen Praxis zeigt zugleich, daß die Sprechhandlungen auch im einzelnen nicht unter Absehung von diesen Zusammenhängen analysiert werden können. Das bedeutet, daß es unmöglich ist, gegeneinander und gegen andere Handlungen isolierte Elementartypen von Sprechhandlungen herauszuarbeiten, die dann unabhängig von ihrem funktionalen Zusammenhang ausreichend analysiert werden könnten. Darauf wurde oben schon hingewiesen. Das hat aber nicht nur Konsequenzen für die einzelne Sprechhandlung, sondern auch die Konsequenz, daß eine Sprechhandlungstheorie die Bezogenheit der Sprechhandlungen aufeinander, ihre mögliche Verkettung bzw. den Ausschluß solcher Möglichkeiten mit zu analysieren hat. Das heißt: die Sprechhandlungstheorie muß versuchen, größere kommunikative Schemata herauszuarbeiten.⁵

4 S. dazu Wunderlich: *Zur Konventionalität von Sprechhandlungen*. (in: ders. (Hg.) (1972), S. 11–58.)

5 Das geschieht institutionsspezifisch in der Analyse der Kommunikationsformen im Restaurant, nicht-institutionsspezifisch bei Rehbein (1972).

7.

Zusammenfassend läßt sich sagen:

Illokutive Akte sind standardisierte Verfahren des Verkehrs und so standardisierte Formen gesellschaftlicher Praxis. Sie sind weitgehend konventionalisiert.

Unterschiede im Konventionalisierungsgrad gelten für die Situation, nicht jedoch für die illokutiven Akte. Beispiele für *stark* konventionalisierte Situationen sind etwa der Gruß oder die Trauung. Die Situation selbst ist extrem standardisiert, die Auswahlmöglichkeit an entsprechenden medialen Schemata, an illokutiven Akten dagegen minimalisiert.

Die Konventionalität von illokutiven Akten wird deutlich an der Möglichkeit der Reklamation für den Fall, daß entgegen dem *Verstehen* des Hörers dieser die Konsequenzen eines illokutiven Aktes nicht übernommen hat. Diese Übernahme ist ein Bestandteil dessen, was man die „Nachgeschichte“ illokutiver Akte nennen könnte. Dabei soll dieser Begriff gerade etwas notwendig zum illokutiven Akt Dazugehöriges herausheben. Er bezieht sich auf die Funktion, die der illokutive Akt als Teil einer Sprechhandlung hat. Diese Nachgeschichte ist Bestandteil des gesellschaftlich vermittelten Verhaltensschemas. Die Konsequenzdimension ist unterschiedlich groß. Beim Gruß etwa ist mit der wechselseitigen Aktualisierung des Schemas der gesamte Verhaltensmechanismus zum Abschluß gekommen. Anders etwa beim Versprechen, wo der Abschluß des Verhaltensmechanismus erst bei der Erfüllung des Versprechens (so der Normalfall) oder einer deren Stellen einnehmenden *Ersatzhandlung* (Satisfaktion, Genugtuung, Rechtfertigung, Entschuldigung) erreicht ist. Die Verweigerung der gesellschaftlich verbindlichen Kommunikationshandlungen führt dagegen zu Konsequenzen wie einer Rechenschaftsforderung usw., bzw. der Diskreditierung desjenigen, der verweigert hat.

Literatur

- Kästle, Oswald (1972): Sprache und Herrschaft. In: Wunderlich, D. (Hg.), S. 127–143.
 Maas, Utz / Wunderlich, Dieter (1972): *Pragmatik und sprachliches Handeln*. Frankfurt am Main: Athenäum.
 Rehbein, Jochen (1972): Entschuldigungen und Rechtfertigungen. Zur Sequenzierung von kommunikativen Handlungen. In: Wunderlich, D. (Hg.), S. 288–317.
 Rossi-Landi, Ferruccio (1972): *Ästhetik und Kommunikation. Beiträge zur politischen Erziehung*. Frankfurt am Main: Rowohlt.
 Wunderlich, Dieter (Hg.) (1972): *Linguistische Pragmatik*. Frankfurt am Main: Athenäum.

Funktionale Etymologie

1. Sprachzwecke und linguistische Präsuppositionen

Sprachen stellen ausgearbeitete Mittel für unterschiedliche Zwecke zur Verfügung. Unter diesen sind zwei große Gruppen voneinander zu scheiden:

- (a) sprachexterne Zwecke und
- (b) sprachinterne Zwecke (vgl. Ehlich 1982).

Die sprachexternen Zwecke (a) sind vor allem durch die illokutive Analyse, wie sie die Sprechakt- und die Sprechhandlungstheorie im Anschluß an Austin entfaltet hat, systematisch untersucht worden. In ihnen kristallisiert sich der Zweckcharakter von Sprache als zentralem Kommunikationsmittel. Darüber gerät die Gruppe der sprachinternen Zwecke (b) leicht aus dem Blick, so daß sich eine Dichotomisierung „Zweckbezug von Sprache“ = „Illokution“ = „sprachliches Handeln“ = „Pragmatik“ vs. „sprachliche Struktur“ = „Sprachsystem“ = „Grammatik“ zu empfehlen scheint, wie sie einem Großteil der additiven Pragmatik zugrundeliegt. Die Sprachstruktur erscheint so als zweckfreies Gebilde, das – modular isoliert – eigenen und, wenn irgend möglich, verstehensfreien und handlungslosen Gesetzen unterläge.

Diese Dichotomisierung hat jedenfalls dies für sich, daß sie der Rekonstruktion sprachinterner Zwecke und damit der Rekonstruktion der Konstitutionsbedingungen von Sprache als eines spezifischen Ensembles von Formgebilden enthebt; mit anderen Worten, daß sie das Nachdenken über jene Konstitutionsbedingungen und über die Funktionalität der vorfindlichen Formen überflüssig zu machen verspricht. Dieses Nachdenken ist nicht zuletzt deswegen schwierig, weil es unumgänglich ein Offenlegen von linguistischen Präsuppositionssystemen erfordert, die gerade in ihrer Unhinterfragtheit Garanten für das Ablaufen des linguistischen Betriebes sind.

Zu ihnen gehören die überkommenen Kategorien der griechisch-lateinischen Grammatikterminologie, die weit mehr sind als bloße Nomenklaturen, als die sie immer dann ausgegeben werden, wenn die kritische Nachfrage an den Nerv ihrer Präsuppositionalität rührt. Der weitgehende

Kompromißcharakter dieser Terminologie, insbesondere der der „partes orationis“, mit Blick auf bereits in der Antike nicht ausdiskutierte, geschweige denn klärend reflektierte linguistische Kontroversen verdankt sich offensichtlich nicht zuletzt der allmählichen Ermüdung jener Diskussionen im Verlaufe der Spätantike. Nicht der Diskussionsstand erwies sich als überlieferungs- oder gar präsuppositionsfähig, sondern die unreflektierte, reduktionistische Didaktisierung eines Donatus (vgl. insbesondere Donatus' „ars minor“) und deren rigorose Durchsetzung in einem von „Komplexitätsreduktion“, um nicht zu sagen „Zusammenbruch“ gekennzeichneten Endzustand.

Zu diesem selbstverständlichen Grundbestand linguistischen Wissens gehört die Zentrierung grammatischer Kategorien um das Nomen und das Verb, bei immer abnehmender Kenntnis über Pronomen, Artikel, Adverb, Präposition, Konjunktion oder gar Interjektion. Verbunden mit dem zentralen formalen Klassifikationskriterium, nämlich der jeweiligen Flexivität in den zugrundegelegten, also als selbstverständliche Basissprachen behandelten Sprachen Griechisch und Latein, ergab sich so ein spätes, nur noch geringfügig modifiziertes Grundgerüst von Sprach-Wissenschaft, das gerade aufgrund seiner Selbstverständlichkeit für alles mit ihm Inkompatible linguistisch fatale Konsequenzen zeitigte – gleichsam nach dem Motto „tant pis pour les faits“. Was sich in den kategorialen Kompromissen „Substantiv“ und „Verb“, „Adjektiv“ oder „Pronomen“ nicht verrechnen ließ, hatte analytisch „Pech gehabt“.

Selbstverständlich gab es unübersehbare Problemfälle, nämlich überall dort, wo etwa am Verb *Deklinationsskennzeichen* vorhanden waren („participium“) oder Konjugationskennzeichen *fehlten* bzw. drastisch reduziert waren („infinitivus“) oder gar beides („gerundium“). Auch in anderen Fällen wandern offensichtlich Wörter durch die Kategorien, indem sie deren Grenzen mißachten – und dies bis hin zur kategorialen Unerkennbarkeit, wie etwa die zugleich adverbialen, präpositionalen und präfixiven Elemente der griechischen Grammatik (z.B. „epi“).

Im Konzept der „transposition“ (Bally 1922) bzw. der „translation“ (Tesnières 1959) wird versucht, dieser Kategorienwanderung theoretisch Herr zu werden, indem das zugrundeliegende sprachliche Phänomen als solches überhaupt seine Anerkennung findet – dies freilich immer innerhalb des präsuppositionellen Kategorienrahmens. Brinkmann (1971) kritisiert das Unzureichende derartiger Versuche (s. Redder 1990, S. 46). Immerhin aber ist die Anerkennung des Phänomens selbst ein Hinweis auf die Brüchigkeit eben jenes kategorialen Rahmens, der doch so selbstverständlich praktikabel zu sein scheint.

Sobald man sich auf die Rekonstruktion innerer Sprachzwecke einläßt, erweist sich ein Wechsel von einer Wortart zur anderen als Spezialfall

einer umfassenderen Bewegung sprachlicher Formeinheiten, der lediglich aufgrund der Unverträglichkeiten mit dem linguistischen Standardinstrumentarium besonders auffällig ist und so theoretische Beachtung gefunden hat.

Die Herausbildung einer Sprache als gesellschaftlicher Problemlösungsprozeß, in dem hinreichende Mittel für die Kommunikation der gesellschaftlichen Interaktanten herausgearbeitet werden, so daß diese ihre kommunikativen Handlungszwecke (a) realisieren können, unterscheidet sich offensichtlich von den Rationalitätsanforderungen, wie sie sich aus neuzeitlichen Wissenschaftskonzepten ableiten lassen. Ihm mangelt es an der Durchgängigkeit, die eine Wohlgeordnetheit und eine maximal einfache Beschreibung ermöglichen würde. Die Problemlösungen sind vielmehr partiell, ihre Geltung wird bestimmt von einer maximalen Effizienz, die sich hin zu den selteneren und komplexeren Fällen verliert. Die Inanspruchnahme alternativer Lösungen – wiederum mit einer selben Charakteristik – führt zu mannigfachen Überlappungen, Doppelungen, Parallelitäten, die sich einer einfachen analytischen Systematisierung gegenüber sperren. Purifizierungstendenzen jeder Art – nicht zuletzt die einer ein- bis eindeutigen Begriffssprache, wie sie zum Projekt der Neuzeit in immer neuen Varianten gehörte und gehört – verfehlen die Struktur sprachlicher Systeme. Der Mangel an Konsequenz wird für die Zwecke der Benutzer aufgefangen, kompensiert, ja zu einem Gesichtspunkt untergeordneter Bedeutung gemacht durch den Gewinn an Flexibilität, durch sozusagen „Überlast-Absicherungen“, wie sie sich im Phänomen der Redundanz manifestieren, und durch eine Zweckangemessenheit, die sich nicht zuletzt einer konkreten Ökonomie effizienter Kommunikation, nicht aber der eines abstrakten Systems verdankt. Die Dialektik eines der Kernprobleme der Linguistik am Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, das nie ganz aufgeklärte Verhältnis von junggrammatischem Lautwandelgesetz und Analogiebildung, ist das wahrscheinlich linguistisch am besten durchleuchtete Phänomen dieser Art. Die Unverrechenbarkeit der Analogie, die mnemotechnische Willkür, die ihre perturbierende Wirkung bestimmt, ist die zwar benannte, dadurch aber für das Gesetzesdesiderat nicht gebannte Manifestation solcher partieller Systematizität, die gerade in ihren Beschränkungen die Bedingungen der Möglichkeit für Kommunikationseffizienz bietet.

Die bereits erarbeiteten Strukturen bilden für jeweils lange diachronische Epochen zugleich offensichtlich das Reservoir, aus dem für sich neu herausbildende sprachinterne Zwecke (b) die Mittel genommen werden. Dadurch gewinnen einmal vorhandene Einzelstrukturen eine doppelte, ja, gegebenenfalls eine mehrfache Funktionalität. Diese läßt die Ober-

fläche der sprachlichen Aktivitäten und ihrer Ergebnisse nur allzu leicht als diffus erscheinen.

Aber auch die elementaren Strukturen einer Sprache sind bereits gekennzeichnet von jener partiellen Rationalität, die die Rekonstruktion der ihr jeweils zugrundeliegenden Zwecke theoretisch und analysepraktisch erheblich erschwert – eine Schwierigkeit, die zur Obsoleszenzklärung der ganzen Fragestellung nicht unwesentlich beigetragen haben dürfte.

Die Option für die akustische Dimension der Wirklichkeit zur Konstruktion von Sprachen, wie sie für die Gattung nicht nur im weitaus überwiegenden Fall realisiert wurde, sondern für dieses Kommunikationsmittel wesentlich ist, bedeutete, daß grundlegende Ressourcen lautlicher Produktion bestimmend in die Sprachstruktur eingegangen sind (vgl. Ehlich 1982). Nur in äußerst langzeitlichen Entwicklungen, insbesondere durch die Figur des Umschlages sich aufhäufender Quantitäten in neue strukturelle Qualitäten, verändern sich solche einmal etablierten grundsätzlichen Strukturkennzeichen, die von Grundentscheidungen für die Bearbeitung einzelner innerer Zweckbereiche determiniert sind. Um dafür nur ein besonders deutliches Beispiel zu benennen: Die Einbeziehung tonaler Strukturen zur Herstellung sprachlicher Grundeinheiten („Wörter“) in einer Reihe von Sprachen wie etwa der chinesischen hat nicht nur für deren Einzelstrukturen sowie hinsichtlich der Wortbildungskombinatorik (vgl. Pasierbsky 1989) konstitutive Konsequenzen, sondern auch hinsichtlich der Disponibilität der intonativen Ressourcen für die Erfordernisse z.B. der Illokutionsmarkierung.

Die Grundressourcen für die Herstellung sprachlicher Form sowie die sekundäre Exploitation bereits bestehender Formen für weitere Zwecke determinieren die Gesamtstruktur einer jeweiligen Sprache und die Möglichkeiten ihrer Veränderungen. Die wenigen sprachtypologischen Elementartypen innerhalb der Vielzahl menschlicher Sprachen und die unterschiedlichen Grade der Zugehörigkeit zu solchen Elementartypen, vor allem aber die Vielfältigkeit der einzelsprachlichen Strukturwirklichkeit illustrieren sowohl den vergleichsweise geringen Umfang des Ressourcenpotentials wie die Vielfältigkeit und – in den meisten Fällen in Bezug auf reine Strukturtypen – die Inkommensurabilität der Problemlösungen, die entwickelt wurden. Besonders die Reapplikation bereits entwickelter Strukturen für – systematisch gesehen – neue Problemstellungen im Bereich der sprachinternen Zwecke (b), ihre Adaptierung bzw. Akkommodierung an andere Kommunikationsaufgaben als die, für die sie ursprünglich entwickelt wurden, bietet der linguistischen Analyse eine komplexe Aufgabe, die zu bearbeiten alles andere als einfach ist, die aber zugleich zu einer Spezifizierung und Präzisierung des linguistisch-analytischen Verfahrens zwingt.

Die linguistischen Präsuppositionen lassen die Sprachwissenschaft nicht gerade gut ausgestattet für diese Aufgabe erscheinen. Im Gegenteil: Die Faszination der schillernden sprachlichen Oberflächen und die undurchschaute Scheinverlässlichkeit der überkommenen Kategorien läßt sie immer wieder – und verstärkt, nachdem jede hermeneutische Annäherung an die kommunikativen Phänomene aus ihr ausgeschlossen wurde – nach Modellierungen suchen, die den methodologischen Vorgaben von Wissenschaften für ganz anders geartete Objekte folgen und denen hinsichtlich der sprachlichen Phänomene selbst in nur allzu vielen Fällen lediglich durch deren entschlossene Manipulation (sei sie empiristischer oder intuitionistischer Art) entsprochen werden kann.

2. Feldtranspositionen als herausgehobener Fall der Erzeugung kategorialer Opazität

Zu den Grundaufgaben sprachlicher Systeme gehört die Bereitstellung von Formen für die Realisierungen unterschiedlicher Typen sprachlicher Tätigkeit, die im theoretischen Kontext der „Funktionalen Pragmatik“ als „Prozeduren“ gekennzeichnet werden. Prozeduren sind einzelne Tätigkeiten der kommunikativen Interaktanten, durch die die Sprecher Verständigung mit den Hörern erzielen. Sie gehen zu einem großen Teil in die Konstituierung systematisch komplexerer sprachlicher Handlungsformen, insbesondere des propositionalen und des illokutiven Aktes, und darüber in die Konstituierung von Sprechhandlungen ein. Sie können z.T. aber ihre Handlungszwecke auch vollständig in sich erfüllen und sind dann selbstsuffizient, bedürfen also zu ihrer Realisierung einer derartigen zusätzlichen Integration nicht, um kommunikativ effizient zu sein. Mindestens die folgenden Typen sprachlicher Prozeduren sind zu unterscheiden:

- (a) expeditiv
- (b) deiktisch
- (c) symbolisch
- (d) malend
- (e) operativ.

Die Unterscheidung der prozeduralen Typen ergibt sich aus den unterschiedlichen Handlungszwecken, die bei der Kommunikation zwischen S und H zu realisieren sind:

- (1) S greift direkt in die Handlung bzw. in die Einstellungsstruktur von H ein;

- (2) S orientiert die Aufmerksamkeit von H auf ein Objekt X im für S und H gemeinsamen Verweisraum;
- (3) S bezeichnet ein Objekt X, einen Sachverhalt Y, ... für H;
- (4) S kommuniziert H die Einstellungen von S in bezug auf X, Y ...¹;
- (5) S ermöglicht H die Prozessierung der sprachlichen Handlungselemente von S.

Einige dieser Zwecke unterliegen weiterer erheblicher Differenzierung, z.B. hinsichtlich der betroffenen Sachbereiche (vgl. (3)) oder hinsichtlich der Einzelqualität der kooperativen Bearbeitungsaufgabe im Fall der operativen Prozeduren (5), bei denen etwa die Indizierung von verbalisierten Wissenselementen nach der Distinktion „bekannt“/„neu“ eine ganz andere Aufgabe darstellt als die ökonomisierende Fokuskontinuierung von H in bezug auf ein bereits verbalisiertes Wissenselement, die durch Anaphern erreicht wird.

Die einzelnen Sprachen bieten für die meisten oder für alle dieser Prozeduren spezifische Ressourcen an. Diese können unterschiedliche Grade von Explizitheit haben. Dabei spielt die jeweilige sprachtypologische Grundstruktur eine nicht unerhebliche Rolle. Flektierende Sprachen etwa, die komplex-integrativen Grundeinheiten eine zentrale Stellung im Aufbau ihrer Gesamtstruktur einräumen (flektierte Verb-, Nominal-, Pronominal- bzw. Artikelformen), gehen hier anders vor als isolierende oder agglutinierende. Die Strukturkennzeichen, deren analytische Auffälligkeit weitgehend durch die Verhältnisse in den Bereichen bestimmt war, die in den indoeuropäischen Sprachen durch Nomen und Verb realisiert sind, erstrecken sich freilich keineswegs auf die Gesamtheit der Grundeinheiten, wie die zur „Partikel“ zusammengefaßten damit nicht kommensurablen Monemklassen zeigen. Für die konkrete einzelne Sprachstruktur in ihrer synchronen Potentialität wie in ihrer diachronen Veränderungsgeschichte ist ein solcher sprachtypologischer Filter (der selbstverständlich seinerseits diachroner Veränderung unterliegen kann) von großer Bedeutung.

Einen Grenzfall der Ressourcenstruktur betrifft die Grundentscheidung von Ausgedrücktheit überhaupt vs. Nicht-Ausgedrücktheit, und selbstverständlich fällt an der Oberfläche der sprachlichen Realisierung die Nicht-Ausgedrücktheit mit dem Nicht-Vorhandensein eines spezifischen internen Zweck(teil)bereichs zusammen. Zu unterscheiden wäre beides lediglich hinsichtlich der psychologischen Realität von Sprache für die beteiligten Interaktanten, einer Realität, deren analytische Zugänglichkeit bekanntlich äußerst erschwert ist, so daß größere Teile der neueren Linguistikgeschichte vor der Aufgabe ihrer Analyse sozusagen prinzipiell resigniert haben. Geradezu paradoxe Qualität erreicht diese Aufgabe hin-

1 Vgl. zur Spezifizierung Redder (1994).

sichtlich der historischen Sprachstufen, und eine Lösung für sie kann allenfalls durch Indizienbeweise überhaupt ins Auge gefaßt werden.

Das Verhältnis von Ausgedrücktheit vs. Nicht-Ausgedrücktheit ändert sich dabei keineswegs bloß in einer Richtung. (Nach)klassische Belege für das Verschwinden vorhandener Ausgedrücktheit bieten nicht zuletzt *die* beiden klassischen Sprachen, also das Griechische und das Lateinische, in ihrem Übergang zur späten koiné und zum Byzantinismus einerseits, zu den Sprachen der Romania andererseits.

Den fünf Prozedurentypen entsprechen hinsichtlich der Ausdrucksmittel zur handelnden Realisierung fünf Felder (im Sinne der Bühlerschen (1934) Unterscheidung von Symbolfeld und Zeigfeld):

- (1) das Lenkfeld (LF)
- (2) das Zeigfeld (ZF)
- (3) das Symbolfeld (SF)
- (4) das Malfeld (MF)
- (5) das operative Feld (OF).

Auch für die einzelne Sprache – erst recht für Sprache allgemein – verteilen sich die konkreten Formen auf diese Felder in unterschiedlicher Weise. Gleichwohl sind, je nach der typologischen Grundstruktur, deutliche Schwerpunkte zu erkennen. Dies gilt besonders hinsichtlich des Symbolfeldes (3), dem große Teile der Nomina und Verben zugehören. (Bei einer einfachen Umsetzung der traditionellen Bestimmungen in das Feldkonzept, wie wir sie auch bei Bühler selbst noch weitgehend finden, würden diese Wortarten wahrscheinlich in toto dem Symbolfeld zugeschlagen. Doch damit würden z.B. Verben mit deiktischen Komponenten wie „kommen“, insbesondere aber die Auxiliar- und Modalverben in ihrer Spezifik kaum erfaßbar sein.)

Die „Pronomina“ sind einerseits beim Zeigfeld (2) konzentriert („dieser“, „jener“), andererseits beim operativen Feld (5) („Fragepronomina“, „Relativpronomina“). Das Artikelsystem gehört dem operativen Feld zu, ebenso, wenn auch mit anderer Funktion, die Klasse der Konjunktionen. Das Adverb als Sammelklasse verteilt sich auf ganz unterschiedliche Felder (teils das Symbolfeld („schnell“), teils das Zeigfeld („hier“), teils das operative Feld („möglicherweise“)). Die Interjektion hingegen gehört nahezu durchgehend dem Lenkfeld (1) zu. Das Malfeld (4) hingegen weist im Deutschen oder Englischen kaum Elemente mit Monemcharakter auf – ganz im Unterschied zu einigen afrikanischen Sprachen. Auch hinsichtlich anderer Einheiten- bzw. Subeinheitentypen, also etwa der Flexionsmorphologien bei flektierenden Sprachen, finden sich ähnliche Feldkonzentrationen. Das konkrete, in der einzelnen Äußerung aktualisierte Wort bietet – und dies ist ein Grundkennzeichen des flektierenden Sprachtyps –

meistens eine komplexe Kombination unterschiedlicher prozeduraler Zwecksetzungen. Die einzelne flektierte Wortform stellt also keine elementare Kategorie dar, anders, als es das landläufige Verständnis von „Wort“ nahelegt.

Wie oben ausgeführt, sind derartige Zuordnungen für die einzelnen Gruppen von Ausdrücken und ihre Elemente nun freilich keineswegs ein für allemal geregelt. Vielmehr finden sich durchaus – und zwar vielfältig und in einer systematisch relevanten Weise – Übergänge eines Ausdrucks von einer Klasse zur anderen. Die im Gedanken der „translation“ erfaßten Phänomene reflektieren diesen Übergang, sofern er die Wortartzugehörigkeit betrifft. Ein solcher Übergang kann auch die Veränderung einer Feldzugehörigkeit bedeuten. So ist die Interjektion „ACH“, wenn sie substantiviert wird (das „Ach und Weh“), selbstverständlich nicht nur zum an der Determinationsfähigkeit erkennbaren Substantiv geworden, sondern sie hat auch ihre unmittelbare Verwendbarkeit für eine expeditiv Prozedur eingebüßt. Statt dessen ist sie zur Bezeichnung eines Objektes bzw. einer Tätigkeit, nämlich der jammernden Äußerung der Interjektion „ach“ geworden, die ihrerseits (das Mittel für) eine expeditiv Prozedur darstellt. Die Inanspruchnahme des deiktischen Ausdruckes „ich“ in der psychoanalytischen Theorie als „das Ich“ bzw. in der Komposition „das Über-Ich“ nimmt dem Ausdruck „ich“ seine Fähigkeit zur Realisierung der deiktischen Prozedur des Verweises auf den Sprecher der jeweiligen sprachlichen Handlung. Statt dessen wird der Ausdruck zum symbolischen Ausdrucksmittel gemacht. Auch hier gehen Wortarten-„translation“ und Veränderung der Feldzugehörigkeit Hand in Hand.

Dies ist aber keineswegs notwendig der Fall. Der Ausdruck „so“, dessen Wortartenkategorisierung freilich ohnehin schwierig ist, wird in den meisten Fällen dem Adverb zugeschlagen. Seine verschiedenen Verwendungen erbringen keine drastischen Wortartenverschiebungen, wie sie an den eben dargestellten beiden Beispielen für ein „Pronomen“ und eine Interjektion zu beobachten waren. Dennoch finden sich hier Gebrauchsweisen, die unterschiedlichen Feldern zugehören. Die systematisch primäre Verwendungsweise ergibt sich aufgrund der Zugehörigkeit von „so“ zum System der deiktischen Ausdrücke, also zum Zeigfeld. Aber die Verwendung an Handlungsablaufs-Scharnierstellen gehört nicht diesem Feld zu, sondern dem expeditiven, erfüllt also einen anderen Handlungszweck (vgl. im einzelnen Ehlich 1987).

Der Übergang eines Ausdrucks (oder einer anderen sprachlichen Form) von einem Feld zu einem anderen Feld ist der offensichtlich allgemeinere Fall, der im einzelnen vom Übergang von einer Wortart zu einer anderen Wortart begleitet sein kann. Für den Übergang von einem Feld zum anderen wird der Ausdruck „*Feldtransposition*“ vorgeschlagen. Feld-

transpositionen sind durch ein Ausgangs- und ein Zielfeld gekennzeichnet. Die Übertragung ergibt sich in der Weise der oben beschriebenen Nutzung bereits bestehender Ausdrucksmittel für neue, ihnen ursprünglich fremde Handlungszwecke. Die Feldtransposition reflektiert also eine Zweckverschiebung in bezug auf den einzelnen sprachlichen Ausdruck bzw., allgemeiner gesagt, in bezug auf die einzelne sprachliche Form. Die pragmatisch relevante Bestimmung für den Ausdruck ergibt sich aus dem neuen, gegenüber dem primären veränderten Handlungszweck. Dieser sollte in der Beschreibungssprache seinen Ausdruck finden. Zugleich sollte aber die Differenz zu primär für diesen Handlungszweck entwickelten Ausdrücken erkennbar bleiben. Um diesen terminologischen Anforderungen zu genügen, wird vorgeschlagen, den Ziel-Handlungszweck mit dem dafür charakteristischen Terminus aus der Liste (A) zu verwenden und die Differenz zugleich durch Vorfügung des Präfixes „para“ zu kennzeichnen. Im Falle des oben bezeichneten deiktischen Ausdrucks „so“, mit dessen Verwendung man eine expeditiv Prozedur ausführt, wird also von einem „para-expeditiven“ Ausdruck gesprochen. Entsprechend sind die ersten beiden Beispiele („das Ach“, „das Ich“) para-symbolische Ausdrücke. Die Bezeichnung „para-...“ läßt also die tatsächliche Funktionalität erkennen. Nicht ausgedrückt wird hingegen die ursprüngliche Feldzugehörigkeit. Auf deren Existenz wird aber durch das Präfix hingewiesen. Sie ist im einzelnen sprachanalytisch-linguistisch zu beschreiben, eine Aufgabe, die nur in wenigen, synchron offen zutage liegenden Fällen einfach zu lösen ist.

In sehr vielen anderen Fällen ist dieser Übertragungsprozeß hingegen synchron kaum noch oder allenfalls in Verwendungsspuren erkennbar, so daß die Feldtransposition in ihrer systematischen Struktur am ehesten über den Rekurs in die Diachronie aufweisbar ist. Jedoch ist damit nicht eine prinzipielle Ersetzung der systematischen Verhältnisse durch den sozusagen historischen Rekurs gemeint. Die Feldtransposition verlangt linguistisch eine eigene systematische Anerkennung. Sie geschieht im Prozeß der Zwecküberführungen und der Bedingungen ihrer Möglichkeit. Die Adaptierung sprachlicher Ausdrucksmittel in anderen als den ihnen eigenen Feldern ist keineswegs beliebig, sondern ergibt sich aus der Spezifik des jeweiligen Ausgangs- und Zielfeldes, ihrer je spezifischen Zwecke und der neu zu erbringenden Leistung, für die ein Ausdrucksmittel gesucht wird. Historische Sprachdaten können diese Zusammenhänge aufklären helfen. Sie sind Text gewordene Dokumentationen der mentalen Subsumptionsprozesse, die die Feldtransposition ermöglichten. Solche Prozesse müssen, um sprachstrukturelle Auswirkungen zu zeitigen und sich nicht auf bloß singuläre sprachliche Ereignisse zu beschränken, massenhaften Charakter annehmen. Dies können sie insbesondere dann,

wenn neue Handlungszwecke aufgrund der Veränderung von Kommunikationsanforderungen in zahlreichen Fällen auftreten und wenn die Feldtransposition zu einer im Strukturzusammenhang der kommunikativ verwendeten Sprache „überzeugenden“ Problemlösung führt, so daß dies verallgemeinert werden kann.

Die Rekonstruktion von Feldtranspositionen stellt eine linguistisch sehr interessante Aufgabe dar, eine Aufgabe, deren Lösung auch Beiträge zur Geschichte der Entwicklung sprachinterner Zwecke und ihres Verhältnisses zu sprachexternen Zwecken zu leisten vermag.

Vor allem aber kann diese Rekonstruktion dazu beitragen, die scheinbare Undurchsichtigkeit von sprachlichen Oberflächenphänomenen, das Zusammenfallen unterschiedlichster Funktionsbereiche im selben Ausdruck, aufzuklären. Sie bietet also einen anderen Analyseweg dar, als ihn einerseits die bloß listende, aber begriffslose Zusammenstellung von „Bedeutungen“ bietet; zugleich läßt sie sich auch nicht auf den Ausweg der durch Indices gekennzeichneten Vermehrfachung des sprachlichen Objektes ein, für den die sprachliche Form letztendlich gleichgültig ist.

In welcher Weise ein solches rekonstruktives Verfahren klärend diffuse Problemstände der Disziplin aufhellen kann, zeigt die Arbeit von Redder (1990): In ihr wird für zwei notorische Problem-Ausdrücke hinsichtlich ihrer kategorialen Zugehörigkeit der minutiöse Nachweis geführt, wie jenseits solcher Phänomenmultiplikation bzw. deskriptiver Diffusität durch den historischen und systematischen Einzelaufweis der Feldtranspositionen die unterschiedlichen funktionellen Subsumptionen, die die Interaktanten hinsichtlich der von ihnen verwendeten Ausdrücke vornehmen, durchschaubar werden können.

Was für die Feldtransposition allgemein gilt, läßt sich ähnlich für Funktionsveränderungen einzelner Ausdrücke innerhalb differenzierter Einzelfelder bestimmen. Dies gilt insbesondere hinsichtlich der einzelnen Funktionsbereiche des operativen Feldes und der Inanspruchnahme der dafür charakteristischen Ausdrucksmittel mit Blick auf andere operativ-prozedurale Erfordernisse. Durch deren Detailrekonstruktion dürfte sich z.B. eine linguistisch-pragmatische Durchsichtigkeit der unterschiedlichen Verwendungen des Artikelsystems erreichen lassen.

Die kategoriale Opazität, deren einfachster, aber keineswegs systematisch exemplarischster Fall die „translation“ der Wortartenzugehörigkeit darstellt, bildet einen wichtigen Hinderungsgrund für die Gewinnung sprachrealistischer Analyseklarheit. Dies wird nicht zuletzt im desolaten Zustand der Wörterbuchpraxis deutlich, die die Opazität als semantische Undurchschaubarkeit an den Wörterbuchbenutzer weitergibt. Durch die systematische Rekonstruktion der Feldtranspositionen kann es gelingen, semantische Strukturen funktional zu rekonstruieren und ihre Komplexi-

tät nicht nur linguistisch-analytisch, sondern auch für die Handlungszwecke komplexerer Sprachverwendungen – etwa in der Erweiterung der sprachlichen Fähigkeiten durch den Erwerb einer zweiten Sprache – zugänglich zu machen.

3. Die Rekonstruktion von Feldtranspositionen – Funktionale Etymologie

Die Aufgabe, Feldtranspositionen zu rekonstruieren, bildet, methodologisch gesehen, einen wesentlichen Teilbereich des linguistischen Arbeitens. Denn gerade hier vermag die linguistische Analyse den Interaktanten eine durchaus auch handlungspraktisch nützliche Sprachreflexion zur Verfügung zu stellen. Weil es sich um einen solchen wichtigen Teilbereich handelt, ist es m.E. sinnvoll, der Rekonstruktion der Feldtransposition einen eigenen Terminus zuzuweisen. Dafür wird der Ausdruck „*Funktionale Etymologie*“ vorgeschlagen. Im folgenden soll dieser Terminologievorschlag motiviert werden, um ihn nicht einfach im Status einer minimalen Metapher zu belassen.

Die Etymologie im nach-junggrammatischen Sinn ist als ausgesprochen historisch-disziplin im allgemeinen Bewußtsein präsent (vgl. Pisani 1967, 1975; Seebold 1981). Etymologie ist *Wortgeschichte*. Der Terminus Etymologie hat diese historisierende Interpretation auf eine systematische Weise erst in der linguistischen Tradition des 19. Jahrhunderts und durch sie erfahren (vgl. Sanders 1967). Die datenreiche und methodologisch sorgfältig basierte Rekonstruktion insbesondere der Formseite von Ausdrücken wurde zur herrschenden, ja alleinigen etymologischen Verfahrensweise. Der Prozeß der historischen Entwicklung, den es retrograd rekonstruktiv aufzudecken galt, wurde als einer der Verdunkelung ursprünglich klarer Zusammenhänge angesehen.

Die im Ausdruck „Etymologie“ genutzte Vokabel des Griechischen eignete sich zwar für diese Interpretation, ist selbst aber einem anderen semantischen Zusammenhang verpflichtet: „etymon“ ist zunächst nichts anderes als ein Ausdruck für „wahr“. Die „Etymologie“ ist also diesem terminologischen Sachverhalt zufolge die Lehre von der Wahrheit der Wörter. Als solche hat sie sich in den Kontroversen, ob die Wörter „der Natur nach“ (physei) oder „dem menschlichen Setzen“ (thesei) bzw. – zuvor – „dem menschlichen Bestimmen nach“ (nomo) ihre Bezeichnungsaufgabe wahrnehmen, entfaltet. Diese Wahrheit der Wörter sollte durch den Rückgang zu den Ursprüngen, zur „origo“, aufgeklärt werden. Etymologie transformierte also semantische Unklarheit durch einen Rückgang auf semantisch Ursprüngliches zu Klarheit. Dies geschah durch viel-

fältige Schlußfolgerungen aus mehr oder minder zusammengerafften Ähnlichkeiten, durch Ikonizitätshypothesen, durch Assoziationen unterschiedlichster Art, die, je phantastischer sie waren, oft dann auch als um so tiefer galten. Ähnlichkeit im Laut und Ähnlichkeit in der Sache war ein Grundprinzip des etymologisierenden Verfahrens. Dies freilich sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Etymologie, insbesondere in ihrer frühmittelalterlichen (Isidor) Form, zugleich Vehikel einer enzyklopädischen Wissenstradition war.

Die Subsumption der Etymologie unter die strenge formbezogene historische Analyse im 19. Jahrhundert war gegenüber diesem bis zu dessen Anfang verbreiteten Assoziationsverfahren ein vor allem aufgrund seiner methodischen Strenge ausgezeichneter linguistischer Schritt. Zugleich bedeutete er jedoch auch eine Einengung, indem aus dem semantischen Potential des Terminus Etymologie dessen ursprungsbezogene Interpretation nochmals verschärft wurde. Der systematisierende Anspruch, wie er für gerade die Anfangsphase seiner Entwicklung im sokratisch-platonischen Kontext charakteristisch war, verlor sich demgegenüber vollends.

An ihm soll im Terminus „Funktionale Etymologie“ insofern angeknüpft werden, als mit der Untersuchung des Wechselverhältnisses von Form und Funktion beide im systematischen Zusammenhang einer Theorie des sprachlichen Handelns konzeptualisiert werden. Funktionale Etymologie bedeutet die systematische Rekonstruktion der über Feldtranspositionen hergestellten Zuordnung einzelner sprachlicher Formen zu unterschiedlichen funktionalen Teilaufgaben des sprachlichen Handelns, zu denen vor allem die sprachlichen Prozeduren zählen. Die historische Interpretation von Etymologie wird dabei in einem mit aktualisiert, aber nicht in Isolation, sondern unter beständigem Bezug auf die systematischen Handlungserfordernisse. Zugleich bedeutet die Kombination mit „funktional“, daß die Rekonstruktion ihre Anleitung nicht von der formalen Veränderung her (wie in der historischen Etymologie) erfährt, sondern von den Handlungsstrukturen für die einzelnen Ausdrücke.

Literatur

- Bally, Charles (1922) : La pensée et la langue. In: *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris*, S. 117ff.
- Brinkmann, Henning (1971/1972): *Die deutsche Sprache – Gestalt und Leistung*. 2. Aufl. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. 2. Aufl. 1965. Stuttgart: Fischer.

- Ehlich, Konrad (1982): Sprachmittel und Sprachzwecke. In: *TILL 1*. Tilburg: Katholieke Hogeschool. [= Tilburg papers in language and literature]. In diesem Band: S. 55–80.
- Ehlich, Konrad (1987): *so* – Überlegungen zum Verhältnis sprachlicher Formen und sprachlichen Handelns, allgemein und an einem widerspenstigen Beispiel. In: Rosengren, I. (Hg.): *Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1986*. Stockholm: Almqvist & Wiksell, S. 279–298. (2007) in: Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 2, S. 141–167.
- Pasierbsky, Fritz (1989): Adaptation processes in Chinese: word formation. In: Coulmas, F. (ed.): *Language adaptation*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 90–103.
- Pisani, Vittore (1967; dt. 1975): *Die Etymologie*. München: Fink.
- Redder, Angelika (1990): *Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: ‚denn‘ und ‚da‘*. Tübingen: Niemeyer.
- Redder, Angelika (1994): „Bergungsunternehmen“ – Prozeduren des Malfeldes beim Erzählen. In: Brünner, G. / Graefen, G. (Hgg.): *Texte und Diskurse*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 238–264.
- Sanders, Willy (1967): Grundzüge und Wandlungen der Etymologie. In: *Wirkendes Wort* 17, S. 361–384.
- Seebold, Elmar (1981): *Etymologie. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache*. München: Beck.
- Tesnières, Lucien (1959): *Éléments de syntaxe structurale*. Paris: Klincksieck. Deutsch: *Grundzüge der strukturalen Syntax*. Hg. v. U. Engel (1980). Stuttgart: Klett-Cotta.

Sprache als System versus Sprache als Handlung

1. Vorbegriff und Verfahren

Die Überschrift stellt notwendig eine Abbreviatur dar. In ihr wird prägnant eine theoretisch-analytische Kontroverse zusammengefaßt, die sich in den letzten Dezennien voll entfaltet hat. Von den beiden in der Überschrift benannten Aspekten von Sprache kann dabei nur der erste auf eine verallgemeinerte Akzeptanz rechnen, wenn auch der Ausdruck „System“ in sich sicher nicht einfach selbstverständlich ist (vgl. 3.3). Das Reden von Sprache als System aber hat sich im 20. Jahrhundert zu einer Selbstverständlichkeit entwickelt, die auch wissenschaftsinstitutionell ihren Niederschlag gefunden hat. Die Sprachwissenschaft versteht sich weithin als ‚Systemlinguistik‘ und erhebt darin Anspruch auf den Systemcharakter ihres Objektes. – Ganz anders der Aspekt, der Sprache mit Handlung in Verbindung setzt. Er ist selbst erst in einer kritischen Gegenbewegung gegen landläufige Selbstverständlichkeiten des verallgemeinerten Sprachkonzepts thematisiert worden. Es kann gegenwärtig nicht die Rede davon sein, daß diese Bewegung schon zu ihrem Abschluß gekommen wäre. Vielmehr läuft die Kontroverse weiter, wobei die wissenschaftsinstitutionellen Verfestigungen der Interpretation von Sprache als System eine offene Diskussion eher erschweren. – Die Kontroverse „Sprache als System vs. Sprache als Handlung“ ist also nicht einfach eine beliebige Kontroverse um die genaue Qualifizierung der sprachlichen Objekte und/oder um die für deren Erfassung erforderliche Methodik. Sie betrifft vielmehr in grundsätzlicher Weise das Sprachverständnis selbst – und zwar nicht nur in seinen jeweiligen wissenschaftlichen Oberflächenmanifestationen, sondern vielmehr auch und vor allem in den präsuppositionellen Wissensbeständen der europäischen Grundkonzeptualisierungen von Sprache, die stillschweigend und nachhaltig die verschiedenen, zum Teil durchaus kontroversen Sprachkonzeptionen der neueren Linguistik bestimmen und zugleich die Sprache, mit der über Sprache geredet wird, determinieren. Die Behandlung dieser Kontroverse verlangt also eine Erörterung auch ihrer expliziten und vor allem ihrer impliziten Voraussetzungen, der wissenschaftsinstitutionellen Implikationen sowie der Wissenschaftssprache, in der diese Kontroverse geführt, aber auch jede alltägliche wissenschaft-

liche Detailarbeit geleistet wird. Die Darstellungsweise wird im folgenden also historisch-systematisch zu sein haben, weil die Kontroverse selbst nur als geschichtliche verstehbar und im Aufweis ihrer Geschichtlichkeit zugänglich ist. Zugleich erfolgt die Darstellung sprachkritisch, indem die Vorentscheidungen, die die herrschende Sprache über das Objekt Sprache immer schon enthält, wenigstens ansatzweise thematisiert werden. Beides zusammennehmend, ist die Darstellung selbst in doppelter Weise „anfänglicher“, indem sie sich nicht einfach auf die Vorgängigkeit des über Sprache vermeintlich immer schon Bekannten einläßt, sondern dieses in seiner systematischen Konstituierung zu verstehen sucht. – Dabei sind die im folgenden vorgetragenen Überlegungen lediglich ein Versuch, in bezug auf ein wenig bearbeitetes Forschungsgebiet einige Aspekte zu thematisieren, deren zukünftige Bearbeitung – insbesondere in der Gestalt einer systematischen Geschichte der Linguistik – vielleicht in der Lage wäre, jenes schwer durchschaubare Geflecht wechselseitiger Bedingtheit analytisch schärfer zu erfassen.

2. Sprache und Reflexion

Die Beschäftigung mit Sprache beschäftigt notgedrungen Sprache. Die Beschäftigungen der Philosophie sind – jedenfalls in ihrer okzidentalen Form – immer zugleich Beschäftigungen mit Sprache. Erstaunlich gering ist demgegenüber die Aufmerksamkeit, die dieser elementare Zusammenhang in der Philosophie selbst gefunden hat. In aller Radikalität hat erst die „ordinary language philosophy“ (s. Savigny/Scholz 1996) die unumgängliche Sprachlichkeit von Philosophie als eine transzendente Bestimmung dieser selbst thematisiert – zu wesentlichen Teilen freilich so, daß, was als transzendente Bestimmung zu erörtern wäre, in eine materielle philosophische Position umgesetzt wurde. Dieser Umschlag aktualisiert ein Grunddilemma, das sich aus der Sprachlichkeit ergibt und das im Aufweis der Umgangssprache als letzter Metasprache von Apel (1973) in seiner hermeneutischen Rekonstruktion der „ordinary language philosophy“ am schärfsten herausgearbeitet wurde. Die Bearbeitung dieses Dilemmas geschah weithin – zu den partiellen Ausnahmen gehören die Stoa und selbstverständlich Kant – durch Reflexionsentzug, also durch die Sprachvergessenheit der philosophischen Praxis.

Wenn Sprachlichkeit transzendente Bestimmung von Philosophie ist, so ist andererseits die wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprache perspektivisch ohne deren Reflexion schwerlich möglich. Die tatsächliche Beschäftigung freilich ist weithin gerade durch eine ebensolche Philosophie-Vergessenheit der Linguistik gekennzeichnet. In ihr wird alles das,

was an direkt oder indirekt philosophisch gewonnenen Grundbestimmungen für Sprache überkommen ist, auf diffuse Weise und unter Tilgung der Herkunft selbstverständlich in Anspruch genommen. Wie also die theoretische Befassung mit Sprache der Sprachlichkeit nicht entbehren kann, so ist die Linguistik auf Theorie substantiell angewiesen. Dies gilt selbst noch für die positivistisch ins Detail versessene Philologie, die sich von ihrer Begründung soweit entfernt glaubt, daß sie sich in der Reproduktion ihrer bloßen Praxis genügen zu können scheint. – Gerade in der Grundbestimmung dessen, was Sprache sei, macht sich diese doppelte Problematik bemerkbar. Sie zu bearbeiten verlangt eine Analysepraxis, die die Aufdeckung der insgeheim in Anspruch genommenen, aber in ihrer Herstellung undurchschaubar gemachten theoretischen, insbesondere konzeptionellen Voraussetzungen zum notwendigen Gegenstand hat. Die Analyse ist also immer zugleich Analyse der Formen und Kennzeichen wissenschaftlicher Kommunikation, in der jene Konzepte gebildet, unterhalten und verändert werden. Wissenschaftliche Kommunikation und ihre Ergebnisse sind aber linguistisch erst seit kurzem zum Analysegegenstand gemacht worden (vgl. den Überblick zum Forschungsstand in Kretzenbacher 1992).

3. System und Struktur

3.1 Zum Stellenwert der Ausdrücke „System“ und „Struktur“

Es scheint zu den Selbstverständlichkeiten gegenwärtiger wissenschaftlicher Beschäftigung mit Sprache zugehören, daß es sich beim Objekt dieser Beschäftigung um eine – günstigenfalls abgegrenzte – Struktur oder Kombination von Strukturen handelt. Für diese ist der Ausdruck „System“ zu einer allgemeinen Bezeichnung geworden. Die Intention dieser Bezeichnung ist im allgemeinen eher vage, so daß der Ausdruck „System“ sich in seiner Verwendung häufig kaum vom Ausdruck „Struktur“ unterscheidet. ‚Systemlinguistik‘ ist insofern ‚strukturelle Linguistik‘ oder ‚strukturalistische Linguistik‘, und ‚strukturalistische Linguistik‘ wird als ‚Systemlinguistik‘ charakterisiert. – Mit der Verwendung beider Ausdrücke wird im allgemeinen implizit ein theoretischer Anspruch erhoben. Deshalb ist es sinnvoll, dem Stellenwert der Ausdrücke weiter nachzugehen. Der Ausdruck „Struktur“ ist dabei weniger durch vorgängige theoretische Konfigurationen spezifiziert als der Ausdruck „System“, der insbesondere durch die klassische idealistische Tradition zu einer philosophischen Grundkategorie erhoben wurde.

3.2 Wissenschaftliche Alltagssprache

Betrachten wir diese Zusammenhänge genauer. Der Ausdruck „Struktur“, aber auch der Ausdruck „System“ in seiner heutigen Verwendung gehören offensichtlich zu jener Gruppe von Ausdrücken, mittels derer wissenschaftliche Verständigung jenseits oder vor aller fachwissenschaftlichen Spezifizierung erfolgt, ähnlich wie „Form“, „Konsequenz“, „Kategorie“ usw. Diese Ausdrücke bilden eine spezifische Varietät der Wissenschaftssprache, die – unter Verwendung des Terminus „Alltag“ der „ordinary language philosophy“ – vielleicht am besten als „alltägliche Wissenschaftssprache“ oder als „wissenschaftliche Alltagssprache“ bezeichnet werden kann. Um zu verstehen, was die Qualifizierung eines Objektbereichs mit einem Ausdruck aus dieser spezifischen Sprachvarietät bedeutet, ist es sinnvoll, nach ihrer sprachlichen Leistungsfähigkeit zu fragen. – Die Formulierung „wissenschaftliche Alltagssprache“ scheint paradox zu sein: Die Qualifizierung einer Varietät von Wissenschaftssprache als Alltagssprache scheint gerade der Opposition zu widersprechen, die dem Reden von Wissenschaftssprache zugrundeliegt. Insofern mag sie als unangemessen erscheinen. Wissenschaftssprache unterscheidet sich ja gerade dadurch von der alltäglichen Sprache, daß sie – insbesondere in ihren lexikalischen Elementen – grundlegende Bestimmungen aufgegeben hat, die die alltägliche Sprache kennzeichnen: deren Vagheit einerseits, andererseits aber auch ihre Flexibilität und schließlich eine weitgehende Undurchsichtigkeit der kommunikativen Strukturen im Prozeß ihrer Aktualisierung. Bezogen auf die lexikalischen Elemente bedeutet letztere, daß deren semantische Potentiale viel von ihrer Geschichte enthalten, daß diese jedoch im allgemeinen im Modus bloßer Potentialität verbleibt.

Im semantischen Potential des Ausdrucks „Terminus“ ist insbesondere die Reduktion semantischer Flexibilität eingeschrieben. Der Ausdruck empfahl sich für die Bezeichnung des heute mit ihm Gemeinten gerade durch den Bezug auf Verfahren des Begrenzens und Einschränkens – semantische Aspekte, die in anderen Elementen aus dem Umfeld von „Terminus“ auch im gegenwärtigen Sprachgebrauch noch präsent sind, z.B. „terminieren“. Termini sind „Grenzzeichen“, „Schranken“ (Georges 1992, Sp. 3075). Auch der zweite Aspekt des lateinischen semantischen Ausgangspotentials, das „Ende“, ist in der wissenschaftlichen Inanspruchnahme aufgehoben. Die fixierte „Bedeutung“ der Termini ist das Ergebnis eines jeweiligen Prozesses des Ab- und Ausgrenzens, dessen – im Prinzip reversibles, aber für den erreichten Stand abschließendes – Resultat der Terminus faßt und für die weitere wissenschaftliche Kommunikation gegenwärtig hält. – Dies tut er im Modus der Perspektivität. Die Terminologiebildung bindet die aktuell verwendeten Grundelemente der

wissenschaftlichen Kommunikation in den Prozeß der systematisierten Wissensgewinnung ein, als der sich die neuzeitliche Wissenschaft versteht. Eben diese Perspektivität ist die Voraussetzung möglicher Revisionen. Die Termini haben insoweit geradezu den Charakter von Katalysatoren für die Veränderung der institutionalisierten Wissensgewinnung. Insofern fallen im Terminus der wissenschaftliche Prozeß und sein Resultat zusammen.

Im Gedanken der alltäglichen Wissenschaftssprache wird demgegenüber die wissenschaftliche Kommunikation als eine spezifische sprachliche Veranstaltung ernstgenommen. Sie hat teil an jenen in der Terminologiebildung eliminierten Kennzeichen alltäglicher Kommunikation, die für deren Gelingen offenbar unabdingbar sind. Für die Wissenschaftssprache bedeutet dies, daß in ihr drei Aspekte ungeschieden ineinander liegen, die auch sprachanalytisch schwer zu unterscheiden sind: Elemente der alltäglichen Sprache, Elemente der alltäglichen Wissenschaftssprache und terminologische Elemente. Der spezifische Stellenwert der Elemente alltäglicher Wissenschaftssprache besteht dabei darin, daß sie ihrer historischen Genese und ihrer systematischen Verankerung nach der eigentlichen Wissenschaftssprache zugehören, daß ihre Verwendung beim sprachlichen Handeln hingegen den Gesetzen alltäglicher Sprache folgt. Hinsichtlich der oben beschriebenen Kennzeichen von Terminologien bedeutet dies insbesondere einen Verlust der Perspektivität. Gegenüber den Termini vergrößert sich ihre Vagheit; komplementär dazu gewinnen die Elemente alltäglicher Wissenschaftssprache an Flexibilität. – Der Verlust an Perspektivität erreicht seinen Höhepunkt dann, wenn das in den sprachlichen Elementen eingebundene Wissen zum allgemeinen Präsuppositionsbestand derer gehört, die Wissenschaft betreiben und dadurch eo ipso (vgl. Weinrich 1989; 1993) als deren Teilnehmer in die Wissenschaftskommunikation hineingestellt sind, um so die der neuzeitlichen Wissenschaft inhärente Öffentlichkeitsforderung zu erfüllen. Dem allgemeinen Präsuppositionsbestand zugehörige sprachliche Elemente sind in einem erheblichen Umfang gegen Revisionen geschützt. Diese Bestimmung widerspricht substantiell dem, was Wissenschaftssprache der Anforderung nach kennzeichnet. Mangel an Durchschaubarkeit ist aber zugleich die notwendige Voraussetzung wie der konkrete Ausdruck für die präsuppositive Inanspruchnahme. Der paradoxe Charakter der Bezeichnung „wissenschaftliche Alltagssprache“ markiert also eine Widersprüchlichkeit im Bereich von Wissenschaftskommunikation selbst, die irritierend die Praxis der Wissenschaftskommunikation unumgänglich begleitet. Alltagssprache ist daher nicht nur letzte Metasprache. Sie setzt sich vielmehr auch pragmatisch in wesentlichen Bestimmungen für die Wissenschaftskommunikation durch. – Der Doppelcharakter alltäglicher Wissenschaftssprache erlaubt es, in Zweifelsfällen immer wieder auf ihre wis-

senschaftliche Dignität zu rekurrieren. Ob freilich das, was wissenschaftliche Dignität ausmacht und sprachlich am Beispiel des Terminus näher verdeutlicht wurde, in bezug auf die einzelnen Elemente wissenschaftlicher Alltagssprache tatsächlich vorliegt, bedürfte der einzelnen Überprüfung – und damit genau jener Reflexion, die die präsuppositionellen Selbstverständlichkeiten in Frage stellt, ja sie tendenziell auflöst. Diese Kennzeichen wissenschaftlicher Alltagskommunikation machen sie zu einer problematischen Struktur, die sich als linguistische „Zwickmühle“ im wissenschaftlichen Betrieb selbst Geltung verschafft. Zwickmühlen für das menschliche Handeln werden kommunikativ und wissenschaftsmäßig nicht zuletzt dadurch bearbeitet, daß sie „vergessen“ werden.

3.3 System

Worauf zielt die Qualifizierung von Sprache als „System“ oder als „Struktur“? Wie in 3.1 dargestellt, fallen im Ausdruck „System“ Sach- und Theoriestruktur auch für das heutige alltags-wissenschaftssprachliche Bewußtsein ineinander. Dieser Zusammenhang ist freilich lediglich im objektiven Idealismus auch tatsächlich entwickelt worden (vgl. Hegel 1830, § 15ff.). Ohne diese Entwicklung bringt lediglich der sprachliche Ausdruck zusammen, was in seinen spezifischen Verhältnissen allererst bestimmt werden müßte. Es ist also nicht die strenge Definition Kants (*KrV* B 860ff.), die explizit in Anspruch genommen würde:

Ich verstehe [...] unter einem Systeme die Einheit der mannigfaltigen Erkenntnisse unter einer Idee. Diese ist der Vernunftbegriff von der Form eines Ganzen, sofern durch denselben der Umfang des Mannigfaltigen sowohl, als die Stelle der Teile untereinander, a priori bestimmt wird.

Gleichwohl sind es Nachklänge der Hoffnung auf derartige Erkenntnis, die auch im alltäglich-wissenschaftlichen Reden von „System“ eine Rolle spielen. Dort wird primär mit „System“ „das in sich geschlossene Ganze, wie es in der Natur selbst gegeben ist“ (Hoffmeister 1955, S. 598), bezeichnet. Der zweite Aspekt, nämlich System als „das Ganze von zusammengehörigen Lehrsätzen, das Ganze einer Wissenschaft“, wird hingegen gleichsam nur per associationem mit aufgerufen. Im Versuch der Gleichsetzung von Sache und ihrer Erkenntnis, wie sie die mangelnde Unterscheidung von „sprachlich“ und „sprachwissenschaftlich“ im englischen Ausdruck „linguistic“ nahelegt, wird freilich in der generativen Grammatik just dieser Zusammenhang emphatisch in Anspruch genommen – wenngleich auch hier keineswegs wirklich entwickelt. Vielmehr wird durch die Biologisierung des ‚Language Acquisition Device‘ die fehlende Ableitungsstruktur durch Hypostasierung ontologisch gesetzt und so dogma-

tisch verbindlich gemacht. – Ähnlich wie „System“ bezieht sich auch „Struktur“ (zur linguistischen Nutzung vgl. Wunderlich 1972) auf ein, einer inneren Architektonik verpflichtetes Ganzes. Beide Qualifizierungen heben also einerseits auf die innere Form, andererseits auf das „Ganze“, also auf eine – jedenfalls in sich – abgeschlossene Wirklichkeitsstruktur ab.

3.4 Form und Regel

„Struktur“ und „System“ ersetzen zwei ältere Redeweisen über Sprache, die von der Sprache als „Form“ einerseits, die von der „Regel“ andererseits. Beide Redeweisen gehören zu ältesten Konzeptualisierungen von Sprache im europäischen Kontext, und beide haben ihre spezifischen Ansatzpunkte an der Sprache selbst. – Die Geformtheit von Sprache gehört zu den charakteristischen Merkmalen jener Sprachen, die der primäre Gegenstand der europäischen Linguistik gewesen sind, nämlich der griechischen und der lateinischen. Beide sind hochflek tierende Sprachen, Sprachen also, die – etwa im Unterschied zu einer „isolierenden“ Sprache wie der chinesischen – durch eine extreme morphologische Differenzierung gekennzeichnet sind. Diese ins Auge springenden Strukturen bilden den Ausgangspunkt für die professionelle Beschäftigung mit Sprache in der Antike; ihre Beschreibungen sind es auch, die im wesentlichen das Ergebnis jener Art von Linguistik ausmachen. Fast die ganze Deskription der älteren Grammatiken wie auch ihre Zusammenfassung zur Einteilung in Redeteile (*μέρη λόγου*, *partes orationis*) beziehen sich auf diese formalen Merkmale der untersuchten Sprache. – Auch das Reden von den „Regeln“ verdankt sich diesem Zusammenhang. In der Beobachtung der Verteilungen einzelner formaler Elemente und in der Beobachtung ihres Wiederauftretens wurde Regelmäßigkeit sichtbar, die als Regel zunächst deskriptiv, dann aber auch präskriptiv gefaßt wurde. Beide Verfahren blieben jedoch im wesentlichen aufzählend. Sie ordneten das Vorfindliche nicht „unter einer Idee“ oder auch nur unter einem leitenden Gesichtspunkt. Vielmehr beschränkten sie sich auf das Konstatieren und Reproduzieren des als faktisch bereits Bekannten oder gegebenenfalls neu Erkannten.

3.5 Wissenschaftssystematische Hintergründe des Übergangs von „Form“ und „Regel“ in „System“ und „Struktur“

Demgegenüber insistiert die Qualifizierung von Sprache als „System“ (a) auf einer inneren Geordnetheit des bloß Vorfindlichen und (b) auf der Gesamtheit und damit Abgeschlossenheit des Phänomenbereichs. – Die

Forderung, beidem analytisch nachzugehen, ergibt sich – sieht man von dem bei den Modisten erreichten Reflexionsstand ab (s. Jacobi 1996) – als eine Folge des verschärften Theorieanspruchs der sich entfaltenden Linguistik, wie sie seit dem beginnenden 19. Jahrhundert, besonders aber im 20. Jahrhundert betrieben wurde. Bei immer neuen, im wesentlichen positivistisch orientierten Gegenbewegungen, z.B. der der Junggrammatiker, läßt sich die Entfaltung der Linguistik in diesem Sinn auch als eine Bewegung zur Verwissenschaftlichung bestimmen. Diese gewann – nach und in Abkehr von den breit reflektierenden Anfängen bei Wilhelm von Humboldt (s. Kledzik 1996) – im 20. Jahrhundert ihre Dynamik vor allem aus der Erwartung der Rekonstruktion von Sprache als eines formalen Systems.

Dabei sind es drei andere wissenschaftliche Disziplinen, die das Leitmodell abgeben, die Biologie, die Physik und die Mathematik. Die Biologisierung, in August Schleichers Darwinismus zunächst *ad absurdum* geführt, im Behaviorismus jedoch neu und anders methodologisch entfaltet und vom Generativismus kritisiert, erfährt in der jüngsten Phase der generativen Linguistik ihre Wiedereinsetzung. Dabei werden unterschiedliche Analogisierungen des Objekts vorgenommen. – Das Leitmodell der Physik, insbesondere der Mechanik, wirkt hingegen vor allem methodologisch. Die Reduktion einer vielfältigen Gegenstandswelt auf einige wenige Grundelemente (*res extensa*) und die Rekonstruktion ihrer Veränderungen als Gesetzmäßigkeiten wirkten in der ganzen neuzeitlichen Wissenschaftsgeschichte erkenntnisstiftend oder doch jedenfalls Erkenntnis stimulierend. Als Sprache, in der diese Gesetzmäßigkeiten zu erfassen sind, gilt die der Mathematik. Dieser kommt für Sprache darüber hinaus ein weiterer Stellenwert über eine vermutete und zum Erkenntnisziel gemachte Ähnlichkeit in der Sache zu. So wurden Mathematik und Sprache theoretisch miteinander verzahnt: „Jede erweist sich als die geeignetste Metasprache für die Strukturelle Analyse der anderen“ (Jakobson 1988, S. 437) – wenngleich die Ausarbeitung des Programms die „irgendwie ähnliche(n) Ergebnisse“, die nach Jakobson bereits Baudouin de Courtenay für die Sprachwissenschaft durch den Bezug auf die Mathematik erwartete, weithin noch immer nur als Zukunftshoffnung enthält.

3.6 Objektmanipulation und Systemkonstruktion

Besonders die Mathematisierung wird auch methodologisch in die Pflicht genommen, um die wissenschaftliche Analyse von Sprache zu betreiben. Damit ist eine der wichtigsten Antriebskräfte für die Entwicklung der Sprache als Systemwissenschaft benannt. Seit dem *Cours de linguistique*

générale (1916) Ferdinand de Saussures (s. Stetter 1996) sind es vor allem methodologisch motivierte Manipulationen am Objekt Sprache selbst, die den Systemcharakter von Sprache zu erfassen gestatten, aber vor allem auch zu erfassen erforderlich machen sollen. Diese methodologisch motivierten Bestimmungen dessen, was als legitimes Objekt der Sprachwissenschaft zu gelten habe, setzen zentral auf das sprachliche System als eigentlichen linguistischen Gegenstand. Sie modernisieren darin das naturwüchsige Sprachverständnis, das in der wissenschaftlichen Alltagssprache als Ergebnis der antiken Sprachkonzeptualisierungen immer schon präsent ist. Sprache wird als ein in sich abgeschlossenes Objekt proklamiert. Dieses erfährt seine konkrete Fassung je nach den herangezogenen Bezugswissenschaften und vor allem je nach den damit verbundenen wissenschaftstheoretischen Anforderungen. Im Ergebnis ist das Objekt dermaßen zerlegt, daß sich die einzelnen Konzepte kaum noch überlappen. Der Prozeß als ganzer aber kann beschrieben werden als ein Prozeß der Exklusion:

Aus dem Bereich der Sprache (*langage*) wird zunächst das System der ‚*langue*‘ herausgelöst und zum eigentlichen Objekt der Linguistik erklärt. Damit fallen große Teile nicht nur der bis dahin betriebenen Linguistik weg, sondern auch große Teile des Objekts verlieren ihr theoretisches Interesse. Aus anderen, nämlich sensualistisch motivierten methodologischen Gründen (vgl. Watson 1913; Bloomfield 1935) wird dann im behavioristisch-linguistischen Modell der Bloomfield-Nachfolger die „Bedeutung“ aus der Sprache eliminiert. Schließlich erfolgt die Restriktion der Syntax auf einen Algorithmenkomplex. – Dieser methodologische Rigorismus erst gestattet die – je andere – Rekonstruktion der inneren Struktur oder eben des Systems. Mit dem Systemcharakter steht und fällt daher auch der Wissenschaftsanspruch der Disziplin – sicherlich eines der stärksten, weil für die Wissenschaftler existentiellen Argumente für die Absicherung des jeweiligen Paradigmas von Sprache als System.

3.7 Aristoteles' Konzentration auf die Assertion und ihre Folgen

Mit den verschiedenen Objektreduktionen der Linguistik dieses Jahrhunderts wird ein Programm zum Abschluß gebracht, das sich sehr frühen Festlegungen des Sprachkonzeptes am Anfang der griechisch-lateinischen Tradition verdankt. Die Beschäftigung mit Sprache, die vor allem aus philologischen Bedürfnissen hervorgegangen ist, wurde frühzeitig dadurch bestimmt, daß ein nicht-philologisches Interesse interferierend wirksam wurde, nämlich ein philosophisches. Aristoteles (s. Ax 1996) praktizierte bereits das Verfahren der Objektreduktion. In seiner grundlegenden

Schrift *De Interpretatione* geht es ihm lediglich um einen Teilbereich dessen, was in der Rede (λόγος) geschieht, nämlich um den λόγος ἀποφαντικός, die Aussage. Alles andere läßt er auf sich beruhen. Diese bei Aristoteles von seiner Fragestellung her sehr gut motivierte Reduktion hat sich verselbstständigt. Es ging ihm darum, die Kennzeichen von Bejahung und Verneinung zu erarbeiten; was er entwickeln wollte, war eine Theorie der Assertion. Die Delegation anderer Redefunktionen an andere Disziplinen (Rhetorik, Poetik) wirkte sich praktisch als eine Aufsplitterung des linguistischen Objektes aus. Erst mit John L. Austins Arbeiten (vgl. Austin 1962, § 4.4) erfolgte eine systematische Wiederzusammenführung des seit damals Getrennten. Die Abspaltung von Teilbereichen des Objekts Sprache koppelte diese mit der Disziplinentwicklung und -geschichte anderer Wissenschaftsbereiche zusammen. Insbesondere die mehrfachen Umbrüche in der Geschichte der Rhetorik wirkten sich fatal aus (s. Astroh 1996). Der Funktionsverlust der Rhetorik bereits seit der hellenistischen Zeit, ihre zunehmende Literarisierung und damit ihre vollständige Funktionalisierung für die Produktion „schöner Literatur“, schließlich ihr weitgehender Untergang nach dem Ende der Barockzeit verhinderten einerseits, daß diejenigen sprachlichen Bereiche, die die aristotelische Arbeitsteilung der Rhetorik zugewiesen hatte, umfassend behandelt worden wären. Andererseits bedeutete der Verlust an wissenschaftlicher Dignität und gesellschaftlicher Relevanz, daß das wissenschaftliche Schicksal der der Rhetorik zugewiesenen Aspekte von Sprache für mehrere Jahrhunderte besiegelt schien. Das Ausgegrenzte verlor auch noch den ihm zugewiesenen Ort „extra muros“ der Sprachwissenschaft und damit jegliche wissenschaftliche Aufmerksamkeit. – So stabilisierte sich ein Konzept von Sprache, das lediglich noch der Assertion bzw. dem – wie es dann hieß – „Satz“ und seinen Elementen verpflichtet war. Diese Bewegung gerann zu einem unhinterfragbaren Präsuppositionsgefüge dadurch, daß sie sich mit der in ihrer Bedeutung wachsenden Schriftlichkeit verband. Aufgrund der Umsetzung der textuellen Überlieferungsbestände in das Tradierungsmittel Schrift wurde einer Verdinglichung von Sprache sichtbar Vorschub geleistet. In mehreren Schritten einer Radikalisierung – die bedeutendsten unter ihnen waren der reformatorisch-humanistische („sola scriptura“) im 15. und 16. Jahrhundert und der neophilologische seit dem 17. Jahrhundert – wurde dieser Prozeß soweit vorangetrieben, daß sich eine faktische Gleichsetzung von Sprache, Schrift und Satz (im Sinne von Assertion oder Urteil) stabilisierte. Diese bildet die stillschweigende Grundlage auch der Linguistikgeschichte im engeren Sinne während des 20. Jahrhunderts, und zwar auch noch dort, wo theoretisch die Voreingenommenheit der Linguistik zugunsten der Schrift bereits kritisiert wurde (vgl. Linell 1982). Die in 3.6 beschriebene Entwicklung bediente sich selbstredend des so

herausgebildeten Sprachkonzeptes und reproduzierte es, indem es die reduktionistische Grundbewegung erneut verschärfte und so die verschiedenen linguistischen Sprachsystem-Konzepte entfaltete.

3.8 Gegenbewegungen

Im Ergebnis dieser Entwicklung zeigt sich eine Theorieerwartung, die vor allem verspricht, den – je anderen – wissenschaftstheoretischen Anforderungen unterschiedlicher Bezugsdisziplinen zu entsprechen. Zugleich schränkt sie das Objekt immer mehr ein. Anders als etwa in der Mechanik steht dadurch die eigentliche analytische Arbeit in der Gefahr, sich zu verflüchtigen. Das stillschweigend methodologisch Abgespaltene wird zunächst zum Objekt anderer Disziplinen (z.B. Soziologie, Ethnologie, Psychologie, Jurisprudenz), deren Beschäftigung damit jedoch sofort in den Verdacht des Dilettantismus gerät. Im Versuch der Bearbeitung des von der Linguistik Vernachlässigten verfestigt sich so gerade jene Arbeitsteilung, deren Überwindung sie dienen sollte. Eine systematische Infragestellung der – in ihren Grundbestimmungen kaum durchschauten – Reduktionen findet nicht statt. Auf diese Weise aktualisiert sich ein Immunisierungszusammenhang des Konzeptes ‚Sprache als System‘, der sich bis heute bewährt.

4. Sprache als Handlung

Außer bei den Thematisierungen von Sprache in den unterschiedlichen Disziplinen, die für ihre eigene Arbeit auf eine umfassende Sprachkonzeption und -theorie angewiesen sind (z.B. in der Völkerkunde bzw. der Ethnologie und Sozialanthropologie, vgl. Malinowski 1923; Hymes 1977), zeigen sich auch in linguistischen und linguistiknahen Zusammenhängen immer neue und theoretisch ebenso unterschiedlich verankerte Ansätze, wie sie sich für die reduktionistischen Sprachkonzepte beobachten lassen, die seit dem Ausgang des letzten Jahrhunderts Gegenbewegungen hervorbringen, in denen Sprache in ihren Handlungszusammenhängen zunehmend zum Gegenstand wird. Insbesondere in engem Zusammenhang mit der sich sprunghaft entfaltenden Psychologie entwickelte sich eine linguistische Beschäftigung mit Sprache, in der das Thema ‚Sprache als Handlung‘ einen zentralen Stellenwert einnahm.

4.1 Wegener: Handlung und Verstehen

Die Untersuchung Philipp Wegeners (1885) über *Die Grundfragen des Sprachlebens* hat in ihrem zweiten Teil, einem ursprünglich selbständigen Vortrag „Zur Frage: Wie verstehen wir Sprache?“, ein mehr als die Hälfte des gesamten Textes ausmachendes Kapitel über „Die Handlung“. In den vergleichsweise wenigen grundsätzlich und theoretisch vorgehenden Arbeiten der Junggrammatiker, insbesondere in den Vorbemerkungen der großen philologisch-positivistischen Grammatiken – so besonders bei Karl Brugmann (1904) – wird die Bedeutung dieses Werkes hervorgehoben (s. Cloeren 1996). – Dennoch stellte sich keine Kontinuität in der Entfaltung der Fragestellung ein. Vielmehr verlief die Hauptentwicklung mit Saussures nachgelassenem *Cours* und seiner Rezeption in der in 3.6 angegebenen anderen Richtung. Gleichwohl wurden die bei Wegener entfalteten Gedanken an verschiedenen Stellen aufgenommen, nicht zuletzt im Werk eines bedeutenden britischen Ägyptologen, Allen Henderson Gardiner, dessen Buch *The Theory of Speech and Language* (1932) zu einem der einflußreichsten Werke wurde, in denen der Handlungscharakter von Sprache thematisiert ist. Auch John Rupert Firth, der den Grund jener englischen Linguistenschule legte, die sich bis zur heutigen Halliday-Linguistik fortsetzt, war, wie er selbst verschiedentlich bezeugte, von Wegener beeinflusst (vgl. Koerner 1991, VI).

4.2 Bühler: Deixis, Handlung, Zeichen

Vor allem aber war es einer der bedeutendsten Psychologen in der nach-Wundtschen Psychologie, nämlich Karl Bühler (s. Innis 1996), der in einer Reihe von Arbeiten den Handlungscharakter von Sprache wiederentdeckte. Bühler bemühte sich darum, im Rückgriff auf Wegener und Brugmann und in kritischer Auseinandersetzung unter anderem mit Saussure das Verhältnis von Sprache und Handlung als grundlegend für jede Sprachtheorie zu entfalten. Dies blieb bei ihm nicht nur – eine Axiomatik prätendierendes – Programm (1933), sondern wurde in seinem linguistisch-sprachpsychologischen Hauptwerk, der *Sprachtheorie* (1934), analytisch-kritisch produktiv gemacht. Insbesondere die erste systematische Behandlung der deiktischen sprachlichen Phänomene war das Ergebnis der neuen Grundorientierung. Der zweite Teil der Sprachtheorie ist gänzlich diesem Themenbereich gewidmet. Bühler gelingt es hier, vorgängige, eher zerstreute Bemerkungen durch den Handlungsbezug derart zu systematisieren, daß eine bis dahin weitgehend verkannte Sprachstruktur ersichtlich wurde. Hatte bereits Hegel unter dem Titel „Die sinnliche Ge-

wißheit; oder das *Diese* und das *Meinen*“ in seiner *Phänomenologie des Geistes* (1807) auf die philosophische Vertracktheit deiktischer Ausdrücke aufmerksam gemacht, so gelang es Bühler nunmehr, solche Beobachtungen in eine konsistente Darstellung umzusetzen. Die semantische Bestimmung wird erst möglich, wenn man den inneren Aufbau der sprachlichen Handlung begreift und sich bewußt hält, daß die Sprechsituation selbst für das Fungieren der deiktischen Ausdrücke wesentlich ist (s. Künte/Sosa 1996). Seine neuen Erkenntnisse wurden von Bühler in ihrer grundlegenden Konsequenz auch tatsächlich ernst genommen, was bei ihm dazu führte, daß er gegenüber der überkommenen Wortarteneinteilung zu einer grundsätzlichen Dichotomisierung der sprachlichen Ausdrucksmittel kam, die er mittels seines Konzeptes der sprachlichen ‚Felder‘ begründete. Gegenüber der traditionellen Klassifikation in Redeteile, die nichts weiter als die Aufzählung prinzipiell gleichartiger Objekte darstellt, ergibt sich nunmehr eine in ihrer inneren Systematik durchschaubare Strukturbeschreibung für einen bis dahin weitgehend theorie-resistenten Teil des sprachlichen Gesamtzusammenhangs.

Während Bühler für die deiktischen Ausdrücke die Radikalität seiner neuen handlungstheoretischen Bestimmungen bis in die explikativen Einzelheiten seiner Analyse verfolgte und umsetzte, gilt Vergleichbares nicht für alle Teile seines Werkes. Vielmehr ist dieses weithin von einem theoretischen Schwanken zwischen der beginnenden Handlungsorientierung einerseits und einer noch weitgehenden Zeichenorientierung andererseits gekennzeichnet, in der er das Präsuppositionssystem der überkommenen Sprachwissenschaft und -philosophie einfach fortschreibt. So ist sein Werk von einer doppelten Ausrichtung geprägt, die nicht miteinander vermittelt ist. – Die tragischen Ereignisse der wissenschaftlichen Biographie Bühlers, seine Vertreibung aus Wien und die Emigration in die USA, wo er keine geeignete Wirkungsstätte mehr fand, hinderten ihn an der weiteren Entfaltung seiner Überlegungen. Eine Rezeption der *Sprachtheorie* fand zunächst nicht statt. Erst die zweite Auflage des Werkes (1965) stieß auf günstigere Umstände. Gleichwohl war auch diese Rezeption geprägt von der Doppelstruktur, die dem Werk eignet: Zunächst wurde der erste Teil und daraus das Zeichenmodell breit zur Kenntnis genommen; erst danach setzte eine mähliche Rezeption der Deixis-Untersuchungen Bühlers ein. Der innere Widerspruch blieb verdeckt, und eine systematische Einbeziehung der etwa im Zeichenmodell enthaltenen pragmatischen Bestimmungen unterblieb ebenso wie eine Weiterentwicklung des im Konzept des ‚Zeigfeldes‘ enthaltenen kritischen Potentials. Eine englische Übersetzung des Bühlerschen Werkes erschien erst Ende der achtziger Jahre. Sie leidet zudem unter einer großen Zahl kategorial-terminologischer Probleme, die es weiterhin unwahrscheinlich erscheinen lassen,

daß eine englischsprachige Rezeption in Gang kommt. – Während Gardiner und Bühler in einem gewissen Kontakt zueinander standen, hat die Wissenschaftsentwicklung Bühlers Beitrag in doppelter Weise um seine Bedeutung gebracht. Für die Entwicklung einer Handlungstheorie von Sprache bedeutete dies eine erhebliche Unterbrechung.

4.3 Wittgensteins ‚Sprachspiel‘

Aus einer ganz anderen Perspektive legt das Werk Ludwig Wittgensteins (s. Bouveresse 1996) von der Erfahrung der Notwendigkeit Zeugnis ab, die überkommenen Kategorien der Sprachanalyse zu überwinden. Die Bewegung von der radikal auf die Assertion zentrierten Behandlung, deren Möglichkeiten im *Tractatus* (1921) bis an die Grenze des Sagbaren getestet werden, hin zu den *Philosophischen Untersuchungen* (1953) dokumentiert die Erfahrung eines wachsenden Zweifels an der Verlässlichkeit und der präsuppositiven Sicherheit des bei Aristoteles und der ihm folgenden Tradition eingeschlagenen Weges von Sprachanalyse. In einer Metapher, nämlich der des ‚Sprachspiels‘ (s. Dascal/Hintikka/Lorenz 1996), versuchte Wittgenstein, der von ihm gesehenen anderen Qualität von Sprache analytisch habhaft zu werden. Diese Bemühungen blieben fragmentarisch. In immer neuen Ansätzen näherte sich Wittgenstein der Infragestellung jener Selbstverständlichkeiten an, auf deren Grundlage die europäische Beschäftigung mit Sprache ruht. Die Metapher des Spiels hat den Handlungscharakter zum zentralen Vergleichsgegenstand. Zugleich aber transportiert sie das, was es zu kritisieren gälte, unberührt weiter. In ihrer Anwendung verhindert sie so, daß die erforderliche Kritik sich konsequent entfalten kann. Denn die Metapher des Spiels ist genau jenem Zusammenhang verpflichtet, der die Isolierung auch des sprachlichen Handelns gegen seine gesellschaftliche Einbindung perpetuiert. So konnte sie bereits bei Saussure zur Grundkategorie eben jenes Sprachkonzeptes werden, in dem Sprache als handlungsentbundenes System charakterisiert wurde. Daß dabei die Metapher selbst in einem Prozeß der Verdinglichung an die Stelle der zu untersuchenden Sache tritt (vgl. Ehlich 1984), erstaunt in diesem Zusammenhang nicht. Wittgensteins Inanspruchnahme des Bildes, dazu dienend, den Handlungscharakter von Sprache herauszuheben, erwies sich in der Vereitelung von dessen angemessener Konzeptualisierung als konsequenter Ausdruck der Aporetik, in der sein Versuch, die Handlungsqualität von Sprache zu erfassen, sich entfaltete.

Gerade der Umstand, daß Wittgensteins Versuch einer Handlungsorientierung der sprachlichen Analyse in immer neuen Ansätzen zwar das Desiderat deutlich machte, die Entwicklung der erforderlichen Konzepte

jedoch schuldig blieb, wirkte im Umkreis seiner Schüler motivierend, die Fragestellung neu aufzugreifen. Georg Henrik von Wright gehört zu denen, die in der Kontinuität des Wittgensteinschen Denkens wesentliche Beiträge zu einem Handlungskonzept von Sprache entwickelt haben. Dabei hat von Wright logische Formate für die Entwicklungen seiner Handlungstheorie gewählt und so eine Diskussion mit den logisch und wissenschaftstheoretisch orientierten Disziplinen ermöglicht (von Wright 1967; 1974; 1977). Die Einbringung post-neukantianischer sowie ansatzweise hermeneutischer Fragestellungen beförderte zudem deren Selbstreflexion.

4.4 Austin: Theorie der Sprechakte

Nur sehr indirekt verbunden mit den ansatzweise handlungstheoretischen Konzeptualisierungen von Sprache im Wittgenstein-Kreis entwickelte sich in Großbritannien ein weiterer, für die Folgezeit entscheidender Beitrag zu einer handlungsbezogenen Sprachtheorie. Die Konzentration britischer Philosophie auf die Alltagssprache als eine alles Philosophieren immer schon bestimmende Struktur führte zu einem wachsenden Interesse für deren analytische Aufarbeitung. Dabei gelangte John L. Austin in Verfolgung seiner Explorationen auf dem Gebiet der gewöhnlichen (Alltags-)Sprache zu einer Bewußtmachung und kritischen Reflexion eben jener stillschweigenden Voraussetzungen, die die europäische Sprachwissenschaft seit dem aristotelischen Abweg bestimmten. Die provozierende Formulierung, die die Überschrift zu seinem nachgelassenen Hauptwerk wurde – *How to Do Things with Words* –, markiert sowohl das Erstaunen darüber, daß man mit Sprache handelt, wie auch die Programmatik, eben diesen Aspekt analytisch in den Mittelpunkt zu stellen. Interessant ist in der Ausführung dieses Programms, wie Austin mit den überkommenen Sprachkonzepten umgeht. Er faßt sie als einen eigenständigen Bereich, den ‚lokutiven‘, zusammen und erweitert ihn um die Analyse jenes ‚Nicht-Lokutiven‘, des ‚Illokutiven‘, in dem er die eigentliche Handlungsqualität von Sprache lokalisiert sah (s. Vanderveken 1996). Austins Argumentation ist vorläufig und vorsichtig. Der Umstand, daß es sich um die Wiedergabe von Vorlesungen handelt, scheint mir hier ebenso wenig zufällig wie die Zettelstruktur der *Philosophischen Untersuchungen* Wittgensteins. Das sich von Beispiel zu Beispiel sozusagen ‚vortastende‘ Verfahren der Austinschen Überlegungen führt die Leser dazu, sich aus den vertrauten Präsuppositionen immer mehr zu lösen. Was bei Aristoteles abgespalten und der rhetorischen Analyse zugeordnet wurde, wird jetzt in seiner inneren Charakteristik thematisiert. Die unterschiedlichen Formen sprachlichen Handelns, die, um dieses Handeln insgesamt gelingen oder glücken zu lassen,

realisiert werden müssen, ermöglichen es dem Sprecher, seine Absichten in der Kommunikation zu verwirklichen. – Austin war zu seinen Überlegungen angestoßen worden durch die Erfahrung der Unmöglichkeit, bestimmte sprachliche Formen mit den traditionellen analytischen sprachlichen Methoden zu behandeln. Die von ihm sogenannte ‚performative Formel‘, insgesamt die Unterscheidung zwischen dem ‚performativen‘ und dem ‚konstativen‘ Gebrauch sprechhandlungsbezeichnender Verben, wurde zum Ausgangspunkt der Revision einer nur auf das ‚Konstative‘, die Assertion, beschränkten Linguistik.

4.5 Searle: Theorie der Sprechakte

Auch Austins Ansatz zu einer handlungstheoretischen Grundlegung der Sprachanalyse blieb partiell und dem verpflichtet, was er kritisierte. Dies wurde besonders deutlich in der Zusammenfassung John R. Searles, der die Untersuchungen Austins in den USA verbreitete. In seinem Werk mit dem anspruchsvollen Titel *Speech Acts* (1969) machte er deutlich, wie stark er dem überkommenen Satzbegriff verpflichtet blieb. Die Reduktion des Sprechakts auf den Äußerungs-, den propositionalen und den illokutiven Akt stellt zwar eine Systematisierung und Konsolidierung des bei Austin Erreichten dar. Doch die Expansion des ‚act‘-Konzeptes bis hin zu einer Umwandlung in Akte auch von Referenz (s. Salmon 1996) und Prädikation (s. Lorenz 1996) bedeutet eine eher mechanistische und sich auf die sprachlichen Verfahren wenig einlassende Änderung der Nomenklatur in bezug auf ein ansonsten unverändert übernommenes, von der Logik vorgegebenes Thema. Die Wirklichkeit der gesprochenen Sprache erhielt für das analytische Bemühen allenfalls durch den Filter des traditionellen Beispielsatzes, der – wie eh und je – aus dem Sprachwissen des Analytikers ‚erzeugt‘ wurde, Zutritt. Ohne empirische Fundierung wurde in der Folgezeit (vgl. Searle/Vanderveken 1985) der Versuch einer logifizierten Sprechakttypologie entwickelt. Erst in jüngster Zeit findet auch die Wirklichkeit institutioneller Kommunikation Eingang in diese Ausprägung einer handlungstheoretischen Sprachanalyse.

4.6 Linguistische Pragmatik

Jeder der bisher genannten Versuche einer Theorie des sprachlichen Handelns war eigenen theoretischen Voraussetzungen geschuldet, entwickelte sich in anderen disziplinären Kontexten, thematisierte andere Aspekte der Handlungsqualität von Sprache und isolierte sich so zugleich gegen die

anderen Ansätze. Zu einer Zusammenführung und kritischen Konfrontation dieser Denktraditionen kam es seit den siebziger Jahren insbesondere in der zunächst stark rezeptiven deutschen linguistischen Theoriebildung, die sich sowohl auf die Bühlerschen Ergebnisse wie auf die angelsächsische Sprechaktttheorie (vgl. Wunderlich 1976) bezog. Unter Aufnahme eines aus der Semiotik und der Tradition der ‚Unified Theory of Science‘ (Morris 1938) entnommenen Ausdrucks wurde für die Handlungstheorie ein eigener Terminus, „Pragmatik“, entwickelt und für das Konzept „Sprache als Handlung“ in der Bezeichnung „Linguistische Pragmatik“ genutzt. Diese zunächst nur terminologische Festlegung wurde zunehmend als Forderung nach einer integrativen theoretischen Entwicklung erkannt. Das sprachliche Handeln als eine Ausprägung komplexen Handelns (vgl. Rehbein 1977) erfordert nicht einfach eine partielle Ergänzung anderweitig verfügbarer linguistischer Theoriebestände, wie sie aus der ‚Systemlinguistik‘ bekannt sind, sondern verlangt nach einer rekonstruktiv-hermeneutischen Theorie, zu deren Aufgaben auch eine kritische Rekonstruktion der überkommenen sprachbezogenen Theoriebestände und die Stellenwertbestimmung der in ihr gewonnenen Erkenntnisse wie der durch sie bedingten Objektverkürzungen gehört (vgl. zu diesem Theorienkonzept Rehbein 1994). Im Unterschied zu einer lediglich additiv ergänzenden Form linguistischer Pragmatik (‚Pragmalinguistik‘, in der – ähnlich, wie in der Soziolinguistik soziale Parameter dem systemkonzeptuell festgelegten Objekt hinzugefügt werden – die Addition von Handlungsfaktoren als Grundverfahren schon im Terminus niedergelegt ist) verweigert sich Linguistische Pragmatik als Grundlagenreflexion von Objekt und Methode den wissenschaftsdisziplinär probaten ‚Modularisierungen‘. Vielmehr insistiert sie darauf, die Handlungsqualität von Sprache umfassend zu rekonstruieren und auch in die sprachlichen Formen hinein zu verfolgen, indem sie deren pragmatische Vermittlungen im einzelnen aufweist. – Wichtige Teildesiderate einer Handlungstheorie von Sprache sind neben der Entfaltung des Handlungskonzeptes (vgl. Lumer 1990a; 1990b) das Empirischwerden der Analyse durch den Bezug auf authentische sprachliche Daten sowie auf den reflektierenden Umgang mit einer kritischen Methodologie von deren Aufzeichnung und Analyse; die Vermittlung von sprachlichem und institutionellem Handeln (vgl. Ehlich/Rehbein 1986; Koerfer 1993) und insbesondere die Entwicklung von Kategorien, die den Zusammenhang von sprachlichen Formen und Funktionen erfassen (vgl. Redder 1990).

Anders als es die unterschiedlichen theoretischen Ansätze nahelegen und anders als es deren Ergebnisse und ihre bloße Kombinatorik überall dort praktizieren, wo die grundsätzliche Infragestellung überkommener – häufig nicht einmal mehr bewußter – Kategorienbildungen nicht ernstge-

nommen und nicht aufgenommen wird, bedeutet dies, daß die Frage nach den ‚Zellformen‘ des sprachlichen Handelns und ihrer konkreten gesellschaftlichen wie individuellen Entfaltung als zentrale Aufgabe erkannt wird. – Analytisch-kategorial wichtige Teilaspekte dieser Forschungsaufgabe betreffen die präzise Bestimmung des Verhältnisses von Handlung und Akt; die Herausarbeitung von Tätigkeitseinheiten, die determinierend in die Akte eingehen, also Prozeduren (vgl. Ehlich 1991), und deren Vermittlung mit den unterschiedlichen Typen des menschlichen ‚Sprachbaus‘; die Entfaltung von Kategorien, die die innere Struktur einzelner sprachlicher Handlungen und ihrer charakteristischen Kombinatorik, der sprachlichen Handlungsmuster, betreffen; die Entwicklung eines Diskurskonzeptes, das sowohl handlungstheoretisch wohlbegründet wie für die linguistische Empirie nutzbar ist; die systematische Entwicklung des Textbegriffs und die Bestimmung des Ortes der Schrift in der Gesamtheit des sprachlichen Handelns. – Eine Theorie sprachlichen Handelns ist dabei keineswegs inkompatibel mit formalisierten Formaten, wie es sich aus der Sicht der ‚Systemlinguistik‘ oft darzustellen scheint. Die Ausarbeitung formaler Handlungstheorien, bei von Wright programmatisch begonnen und besonders in der angelsächsischen Theorie einerseits, bestimmten deutschen Arbeiten (insbesondere Meggle 1977; 1987; 1993) andererseits entfaltet, leistet hierzu wichtige Beiträge, die freilich auch deutlich machen, daß die formalen Formate selbst der Erweiterung bedürfen, um der Komplexität sprachlichen Handelns gerecht zu werden. Insofern ist das Wittgensteinsche Bemühen, auch die ‚Sprachspiele‘ der Mathematik und einzelner ihrer Subdisziplinen als spezifische Erscheinungsformen sprachlichen Handelns zu rekonstruieren, als reflexives Erfordernis in diese Formalisierungen immer mit involviert. Der explizite Versuch, die Einführungssituation von Sprache zur konstruktiven Leitlinie für eine derartig immer auch reflexive Verfahrensweise der Entwicklung einer Handlungstheorie von Sprache zu nutzen (Lorenz 1971), stellt einen der interessantesten Lösungsversuche für diesen Problemkomplex dar.

4.7 Handlung und Zweck

Eine Kernfrage für die Entwicklung einer Handlungstheorie von Sprache ist die nach kategorialen Bestimmungen, die geeignet sind, Handlung selbst – distinktiv etwa zu Verhalten und Ereignis – zu erfassen. Als hierfür zentral erweist sich die Kategorie des Zwecks. Der Zweck – gesellschaftlicher, nicht in seiner individuell als Ziel übernommenen Form (Intention) (s. Searle 1996) – bestimmt die Strukturen der sprachlichen Handlungsmuster. Diese sind gesellschaftlich ausgearbeitete Bearbeitungs-

formen für repetitive gesellschaftliche Konstellationen. Der Zweck organisiert die Handlungsstrukturen der einzelnen Handlungen und ihrer Kombinationen. Über die Rekonstruktion der Zwecke wird die Analyse der sprachlichen Handlungen möglich. In bezug auf die Sprache ist zwischen zwei grundsätzlich unterschiedlichen Zwecktypen zu unterscheiden, den sprachexternen (Illokutionen) und den sprachinternen Zwecken, die es mit der Bearbeitung von sprachlicher Kommunikation selbst zu tun haben. Diese sprachinternen Zwecke, wie die Serialisierung von kopräsenten Gedanken, die Bearbeitung von Wissensstrukturen des Hörers, die Umsetzung gedanklicher Formen in akustische Strukturen usw., sind bisher in der neueren linguistischen Literatur – trotz interessanter Vorarbeiten im ersten Drittel dieses Jahrhunderts – kaum im Rahmen einer Handlungstheorie von Sprache thematisiert worden.

Während noch in der philosophischen Reflexion des frühen 19. Jahrhunderts der Zweckbegriff in seiner zentralen Bedeutung erkannt und aus der naiven Teleologie des 18. Jahrhunderts herausgelöst war (vgl. Hegel 1830, § 57ff.; § 360), ist durch die Psychologisierung und Individualisierung der Zwecke und schließlich durch die fulminanten Verdikte über die Kategorie selbst, die sich insbesondere bei Nietzsche finden, eine Ausarbeitung der Handlungstheorie von Sprache durch Festlegungen im allgemeinen Vorurteil erheblich behindert. Nietzsches Reduktion „Alle ‚Zwecke‘, ‚Ziele‘, ‚Sinne‘ sind nur Ausdrucksweisen und Metamorphosen des Einen Willens, der allem Geschehen inhärrt: des Willens zur Macht“ (1926, § 675) steht im Zusammenhang mit dem Versuch, den Zweckbegriff zu diskreditieren und analytisch zu eliminieren – einem Versuch, der angesichts der propagierten angeblichen Zwecksetzungen einer mit sich selbst zerfallenden bürgerlichen Welt verständlich ist, deren Bedingungen und Folgen jedoch nicht zu identifizieren vermag. – Die gegenwärtigen Bearbeitungschancen einer Handlungstheorie von Sprache angesichts dieser von Nietzsche artikulierten und im Denken des 20. Jahrhunderts häufig praktizierten Zweckvergessenheit abzuschätzen fällt schwer. Gleichwohl wären erst die Wiederaufnahme der Kategorie des Zweckes, ihre theoretische Restituierung und ihre analytische Entfaltung geeignet, die Dichotomie „Sprache als System versus Sprache als Handlung“ aufzuheben – denn: wie eine Handlungstheorie von Sprache in der Kategorie des Zwecks ihr organisierendes Zentrum hat, so auch das System. Dies macht Kant deutlich. Er leitete die bereits in 3.3 zitierte Systemcharakterisierung mit den Worten ein: „Unter der Regierung der Vernunft dürfen unsere Erkenntnisse überhaupt keine Rhapsodie, sondern sie müssen ein System ausmachen, in welchem sie allein die wesentlichen Zwecke derselben unterstützen und befördern können“. Nach der in 3.3 zitierten Bestimmung fährt er fort:

Der szientifische Vernunftbegriff erhält also den Zweck und die Form des Ganzen, das mit demselben kongruiert. Die Einheit des Zwecks, worauf sich alle Teile und in der Idee desselben auch untereinander beziehen, macht, daß ein jeder Teil bei der Kenntnis der übrigen vermißt werden kann, und keine zufällige Hinzusetzung, oder unbestimmte Größe der Vollkommenheit, die nicht ihre a priori bestimmten Grenzen habe, stattfindet. (Kant, *KrV* B 860f.)

Die Rekonstruktion von Sprache als Handlung ließe sich so zugleich als Rekonstruktion von Sprache als System vorstellen, indem deren ‚Gliederung‘ erfaßt würde. Denn „das Ganze ist [...] gegliedert (*articulatio*) und nicht gehäuft (*coacervatio*)“ (Kant, *KrV* B 861); nicht die Theorien-Addition oder Theorien-Konglomeration, sondern erst der Aufweis jener inneren Gliederung würde die Aufgabe, Sprache und Sprechen zu verstehen, erfüllen.

Literatur

- Apel, Karl Otto (1973): *Transformationen der Philosophie*. 2 Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Astroh, Michael (1996): Sprachphilosophie und Rhetorik. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 1622–1643. [HSK 7.2].
- Austin, John L. (1962): *How to Do Things with Words*. London: Oxford University Press.
- Ax, Wolfram (1996): Aristoteles (384–322). In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 244–259. [HSK 7.1].
- Bloomfield, Leonard (1935; rev. ed. 1973): *Language*. London: Allen & Unwin.
- Bouveresse, J. (1996): Ludwig Wittgenstein. (1889–1951). In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 563–579. [HSK 7.1].
- Brugmann, Karl (1904): *Die Demonstrativpronomina der indogermanischen Sprachen*. Leipzig: Teubner.
- Bühler, Karl (1933): Die Axiomatik der Sprachwissenschaften. In: *Kant-Studien* 38, S. 19–90. Neudruck (1976): *Die Axiomatik der Sprachwissenschaften*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. 2. Aufl. 1965. Stuttgart: Fischer.
- Cloeren, H.J. (1996): Historisch orientierte Sprachphilosophie im 19. Jahrhundert. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 144–162. [HSK 7.1].
- Dascal, Marcelo / Gerhardus, Dietfried / Lorenz, Kuno / Meggle, Georg (Hgg.) (1996): *Sprachphilosophie. Philosophy of Language. La Philosophie du Langage*. 2 Bde. Berlin, New York: de Gruyter.
- Dascal, Marcelo / Hintikka, Jaakko / Lorenz, Kuno (1996): Jeux dans le langage / Games in language / Spiel in der Sprache. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 1371–1391. [HSK 7.2].
- Ehlich, Konrad (1984): Die Lust des Linguisten am Spiel – Saussure. In: *Grazer Linguistische Studien* 21, S. 65–97. In diesem Band: S. 353–377.
- Ehlich, Konrad (1991): Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse – Ziele und Verfahren. In: Flader, D. (Hg.): *Verbale Interaktion. Studien zur Empirie und Methodo-*

- logie der Pragmatik. Stuttgart: Metzler, S. 127–143. Zugleich in: Hoffmann, L. (Hg.) (1996): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 183–210. In diesem Band: S. 9–28.
- Ehlich, Konrad / Rehbein, Jochen (1986): *Muster und Institution. Untersuchungen zur schulischen Kommunikation*. Tübingen: Narr.
- Gardiner, Alan H. (1932): *The Theory of Speech and Language*. Oxford: Clarendon Press. Reprint 1979. Oxford: Oxford University Press.
- Georges, Karl Ernst (1913): *Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch. Aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten unter Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet*. 2 Bde. 8. Aufl. 1992. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1807): *Phänomenologie des Geistes*. Hg. v. J. Hoffmeister (1952). 6. Aufl. Hamburg: Meiner.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1830): *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse*. Hg. von F. Nicolin / O. Pöggeler (1959) 6. Aufl. Hamburg: Meiner.
- Hoffmeister, Johannes (Hg.) (1955): *Wörterbuch der philosophischen Begriffe*. Hamburg: Meiner.
- Hymes, Dell (1977): *Foundations in Sociolinguistics*. London: Tavistock Publications.
- Innis, Robert E. (1996): Karl Bühler (1879–1963). In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 550–562. [HSK 7.1].
- Jacobi, Klaus (1996): Die Lehre der Terministen. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 580–596. [HSK 7.1].
- Jakobson, Roman (1988): *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kant, Immanuel (1781; 1787): *Kritik der reinen Vernunft*. Hg. v. R. Schmidt (1930). 2. Aufl. (1956) Hamburg: Meiner.
- Kledzik, Silke M. (1996): Wilhelm von Humboldt (1767–1835). In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 362–381. [HSK 7.1].
- Knobloch, Clemens (1984): *Sprachpsychologie: Ein Beitrag zur Problemgeschichte und Theoriebildung*. Tübingen: Niemeyer.
- Koerfer, Armin (1993): Handlungsanalyse institutioneller Kommunikation. Universität Dortmund (Diss.). (1994) erschienen als: *Institutionelle Kommunikation. Zur Methodologie und Empirie der Handlungsanalyse*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Koerner, Konrad (Hg.) (1991): Editors foreword. In: Wegener, P.: *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Ed. by K. Koerner. With an introduction by Clemens Knobloch. Amsterdam: Benjamins.
- Kretzenbacher, Heinz Leonhard (1992): *Wissenschaftssprache*. Heidelberg: Groos.
- Künne, Wolfgang / Sosa, Ernst (1996): Deixis und Selbstbezug / Deixis and self-reference. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 1152–1175. [HSK 7.2].
- Linell, Per (1982): *The Written Language Bias in Linguistics*. Linköping: University Press.
- Lorenz, Kuno (1971): *Elemente der Sprachkritik. Eine Alternative zum Dogmatismus und Skeptizismus in der Analytischen Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lorenz, Kuno (1996): Artikulation und Prädikation. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 1098–1122. [HSK 7.2].
- Lumer, Christoph (1990a): Handlung. In: Sandkühler, J. (Hg.): *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften Bd. 2*. Hamburg: Meiner, S. 499–511.

- Lumer, Christoph (1990b): Handlungstheorien. In: Sandkühler, J. (Hg.): *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften* Bd. 2. Hamburg: Meiner, S. 511-514.
- Malinowski, B. (1923): The Problem of Meaning in Primitive Languages. In: Ogden, C.K. / Richards, I.A. (eds.): *The Meaning of Meaning: A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism*. London: Paul, Trench, Trubner & Co., S. 296-336.
- Meggle, Georg (Hg.) (1977): *Analytische Handlungstheorie. Bd. 1: Handlungsbeschreibungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Meggle, Georg (1987): Pragmatische Semantik im Ausgang von Wittgensteins Sprachspielkonzept. In: Stachowiak, H. (Hg.): *Pragmatik. Handbuch pragmatischen Denkens. Bd. 2: Der Aufstieg pragmatischen Denkens im 19. und 20. Jahrhundert*. Hamburg: Meiner, S. 279-301.
- Meggle, Georg (1993): Kommunikation, Bedeutung und Implikatur – Eine Skizze. In: Meggle, G. (Hg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 483-507.
- Morris, Charles W. (1938): Foundations of the Theory of Signs. In: Neurath, O./ Carnap, R./Morris, C.W. (eds.): *Toward an International Encyclopedia of Unified Science. Vol. 1*. Chicago: University of Chicago Press, pp. 77-137.
- Nietzsche, Friedrich (1926): Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwerthung aller Werthe. Drittes und Viertes Buch. (1884-1888). In: Nietzsche, F: *Gesammelte Werke. Bd. 19*. München: Musarion.
- Poser, Hans (1982): *Philosophische Probleme der Handlungstheorie*. Freiburg, München: Alber.
- Redder, Angelika (1990): *Grammatiktheorie und sprachliches Handeln: ‚denn‘ und ‚da‘*. Tübingen: Niemeyer.
- Rehbein, Jochen (1977): *Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache*. Stuttgart: Metzler.
- Rehbein, Jochen (1994): Theorien, sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Brünner, G./ Graefen, G. (Hgg.): *Texte und Diskurse. Methoden und Ergebnisse der funktionalen Pragmatik*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25-67.
- Salmon, Nathan U. (1996) : Reference: names, descriptions and variables. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 1123-1152. [HSK 7.2].
- Savigny, Eike v. / Scholz, Oliver (1996): Das Normalsprachenprogramm in der Analytischen Philosophie. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 859-872. [HSK 7.1].
- Saussure, Ferdinand de (1916): *Cours de linguistique générale*. Hg. v. C. Bally / A. Sechehaye. Paris: Payot. Zitiert nach: Cours de linguistique générale. Ed. critique par T. de Mauro. 3. Aufl. 1978. Paris: Payot.
- Searle, John R. (1969): *Speech acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, John R. / Vanderveken, Daniel (1985): *Foundations of Illocutionary Logic*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Searle, John R. (1996): Intentionality. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 1336-1345. [HSK 7.2].
- Stetter, Christian (1996): Ferdinand de Saussure (1857-1945). In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 510-523. [HSK 7.1].
- Vanderveken, Daniel (1996): Illocutionary force. In: Dascal, M./Gerhardus, D./Lorenz, K./Meggle, G. (Hgg.), S. 1359-1371. [HSK 7.2].

- Watson, John B. (1913): Psychology as the Behaviorist Views it. In: *The Psychological Review* 20, S. 158–177.
- Wegener, Philipp (1885): *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*. Ed. by K. Koerner. With an introduction by Clemens Knobloch (1991). Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Weinrich, Harald (1989): Formen der Wissenschaftssprache. In: *Jahrbuch 1988 der Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, S. 119–158.
- Weinrich, Harald (1993): Wissenschaftssprache, Sprachkultur und die Einheit der Wissenschaft. In: Mainusch, H./Toellner, R. (Hgg.): *Einheit der Wissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 111–138.
- Wittgenstein, Ludwig (1921): *Tractatus Logico-Philosophicus*. 1. Aufl. 1963. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittgenstein, Ludwig (1953): *Philosophische Untersuchungen / Philosophical Investigations*. Ed. by G.E.M. Anscombe / R. Rhees. Oxford: Blackwell.
- Wright, Georg Henrik von (1967): The logic of action – a sketch. In: Rescher, N. (ed.): *The Logic of Decision and Action*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, S. 121–136.
- Wright, Georg Henrik von (1974): *Erklären und Verstehen*. Frankfurt am Main: Athenäum.
- Wright, Georg Henrik von (1977): *Handlung, Norm und Intention. Untersuchungen zur deontischen Logik*. Hg. v. H. Poser. Berlin, New York: de Gruyter.
- Wunderlich, Dieter (1972): Terminologie des Strukturbegriffs. In: Ihwe, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Frankfurt am Main: Athenäum, S. 91–140.
- Wunderlich, Dieter (1976): *Studien zur Sprechaktttheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Kooperation und sprachliches Handeln

1. Metaphorisierungen in der Wissenschaft

„Kooperation“ ist ein Ausdruck, der – wie so viele – in sehr unterschiedlichen Weisen verwendet wird. Der Ausdruck hat seinen Ort zunächst in der alltäglichen Sprache, er ist kein wissenschaftlich-terminologisches Kunstwort. Gleichwohl ist er ein Stichwort, das sich in der Sprachanalyse wie in der Handlungsanalyse eines gewissen Interesses, ja einer gewissen Konjunktur erfreut.

Gerade junge Disziplinen und Forschungsrichtungen sind verstärkt angewiesen darauf, für ihr Nachdenken auf die alltägliche Sprache zurückzugreifen und ihre Ausdrücke in Anspruch zu nehmen, um ihre analytische Tätigkeit auszuüben und um die Ergebnisse dieser Tätigkeit niederzulegen. Die Inanspruchnahme alltäglicher Ausdrücke hat dabei ein eigenartiges Doppelgesicht: der Rückgriff auf das Bekannte ist eine Hilfe für die analytische Verständigung; er ist zugleich aber auch eine Gefahr für sie. Der Umschlag von der Hilfe zur Gefährdung des analytischen Bemühens ist oft nur schwer zu bemerken. Die Hilfe besteht darin, daß der Rückbezug auf das alltagssprachlich Bekannte Verständigung über die neuen Sachverhalte erleichtert, ja zum Teil erst ermöglicht. Die Gefahr ist doppelt:

- (a) die alltäglich bekannten Ausdrücke können die Verstehensbemühung um die Sache von dieser wegführen auf etwas, was im alltäglichen Ausdruck an Bedeutung niedergelegt ist, aber nicht zur Sache gehört;
- (b) sie können Verständigung als Einsicht dort suggerieren, wo die Analyse noch gar nicht geleistet ist.

Die Inanspruchnahme der alltäglichen Ausdrücke ist nur schwer zu rekonstruieren. Dies scheint umso mehr dann der Fall zu sein, wenn auch das Objekt der Analyse mit Sprache zu tun hat, also etwa bei der Theorie der Literatur, und nochmals verstärkt bei der Sprachtheorie und der Theorie des sprachlichen Handelns.

Rückbezug auf das Bekannte und handlungspräsuppositive Inanspruchnahme von Bekanntem als Erkenntnisgewinn durch das Auffinden eines glücklichen Ausdrucks in der alltäglichen Sprache gehen hier schnell ein nur noch schwer auflösbares Amalgam mit dem Vorantreiben der Sachanalyse ein. Die Konkretion dieser Prozesse ist sicher komplex.

Eine spezifische Verfahrensweise, die dabei eine Rolle spielt, ist der Prozeß der Metaphorisierung. Dieser ist bisher mit viel Scharfsinn für die Literatur und die rhetorische Praxis untersucht worden. Viel weniger Aufmerksamkeit hingegen haben Metaphernbildung und Metaphern-Einsatz in der wissenschaftlichen Sprache gefunden.

Vielleicht am ehesten ist dies geschehen in der Tradition einer bestimmten Sprachkritik, die von Bacon über die englische Tradition und die Aufklärung hin zu bestimmten positivistischen Konzeptionen reicht. Diese Tradition beschränkt sich allerdings meist auf ein mit dem Pathos des Entlarvens auftretendes „ideologie“-kritisches Interesse, das der Komplexität des Problems nicht gerecht wird, das in den Metaphorisierungen resultiert. Sicher gibt es zahlreiche Fälle, in denen Metaphern in trügerischer, ja betrügerischer Absicht, sozusagen als Falschgeld der wissenschaftlichen Kommunikation, eingesetzt worden sind. Aber das eigentliche Problem liegt ja gerade darin, daß auch die Metaphern häufig unaufgebbares Verständigungsmittel sind, das eben auch in glücklicher Weise Aspekte der Sache treffen kann, wie etwa das besonders frappante und bekannte Beispiel des Benzolrings zeigt.

Wie in einem Brennglas werden die Probleme, von denen ich eben gesprochen habe, gebündelt in einem Phänomen, das ich „minimale Metaphern“ nennen möchte. Damit meine ich semantische Übertragungen innerhalb semantisch unmittelbar benachbarter Bereiche.

Das Problem verdichtet sich hier nun dadurch, daß die Prozesse der Metaphorisierung bis zur Unerkennbarkeit undeutlich werden, so daß die Doppelgesichtigkeit der Inanspruchnahme von alltäglichen Ausdrücken sich erheblich verschärft. Solche minimalen Metaphorisierungen liegen etwa bei einer Reihe überkommener grammatischer Kategorien vor, die vom Gebiet der Philosophie auf die der Sprachanalyse übertragen worden sind – etwa der Ausdruck ‚Subjekt‘: das ‚ὀποκειμενον‘, das ‚subjectum‘, suggeriert in der Übertragung einer philosophisch-ontologischen Interpretation ein Verständnis der sprachlichen Erscheinungen, das zunächst sehr leicht einsehbar scheint, wenn die entsprechende philosophische Analyse geteilt wird (der Aspekt der „Hilfe“), das aber je länger je mehr die linguistische Untersuchung behinderte (der Aspekt der Gefährdung), weil die Übertragung begrifflicher Gehalte als semantischer Kennzeichen dermaßen vor die Sachverhalte selbst getreten war, daß es den Analytikern kaum

möglich wurde, sich aus dieser Umklammerung noch zu lösen bzw. dies nur mit Gewaltstreichern wie dem „psychologischen Subjekt“ zu tun. Die minimale Metapher überformt dann die Vorstellungen von der Sache derart, daß sie als sie selbst gar nicht mehr in den Blick gerät. Beispiele für diese Prozesse bietet nun gerade die jüngere Sprach- und Handlungstheorie in recht reichlichem Maß. Eins ist etwa das ‚*aushandeln*‘, das Dieckmann und Paul (1983) einer genaueren Untersuchung unterzogen haben. Ihre Darstellung, wie dieser Ausdruck in die Linguistik Eingang gefunden hat, verstehe ich als einen konkreten Beitrag zur Rekonstruktion der minimalen Metaphorisierung.

Gerade dann, wenn ein für die Analyse noch relativ neues Gebiet untersucht wird, ist der Bedarf an Metaphern offenbar relativ groß, und die kritische Bilanzierung und Reinigung einer wissenschaftlichen Sprache, d.h. ihre Überprüfung nach Kriterien, die auf die jeweilige Sache bezogen und ihrerseits an ihr entwickelt sind, gehört anscheinend mit zur Konsolidierung der Erkenntnisse.

Der erhöhte Bedarf an Metaphern entspricht dabei einem sehr wichtigen Bedürfnis der jeweiligen Analytikergemeinschaft, nämlich dem nach Plausibilisierung. Im Extremfall werden die Metaphern zu Erkennungszeichen einer Schule und damit zu Marken der Vergewisserung für die Gruppe als Kommunikationsgemeinschaft. Die Plausibilität von Metaphern ermöglicht – im sachlich glücklichen Fall – einen sprunghaften Zugewinn an Erkenntnis, der die mühsamen Einzelschritte der Ableitung und die Erarbeitung der inneren Verbindungsglieder von Erkenntnissen über die jeweilige Sache erspart. Im unglücklichen Fall hingegen tritt jene stillschweigende Ersetzung ein, die oben bereits benannt war. Indem man sich über die Metapher einigt, verabschiedet man sich dann geradezu *eo ipso* von der Sache. Die Bemühung der Metapher geschieht dann oft, um sich einer Gemeinsamkeit im Verdikt über die Sache zu vergewissern, d.h. die Metapher dient der Immunisierung. Indem man sich auf die Metapher beruft, ruft man die gemeinsame Gewißheit auf, die dann als eine Art Mauer gegen die Infragestellungen dient, die von der Sache her ausgehen. Hier wird nun die Plausibilität leicht zu einem Konsensus gegen die Wahrheit.

Die Prozesse, von denen ich eben gesprochen habe, lassen sich an relativ glücklosen Wissenschaften wie der Literaturwissenschaft vergleichsweise deutlich ausmachen. Doch betreffen sie offenbar alle Wissenschaften, und die sichere Distanz, aus der heraus man sie in anderen betrachten mag, weicht sehr schnell der Betroffenheit (und den Getroffenheiten), sobald wir uns kritisch auf die eigene Disziplin einlassen.

2. Arbeit, Kooperation und Sprache

Nun, mir scheint, daß der Ausdruck ‚Kooperation‘ in den oben beschriebenen Zusammenhang gehört. Er ist eine solch glanzlose, aber doch offenbar sehr lohnende Metapher, deren Gebrauch Nutzen verspricht. Sie gehört in das Wortfeld von ‚Arbeit‘.

Der Ausdruck Kooperation hat es etymologisch und systematisch zunächst mit Arbeit zu tun. Auch „Arbeit“ wird gegenwärtig in Anspruch genommen etwa von der Psychoanalyse und der Psychotherapie: „Trauerarbeit“, „Imagearbeit“, „Seelenarbeit“. Der Weg geht von der Hand über den Kopf zu den Gefühlen; es ist in dieser Expansionsgeschichte nicht erstaunlich, daß auch das Sprechen als Arbeit verstanden wird. Dabei hat dieser Gebrauch seinen tatsächlichen Ansatz in einer Reihe von Gemeinsamkeiten, die alltägliche Arbeit mit Sprachlichem verbinden. Sie bieten oft Anlaß, statt die Analyse von Sprache und Sprechen konkret zu betreiben, analoghaft die Erkenntnisse über die Arbeit auf Sprache zu übertragen.

Eine erste Verwendung von „Kooperation“ bezieht sich auf die reale Kooperation im Zusammenhang von Arbeitsprozessen. Diese ist in der politischen Ökonomie und ihrer Kritik ausführlich behandelt worden. Kooperation spielt bei der Entfaltung der materiellen Produktion eine erhebliche Rolle. Sie ist in bestimmten Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung zur Voraussetzung für qualitativ neue Formen des Arbeitsprozesses geworden, insbesondere in der Manufaktur und deren Überwindung durch die große Industrie (s. Marx, Kapital I, Kapitel 11 und öfter).

Aufgrund der Teilung von Hand- und Kopfarbeit ist selbstverständlich auch für die Kopfarbeit Kooperation in einer spezifischen Form zu erwarten. Anders als bei der Handarbeit ist bei der geistigen Arbeit die Kooperation in unmittelbarer Weise eine Integration von synchronen und diachronen Aspekten. „... alle wissenschaftliche Arbeit...“ ist „allgemeine Arbeit“. „Sie ist bedingt teils durch Kooperation mit Lebenden, teils durch Benutzung der Arbeiten Früherer.“ Demgegenüber „unterstellt“ die „gemeinschaftliche Arbeit“ „die unmittelbare Kooperation der Individuen“ (Marx, Kapital III, S. 113f.).

Innerhalb der Kooperation im Produktionsprozeß und für ihre Realisierung spielt die Sprache eine wichtige Rolle. Dazu sind in den vergangenen Jahren verschiedene Analysen entstanden, besonders Rehbein (1977, Kapitel 3), Brünner (1978), Fiehler (1980). Insofern Sprache diese eigene Rolle spielt, kann von *sprachlich vermittelter* oder von *sprachlicher Kooperation* sinnvoll gesprochen werden, wie es in diesen Arbeiten getan wird.

3. Alltagssprachliche Übertragungen und das „cooperative principle“

Der Ausdruck ‚Kooperation‘ wird in der alltäglichen Sprache aber auch jenseits von Arbeitszusammenhängen übertragen gebraucht. Er bezieht sich dann auf eine Gemeinsamkeit des Handelns verschiedener Aktanten (vgl. Keller 1986). Diese übertragene Verwendungsweise von ‚Kooperation‘ im Sinne der „Ko-aktion“ ist auch von Linguisten in Anspruch genommen worden, so von Rehbein (1977) in einer zweiten Verwendung, die er von dem Ausdruck macht. Er unterscheidet zwischen der Unterstelltheit der Aktanten unter denselben gesellschaftlichen Zweck und der Unterstelltheit unter gegensätzliche Zwecke. Für beide Fälle gibt es jeweils spezifische Handlungsmuster; in der Untersuchung des „Komplexen Handelns“ beschränkt Rehbein sich auf die Untersuchung der „kooperative(n) Handlungsmuster“ (S. 103). Als Oberbegriff verwendet er den Ausdruck des „gesellschaftlichen Zusammenwirkens von Aktanten“. Der Kampf als Form dieses Zusammenwirkens bleibt hingegen explizit unberücksichtigt. Dieser Sinn von „Kooperation“ liegt auch der Verwendung des Ausdrucks bei H.P. Grice (1975) zugrunde. Grice spricht bekanntlich von einem „cooperative principle“ (S. 45). Mit dieser Formulierung hat er der Kooperation einen grundsätzlichen Stellenwert zugewiesen. Fraglich ist aber, wofür diese Zuweisung gilt. Hier ist der Beitrag zu „Logic and Conversation“ ausgesprochen vage und unpräzise. Die folgenden Ausdrücke werden – mehr oder minder als *quid pro quo* – von Grice in seinem Artikel gebraucht:

- (a) conversation
- (a') casual conversation
- (b) discourse
- (b') realm of discourse
- (c) talk
- (c') talk exchange
- (d) type of exchange
- (e) transaction.

Neben der *casual conversation* wird weiterhin *quarreling* und *letter writing* angeführt. Der Geltungsbereich des Kooperationsprinzips bleibt insofern undeutlich. Daß hier ein zentrales Problem seiner Auffassung vorliegt, macht Grice nicht zuletzt in den zahlreichen relativierenden Bemerkungen deutlich, mit denen er seine Aussagen modalisiert.

Was er am Beispiel der „conversation“ oder – etwas weiter – des „talk“ erarbeitet, sei, so meint er, auf andere Formen der Kommunikation durch

eine einfache Generalisierung zu übertragen: Er hat sein Konzept der Maximen (und damit des – ihnen zugrundeliegenden – Prinzips der Kooperation) zunächst an die spezifischen Zwecke des „talk“ gebunden (vgl. zu dieser Problematik auch Rolf 1986).

I have stated my maxims as if this purpose were a maximally effective exchange of information; this specification is, of course, too narrow, and the scheme needs to be generalized to allow for such general purposes as influencing or directing the actions of others. (S. 47)

Diese durch „of course“ leichthin heruntergespielte Formulierung verbirgt m.E. in Wahrheit eine zentrale Problematik der Griceschen Kooperationsauffassung: durch die Fassung des Kooperationskonzepts bei Grice wird einerseits aufgrund der weiten Terminologie ein genereller Anspruch wenn nicht erhoben, so doch *zumindest* suggeriert: „Prinzipien“ und „Maximen“ sind eben mehr als spezielle Fälle; andererseits wird die empirische Problematik, die gesehen wird, über eine bekannte Figur (Generalisierung des Speziellen) scheinbar mit schneller Hand bewältigt – nicht jedoch in der analytischen Wirklichkeit, sondern eben bloß in der Versicherung, dies lasse sich einfach erreichen. Versucht man die Inanspruchnahme eines „Kantischen Echos“ (S. 45) durch Grice ernst zu nehmen, so wird man durch die Gricesche Parallelisierung der vier Typen von Maximen auf die Urteils- und die Kategorientafel bei Kant verwiesen. Geht man dem Verweis nach, zeigt sich schnell, daß hier kaum von mehr als einer bloßen Analogisierung die Rede sein kann. Die Struktur beider Tafeln bei Kant verdankt sich gerade dem Anspruch, daß sie ihrerseits nicht über irgendwelche Analogisierungen entwickelt worden sind:

Diese Einteilung ist systematisch aus einem gemeinschaftlichen Prinzip, nämlich dem Vermögen zu urteilen, (welches ebensoviel ist, als das Vermögen zu denken,) erzeugt, und nicht rhapsodistisch, aus einer auf gut Glück unternommenen Aufsuchung reiner Begriffe entstanden, von deren Vollzähligkeit man niemals gewiß sein kann, da sie nur durch Induktion geschlossen wird, ohne zu gedenken, daß man noch auf die letztere Art niemals einsieht, warum denn gerade diese und nicht andere Begriffe dem reinen Verstande beiwohnen.

(K.d.r.V., Elementarlehre, II. Teil, I. Abt. I. Buch I. Hauptstück, III. Abschnitt, § 10, A 80f./B.107, Meiner, S. 119)

Ob dieser Anspruch von Kant tatsächlich eingelöst wird, kann hier nicht erörtert werden. Angesichts der sprachlichen Korruptheit der entscheidenden Passage scheinen Zweifel m.E. durchaus am Platz.

Dieselbe Funktion, welche den verschiedenen Vorstellungen in einem Urteile Einheit gibt, die gibt auch der bloßen Synthesis verschiedene <sic!> Vorstellungen in einer Anschauung Einheit, welche allgemein ausgedrückt, der reine Verstandesbegriff heißt. (A 79/B 104f.)

Ob nicht möglicherweise auch bei Kant kaum mehr geschieht als die Versicherung dessen, was zu beweisen wäre, ist schwer zu sehen. Aber im-

merhin wird auf den systematischen Stellenwert hingewiesen, der diesem Aufweis zukommt.

Gegenüber der von Kant vorausgesetzten und verlangten strengen Ableitung beläßt Grice es an der für seinen Zusammenhang zentralen Stelle im Blick auf die universelle Geltung seiner Maximen und seines Prinzips jedoch bei der bloßen Nebeneinanderstellung der entscheidenden beiden Bereiche:

... that anyone who cares about the goals that are central to conversation/communication (e.g. giving and receiving information, influencing and being influenced by others) must be expected to have an interest, given suitable circumstances, in participation in talk exchanges that will be profitable only on the assumption that they are conducted in general accordance with the CP and the maxims. (S. 49)

Wenn er diese Formulierung durch eine relativierende Modalisierung einleitet und abschließt, so drückt sich darin m.E. also mehr als ein sympathischer, aber letztlich belangloser Sprachgestus der Bescheidenheit aus: es ist ein realistischer Ausdruck des tatsächlichen theoretischen Stellenwerts – der freilich von der Rezeption ebenso geflissentlich überlesen wird, wie diese sich bisher weigert, die Gründe beizubringen, deren Fehlen eben jene Modalisierung beklagt:

So I would like to be able to show that observance of the CP and maxims is reasonable (rational) along the following lines... Whether any such conclusion can be reached, I am uncertain. (S. 49)

Das Kooperationsprinzip, das Grice aufstellte, ist also bisher allenfalls gültig für den Bereich *eines Ausschnitts sprachlicher Handlungen*, der im einzelnen näher zu spezifizieren ist. Gerade die von Grice fairerweise selbst angeführten Beispiele von Typen sprachlicher Handlungen, die sich nicht umstandslos unter Maximen und CP subsumieren lassen, *Streiten* und das *Briefeschreiben*, haben eine – systematisch gesehen – nicht unerhebliche Bedeutung. Konkrete Analysen anderer kommunikativer Formen haben gezeigt, daß hier z.T. anderen Prinzipien gefolgt wird (Brünner 1978, § 6.6). Darüber hinaus hat Maas (1976) die Formulierung der Prinzipien als Ausdruck eines bürgerlichen Kontrakt- und Tauschdenkens bezeichnet – wobei freilich die Relativierungen bei Grice selbst nicht hinreichend beachtet worden sind. Gleichwohl dürfte in dieser Kennzeichnung ein zentrales Motiv der Kooperationsauffassung benannt sein, das der Griceschen Reflexion zugrundeliegt und das ihn in einem Denk- und Metaphorisierungszusammenhang zeigt, der als grundlegend für die Behandlung von Sprache in Europa seit der Neuzeit angesehen werden kann. Das Problem, vor das Grice sich gestellt sieht, erfordert den Aufweis der das sprachliche Handeln und seine Muster bestimmenden Zwecke und deren

Umsetzung in diese. Während Grice die Kategorie des Zwecks („purpose“) durchaus in seiner zentralen Stellung erkennt und einsetzt, bleibt er dort, wo dessen Systematisierung sachlich erfordert ist, stehen und verflüchtigt seine Reflexion in allgemeine Überlegungen zur Rationalität (S. 47), die Maas wiederum abstrakt kritisiert.

Die Rolle, die dem Kooperationsprinzip bei Grice zukommt, ist von einer Fragestellung bestimmt, die sich nicht primär der Analyse des sprachlichen Handelns als sprachlichen Handelns verdankt, sondern einem bestimmten semantischen – bei Grice auf tatsächliche Kommunikation hin ausgeweiteten – Problem, dem, was Ausdrücke „bedeuten“. Das Kooperationsprinzip und die Konversationsmaximen dienen Grice als Systemhintergrund für die Beantwortung der Frage nach sozusagen von den Standardbedeutungen und ihren Standardimplikationen (die als konventionell geregelt gelten) abweichenden Bedeutungen, die kommunikativ gleichwohl rekonstruierbar sind (S. 50).

Diese Fragestellung bestimmt, was als Kooperation gefaßt wird. Damit verläßt sich Grice auf einen Kontext, der von der traditionellen Linguistik vorgegeben ist. Dies macht sich nicht nur direkt, in der genannten Fragestellung, sondern auch in der Lösung bemerkbar, die Grice entwickelt. Die kommunikativen Handlungen, für die er das Kooperationsprinzip formuliert, sind die, die bereits Aristoteles seiner Sprachanalyse zugrundelegte, nämlich die *Assertionen*: im Zentrum seiner Analyse steht der reine Informationsaustausch. Dieses Zentrum ist, wie oben bereits gesagt wurde, eben nicht umstandslos auf andere sprachliche Handlungen zu erweitern.

Daß die Weitergabe von Informationen ein kooperatives Verfahren kat exochen ist, steht dabei außer Frage. Genauer: es ist eigentlich eine sprachliche Handlung, die eo ipso eine der Kooperation ist. Insofern formuliert das Prinzip nichts, was „synthetisch“ im Kantischen Sinn zu seiner Charakterisierung angeführt werden könnte, sondern es formuliert „analytisch“ etwas, was der Handlung als sprachlicher Handlung eigentlich bereits inhärent ist. Die *Assertion* ist eines jener Muster, von denen Rehbein im „Komplexen Handeln“ als von einer kooperativen Form des gesellschaftlichen Zusammenwirkens von Aktanten spricht.

4. ‚Materielle‘, ‚materiale‘ und ‚formale Kooperation‘

Die zwei bisher erörterten Gebrauchsweisen des Ausdrucks „Kooperation“ machen es sinnvoll, sie eigens zu bezeichnen. Die Kooperation im Produktionsprozeß nenne ich die *materielle Kooperation*.

Die Kooperation, die bei der Sprache festgestellt wurde, bezieht sich zwar möglicherweise durchaus auf diese materielle Produktion. Doch ist dies nicht notwendig so. Vielmehr kommt bei ihr ein anderes Verständnis von ‚Kooperation‘ ins Spiel, das den Ausdruck allgemeiner faßt und alle möglichen Formen des Zusammenwirkens menschlicher Aktanten bezeichnet, die einem gemeinsamen Ziel sich unterordnen, einen gemeinsamen Zweck realisieren, welche freilich nicht unbedingt durch Arbeit im ökonomischen Sinn zu realisieren sind. Gleichwohl ist auch hier die Orientierung auf ein außerhalb der Kooperation selbst liegendes Veränderungsziel gegeben. Ich spreche hier deshalb von einer *materialen Kooperation*.

Sprache kann einerseits als Bestandteil und Mittel materieller Kooperation dienen. Sie kann andererseits – als spezifische Form komplexen Handelns – Realisierung materialer Kooperation sein. Dies ist der Fall, den Grice in seinem Kooperationsprinzip thematisiert.

Doch damit ist noch nicht der gesamte Bereich der Kooperation im Blick auf Sprache erfaßt.

Neben den genannten Formen der Kooperation ist vielmehr das sprachliche Handeln sozusagen in sich kooperativ. Diese Charakterisierung ist nicht identisch mit dem, was Grice im Kooperationsprinzip benannte. Vielmehr ist alles sprachliche Handeln als Handeln, *das im Normalfall mehr als einen Aktanten betrifft*, ein Handeln, für das von elementaren Kennzeichen der Kooperativität gesprochen werden kann. Diesen dritten Aspekt von Kooperation im Blick auf Sprache möchte ich *formale Kooperation* nennen. Diese Kennzeichnung verwendet den Ausdruck ‚formal‘ nicht in einem allgemeinen Sinn wie ‚auf die eine oder andere Form bezogen‘ oder als adjektivisches Bestimmungswort mit einer Funktion, die dem Nominalkompositionselement ‚Form‘ entspricht. Vielmehr verstehe ich den Ausdruck ‚formal‘ hier als Opposition zu ‚material‘. Diese Opposition hat ihre deutlichste theoriegeschichtliche Ausprägung in der Unterscheidung zwischen einer materialen und einer formalen Ethik gefunden. Eine materiale Ethik ist eine solche Ethik, die ethische Güter, also Inhalte der Handlungslehre, Handlungsziel und ihre Bewertungen aufstellt; eine formale Ethik hingegen nennt ethische Verfahrensweisen ohne direkten Bezug auf solche Inhalte. In der Unterscheidung zwischen „materiell“ und „material“, die oben gemacht wurde, habe ich den Ausdruck ‚material‘ bereits im Sinne einer derartigen Distinktion verwendet. Die materiale Kooperation hat kooperative Tätigkeiten selbst zum Inhalt. Mit der „formalen Kooperation“ hingegen soll die Kooperation bezeichnet werden, die das Zusammenwirken der Aktanten beim sprachlichen Handeln als solches kennzeichnet. Anders als bei der ethischen Distinktion ist die

Unterscheidung innerhalb der Kooperation zwischen „formal“ und „material“ eine Unterscheidung unterschiedlicher Aspekte am sprachlichen Handeln. Die materiale Kooperation hat nämlich zugleich Teil an der formalen Kooperation. Aber nicht alle formale Kooperation ist auch materiale Kooperation.

Die formale Kooperation beim sprachlichen Handeln ist eine Elementarform der Kooperation. Ich möchte dies an einem nicht-sprachlichen Beispiel illustrieren. Reinhard Lettau beginnt einen kleinen Text mit dem Titel „Feinde“ in folgender Weise:

„Draußen regnet es. Der General kommt zurück.

„Haben Sie gewonnen?“ wird er gefragt.

„Ich habe den Feind nicht gefunden“, antwortet der General. Neben ihm stehen die Herren, die mit ihm hereingekommen sind, in triefenden Paletots. Pfützen auf der Diele.

„Der Gegner wurde nicht sichtbar. Wir fanden ihn nirgends“, sagte der General.“

Reinhard Lettau (1968, S. 7)

Dies ist ein Ende von Strategie und Taktik. Selbst bei einem auf die Eliminierung des anderen Interaktanten abzielenden Handeln wie dem Krieg ist der von Lettau fingierte Fall etwas Unerhörtes, eigentlich etwas, das jeder Beschreibung spottet. Auch für diesen Extremfall der Interaktion sind bestimmte minimale Anforderungen gestellt, die erfüllt sein müssen, damit die Interaktion stattfinden kann, die das Ende der Interaktion zum Ziel hat.

In einem materialen Sinn wäre es kaum sinnvoll, solche Interaktion als ‚Kooperation‘ zu bezeichnen: Die Handlungsziele, denen sich beide Seiten unterordnen, sind diametral entgegengesetzt und auf die Eliminierung der Ziele des Gegners, ja deren selbst, orientiert. Doch auch diese material so charakterisierten Ziele erfordern ein minimales Zusammenwirken, ohne das keine der beiden Seiten eine Chance erhält, sie zu erreichen.

Weniger martialische Beispiele, in denen es doch um Auseinandersetzungen zwischen Interaktanten geht, sind in gleicher Weise daran gebunden, daß elementare Formen des Zusammenwirkens realisiert sind, ohne die es zu keiner Interaktion kommen kann. Dies sind Beispiele für das, was ich ‚formale Kooperation‘ genannt habe.

Die formale Kooperation umfaßt ein weites Feld sprachlicher Phänomene, die ebenso unumgänglich wie unscheinbar sind. Deshalb, weil sie elementar sind, entziehen sie sich weithin unserer analytischen Aufmerksamkeit. Sie haben einen Charakter, der nicht unmittelbar sichtbar ist, weil sie in jeder Kommunikation immer schon in Anspruch genommen werden. Insofern kommt ihnen ein Meta-Status zu. Doch ist dieser Meta-

Status kein eigentlich transzendentaler, wenn der Ausdruck ‚transzendental‘ nicht in einer zu metaphorischen Weise eingesetzt werden soll. Der Meta-Status betrifft allerdings die Möglichkeit von Kommunikation und hat Bedingungen für sie zum Inhalt.

5. Methodologische Konsequenzen formaler Kooperation beim sprachlichen Handeln

1. Die formale Kooperation war eben bereits als eine elementare Kooperation gekennzeichnet worden. Sie ist auch eine unmittelbare und zwar in dem Sinn, daß sie aufruht auf der gemeinschaftlichen raumzeitlichen Präsenz der beteiligten Interaktanten. Insofern ist die sogenannte face-to-face-Kommunikation elementare Kommunikation. Diese Bestimmung hat hier ihren systematischen Ort. Unmittelbar ist die face-to-face-Kommunikation nur als formale Kommunikation. Deshalb ist m.E. jede emphatische Verwendung dieser Unmittelbarkeit eine Verwechslung zweier Typen von Kooperation, die gerade nicht füreinander eintreten können.
2. Das Erfordernis der raumzeitlichen Kopräsenz ist zugleich die systematische Grundlage für die Kategorien der Sprechsituation im strengen Sinn. Nur in diesem strengen Sinn genommen, hat diese Kategorie eine analytische Funktion. Die wandernden origines reflektieren im sprachlichen Handeln selbst die formale Kooperation als Zeitort für dieses Handeln. Da die formale Kooperation alles andere Zusammenwirken von Aktanten immer schon begleitet, kann sie als Basis für ein darauf bezogenes spezifisches Sprachsystem, das deiktische, in Anspruch genommen werden. In der Unumgänglichkeit der formalen Kooperation liegt der Grund für die Effizienz des deiktischen Systems beim sprachlichen Handeln.
3. Die formale Kooperation bedeutet, daß – sozusagen prinzipiell – S und H involviert sind. Die Abstraktion von einem von beiden, meist von H, steht also in der Gefahr, elementare Bestimmungen des sprachlichen Handels zu verfehlen. Sprecher und Hörer sind von vornherein gemeinsam involviert. Die Umkehrbarkeit der Zuschreibungen und damit die Grundlage der Reziprozität ist Ausdruck der formalen Kooperation.
4. Die formale Kooperation setzt sich um in ein System von Zwecken zweiter oder genauer nullter Stufe. Diese liegen unterhalb der illokutiven Zwecke. Sie sind aber ebenso wie diese Ablagerungen gesellschaftliche Erfahrungen. Sie setzen sich in die materiale Kooperation und in den Kampf in jeweils spezifischer Weise um.

5. Die formale Kooperation bildet sich systematisch gesellschaftlich aus zum Sprachsystem als solchem. Das Sprachsystem ist die Form der formalen Kooperation. Als diese Form ist Sprache abgelagerte gesellschaftliche Erfahrung und liegt dem sprachlichen Handeln immer schon voraus. Sie wird zu einer zweiten Natur des Menschen – systematisch gesehen – und erweist sich als schwer veränderbar. Dies ist der Grund dafür, daß sie verschiedene Gesellschaftsformationen übergreift. In ihren Strukturen bietet sie als *praktisches* Bewußtsein Möglichkeiten für die Erkenntnisse der Formationen, legt jedoch zugleich deren und ihr eigenes Miß-Konzept nahe.
6. Zu den Miß-Konzeptionen ihrer selbst gehört die Ontologisierung des sprachlichen Handels in das Zeichen und seine Eigenschaften und die anschließende Addition eines Willens zum Zeichengebrauch. Dabei wird die grundlegende formale Kooperativität, die die Basis für die Möglichkeiten zu dieser Abstraktion ist, eliminiert. Die Folge ist eine scheinbare Autonomität des sprachlichen Zeichens.
7. Die formale Kooperation wirkt sich aus:
 - im Wissen der Interaktanten;
 - als System der Erwartungen in bezug auf die Realisierung der formalen Kooperation;
 - für die Prozessierung der Interaktion;
 - in den unterschiedlichen Umsetzungen in materiale Kooperation und Kampf.

Zur Prozessierung der formalen Kooperation gehören die kommunikativen Apparate, die bisher vor allem von conversation analysis und Ethnomethodologie untersucht worden sind. Dabei kommt es freilich oft zu einer doppelten Verwechslung: Die Ethnomethodologen nehmen die materiale Kommunikation als formale, indem sie den externen Zweck eliminieren und das inhaltliche Zusammenwirken lediglich als technisches betrachten, das zudem jeweils neu im „hic-et-nunc“ „konstituiert“ wird. Zugleich behandeln sie die formale Kooperation als materiale, indem sie die Herstellung von Formalität im „Hier und Jetzt“ als einzigen Gegenstand der Kommunikation thematisieren. Demgegenüber käme es darauf an, die formale Kooperation beim sprachlichen Handeln als solche und in ihrem Stellenwert für dieses Handeln zu rekonstruieren und der Unmöglichkeit, sie zu planen, wie der, sie aufzublasen, systematisch Rechnung zu tragen.

Literatur

- Brünner, Gisela (1978): *Kommunikation in betrieblichen Kooperationsprozessen*. Universität Osnabrück (Diss.).
- Dieckmann, Walther / Paul, Ingwer (1983): „Aushandeln“ als Konzept der Konversationsanalyse. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 2, S. 169–196.
- Fiehler, Reinhard (1980): *Kommunikation und Kooperation. Theoretische und empirische Untersuchungen zur kommunikativen Organisation kooperativer Prozesse*. Berlin: Einhorn.
- Grice, Herbert Paul (1975): Logic and conversation. In: *Syntax and Semantic Vol. 3*. Ed. by P. Cole / J.L. Morgan. New York: Academic Press, S. 43–58.
- Kant, Immanuel (1781, 1787): *Kritik der reinen Vernunft*. Hg. v. R. Schmidt (1930) 2. Aufl. (1956) Hamburg: Meiner.
- Keller, Rudi (1986): *Kooperativität und Eigennutz*. Vortrag auf der 8. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS) an der Universität Heidelberg, 26.–28. Februar 1986.
- Lettau, Reinhard (1968): *Feinde*. München: Hanser.
- Maas, Utz (1976): *Kann man Sprache lehren? Für einen anderen Sprachunterricht*. Frankfurt am Main: Syndikat.
- Marx, Karl (1867/1894): *Kapital I/III*. MEW 23/25. Berlin: Dietz. 1. Aufl. 1972.
- Rehbein, Jochen (1977): *Komplexes Handeln. Elemente zur Handlungstheorie der Sprache*. Stuttgart: Metzler.
- Rolf, Eckard (1986): *Eine handlungstheoretische Verallgemeinerung der Griceschen Konversationsstheorie*. Vortrag auf der „Dialog“-Tagung Münster, März 1986. Erschienen in: Hundsniurscher, F. / Weigand, E. (Hgg.) (1986): *Dialoganalyse*. Tübingen: Niemeyer, S. 335–348.

Sprachliches Handeln – Interaktion und sprachliche Strukturen

1. „Grammatik der gesprochenen Sprache“ – oder: Von den Paradoxien der Linguistik

Den Ausgangspunkt meiner Überlegungen bildet der Versuch, über etwas scheinbar Selbstverständliches nachzudenken. Dieser Versuch wird uns mit einer ersten Paradoxie der Disziplin Linguistik konfrontieren. Diese Paradoxie ist als eine Spur in dem verborgen, was wir linguistisch als ganz alltägliche Terminologie benutzen:

Eine Grammatik – oder, wie es in der Vollform hieß, eine grammatische Technik, eine *téchnē grammatiké* – bildet die Grundlage für unser analytisches Umgehen mit Sprache. Dieses unterscheidet sich deutlich vom Umgehen mit Sprache, wie es für die Sprachteilhaber und -teilhaberinnen unmittelbar charakteristisch ist. Es gibt sehr viele Kommunikationsgemeinschaften, in denen über Sprache kaum nachgedacht wird, in denen Sprache vielmehr einfach als Sprache praktiziert wird; in ihnen ist Sprache selbstverständlich in die Interaktion eingebettet, ist selbstverständlicher Teil des sprachlichen Handelns.

Das Reden über Sprache ist ein sehr spezifisches Phänomen. Zugleich ist es etwas, das mit den Anfängen von Wissenschaft insgesamt zu tun hat. Die Linguistik ist eine sehr alte Disziplin, mit allen Vor- und Nachteilen, die das mit sich bringt. Zu den Nachteilen gehört, daß der kategoriale Apparat der Linguistik tief in das allgemeine Wissen eingedrungen ist, in die allgemeine Sprache, in die alltägliche Sprache. Ohne Zweifel wird man viele Menschen auf der Straße treffen, die, sollte man sie nach dem Ersten Thermodynamischen Gesetz befragen, keinerlei Auskunft geben können. Fragt man dieselben Menschen, was „Grammatik“ sei, so wird man von den meisten jedenfalls irgendeine Antwort erhalten. Diese Präsenz linguistischer Kategorien in unserem alltäglichen Reden ist über die Schule tief verankert worden. Solche Verankerung schützt vor dem Nachdenken.

In dem Wort „Grammatik“, bezogen auf gesprochene Sprache, steckt nun jenes oben benannte grundlegende Paradox, denn „*grámma*“ ist „das ein-

zelse Geschriebene“. Die grammatische Technik ist eine zutiefst und von Anfang an auf das Geschriebene bezogene Herangehensweise an das Phänomen Sprache. Dies machen wir uns häufig nicht klar; aber es wirkt sich z.B. massiv in den Schwierigkeiten aus, überhaupt zu einer „Grammatik der gesprochenen Sprache“ zu kommen: Eine auf das Geschriebene zugeschnittene Technik soll auf das Gesprochene – was nun? – angewendet werden? In unserem täglichen linguistischen Geschäft sind wir bei dem Versuch, eine Grammatik der gesprochenen Sprache zu schreiben, auf Schritt und Tritt mit dieser Paradoxie konfrontiert.

2. Schrift-Fixierungen

Neben dieser Paradoxie steht eine zweite, die es mit dem Ort des Gesprochenen innerhalb der Grundlagenbestimmungen unseres Umgangs mit Sprache zu tun hat. Auch dieser Ort ist eine eigene Disziplin, die gleichfalls eine „Technik“ ist, nämlich die „*téchnē rhetoriké*“, die „redebezogene Technik“. Eigentlich scheint danach alles klar zu sein: Die Grammatik behandelt die Schrift, die Rhetorik behandelt die Rede – eine geradezu perfekte disziplinäre Arbeitsteilung. Aber so paradox, wie sich die Situation für die Grammatik darstellt, eine Schriftlehre der gesprochenen Sprache, so paradox bietet sie sich hinsichtlich der Rhetorik dar, einer geradezu tragischen Disziplin. Nachdem sie, und dies schon verhältnismäßig kurze Zeit nach ihrem Aufkommen, ihren „Sitz im Leben“, nämlich in der polis und für sie, verloren hatte, wurde sie mehr und mehr zu einer „literarischen“ Rhetorik (vgl. exemplarisch die großen Zusammenfassungswerke von Lausberg 1973; 1990), zu einer Redelehre der geschriebenen Sprache, zu einer schriftbezogenen Redelehre.

Wir stoßen also auf einen parallelen Entwicklungsgang in bezug auf beide Bereiche dessen, was zu den Grundlagen des analytischen Umgangs mit Sprache gehört, auf zwei Paradoxien, die Paradoxie, daß wir eine Grammatik der gesprochenen Sprache intendieren und intendieren müssen, also eine schriftbezogene Analyse des Gesprochenen; und daß wir eine literarische, eine auf den Buchstaben bezogene Lehre von der Rede haben. Letztere Disziplin ist im deutschen Sprachraum während der letzten 200 Jahre so stark in die Krise geraten, daß nach 1950 geradezu „Wiederbelebungsversuche“ gemacht werden mußten, ein Umstand, über den ein so anspruchsvolles Unternehmen wie das „Handbuch der Rhetorik“ leicht hinwegsehen läßt.

Die Einzelheiten dessen, was wir bei der Befassung mit Sprache als Voraussetzungen aus diesen beiden Paradoxien mitbringen, betreffen unsere kategorialen Apparate unmittelbar. Dies gilt es im folgenden etwas näher zu erläutern. Diese Einzelheiten gehen bis in die kleinsten überkommenen und immer noch selbstverständlich praktizierten Kategorien hinein.

Wie läßt sich diese Entwicklung insgesamt näher verstehen? Wie ist insbesondere diese Schriftfixierung der Grammatik näher zu verstehen? Sie hat es damit zu tun, daß im Bereich der frühen systematischen Beschäftigungen mit Sprache eine Sprache zugrunde lag, die in ein sehr geeignetes, spezifisches Schriftsystem übertragen wurde (vgl. Ong 1987; Ehlich 2002a). Dieses System war in der Lage, und zwar gerade in der durch die Griechen vorangetriebenen Weiterentwicklung einer zwischen Silben- und Lautschrift schwankenden phönizischen Konsonantenschrift, innerhalb der großen Entwicklungsgeschichte von Schrift die spezifisch phonisch-graphemische Linie zu einer gewissen Vollständigkeit zu bringen. Darin unterschied sich das Verfahren systematisch und grundlegend von der anderen großen Entwicklungslinie, der chinesischen, in der eine sprachliche Einheit in einem je eigenen sprachlichen Zeichen erfaßt und graphemisch wiedergegeben wurde (Yan 2000). Durch eine ziemlich komplexe und nicht zuletzt von verschiedenen Zufällen bestimmte Entwicklung ist das, was die Griechen als Schrift nutzen konnten, etwas anderes: Es gibt Laute, und zwar ziemlich vollständig, wieder. Grundsätzliche Weiterentwicklungen im segmentalen Bereich waren nach dem Erreichen dieses Standes nicht mehr nötig. Die Griechen hatten also, als sie begannen, sich intensiver mit der Analyse von Sprache zu beschäftigen, eine Umsetzung von Sprache in Schrift als Vorgabe. Schrift war die sinnenfälligste Form von Sprache, nicht das Gesprochene. Dieses hatte seine alltägliche ebenso wie seine religiöse und seine theatralische Praxis. Das hingegen, wo reflexionsgeeignete Distanz entstand, war die schriftliche Form, die Verdinglichung von Sprache zu diesen Schriftzeichen. Von den Anfängen des linguistischen Geschäfts an also, jedenfalls im vorderorientalisch-europäischen Raum (VER), wird von dieser Ausgangslage aus gearbeitet. Sprache wird substantiell sozusagen durch diesen Filter wahrgenommen.

Wenn wir also heute nach wie vor erhebliche Schwierigkeiten haben, das Thema „gesprochene Sprache“ zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Analyse zu machen, so kommen diese Schwierigkeiten nicht von ungefähr. Auch sind sie nur schwer zu bearbeiten – genau deswegen, weil die analytische Beschäftigung mit Sprache von Anfang an durch die Fixierung auf die Schrift determiniert ist.

Es gilt also zumindest, ein Nachdenken über Sprache zu entwickeln, das sich darauf einläßt, diese Fixierung systematisch mit in Rechnung zu stellen. Grammatiken als Versuche der Beschreibung von Sprache sind grundlegend schriftbasiert. Sie haben bei der Schrift ihren systematischen Ort in einer Art Arbeitsteilung, genauer, einer Dreiteilung, und diese Dreiteilung bestimmt weiterhin unterschwellig bis heute jede Beschäftigung mit Sprache: Die eine hat es mit der Technik der Grammatik zu tun, die zweite mit der Technik der Rhetorik; die dritte schließlich ist nur sehr viel diffuser durch die Zeit gekommen, die dialektische Technik, die Kunst des Miteinander-argumentierend-Umgehens.

Unschwer kann man nun eine ganze Reihe von theoretischen Konzepten nehmen und sie im Licht dieser Bestimmungen näher betrachten. Ich wähle ein Beispiel, die Kategorie „Stil“. „Stil“ ist ein sehr spezifisches Teilelement aus der rhetorischen Beschäftigung mit Sprache, also aus der Beschäftigung mit Sprache als Mündlichkeit, das in der Literarisierung der Rhetorik sich dann zu einer Stilistik wiederum des schriftlichen Textes entwickelte – um schließlich immer wieder neu einen Teil der Beschäftigung mit der gesprochenen Sprache theoretisch abdecken zu müssen. Trotz der Präsenz dieser Kategorie bleibt weitgehend unerkannt und unbeachtet, was es mit dieser verwickelten Geschichte auf sich und welche Konsequenzen sie gezeitigt hat und bis heute entwickelt (vgl. Ehlich 2002b).

3. „Grammatik der gesprochenen Sprache“ – Lösungsmöglichkeiten für das Paradox

Durch die intensive Befassung mit gesprochener Sprache in den letzten dreißig Jahren hat sich die Sprachbeschreibungssituation für eine Sprache wie das heutige Deutsch grundlegend geändert (vgl. die Reihe „Heutiges Deutsch“ des IDS; Schank/Schoenthal 1983; Schwitalla 2003; Fiehler 2005). Implizit enthalten diese und eine ganze Reihe weiterer Arbeiten Lösungsversuche für die doppelte Paradoxie, vor der wir stehen. Zwei grundsätzliche Bearbeitungsmodelle sind vorstellbar und wurden zum Teil auch ausgearbeitet.

Das eine Modell (und dies ist dasjenige, dem man in der Entwicklung des letzten Vierteljahrhunderts weitgehend folgte) versucht, eine Beschreibung der gesprochenen Sprache nach den Vorgaben der Grammatik zu machen, die eine Beschreibung der geschriebenen Sprache ist. Die Grammatik der geschriebenen Sprache wird also sozusagen als Folie verwendet, und, soweit möglich, werden deren einzelne Teile und Unterteile in der

gesprochenen Sprache aufgefunden und – am ehesten im Modus der Differenz – gleichsam abgehakt. An der gesprochenen Sprache wird ausgemacht, was sich an Entsprechendem vorfindet und was irgendwie anders ist. Letzteres kann dann herausgezogen und als ein eigener Teil „Gesprochene Sprache“ erfaßt und umgesetzt werden.

Die andere Möglichkeit wäre zu versuchen, sich ganz von dem zu lösen, was in der grammatischen Beschreibung von geschriebener Sprache immer schon vorliegt. Dies ist eigentlich ein Programm, das von den Junggrammatikern als solches aufgestellt, das freilich nie richtig durchgeführt wurde. Erst die Entwicklung der jüngsten Zeit ist in seiner Realisierung vorangekommen – freilich immer belastet, auch behindert, durch die Problematik, in einem rundum etablierten Linguistik-Betrieb der gesprochenen Sprache sozusagen „ein eigenes Plätzchen“ zu erobern, sie mit einiger Anstrengung überhaupt erst einmal als würdiges Objekt für eine entsprechende Analyse zu etablieren.

Eine dritte Möglichkeit würde noch einen Schritt weitergehen. Sie würde nämlich versuchen, Sprache so zu konzeptualisieren, daß man den Schrift-Bias nicht als selbstverständlich unterstellt (vgl. Linell 2005), auch nicht in der Negation. Hier würde man versuchen „zurückzugehen“, die Grundbestimmungen von Anfang an neu und noch einmal zu überdenken, die Bestimmungen, bei denen diese Festlegungen angefangen haben, und zwar nicht in einem historischen Sinn, sondern in einem systematischen. Martin Heidegger nennt ein solches Verfahren ein „anfänglicheres“. Es ginge also darum, sich zu fragen, *was* eigentlich das ist, was wir in unserer Alltagssprache und, unbestimmt, in unserer wissenschaftlichen Sprache eine Sprache nennen. Wenn wir dies tun, so kommen wir schnell auf die andere Frage: *Wo* ist diese Sprache?

4. Wo ist Sprache?

Die Grammatikschreibung und -theorie des 20. Jahrhunderts hat solche Bewegungen in ganz unterschiedlicher Weise vollzogen. Sie hat dabei grundlegende Unterscheidungen vorgenommen, z.B. in der Chomskyschen Idee, daß Sprache etwas sei, das, wie sich in der Entwicklung dieses Konzeptes immer deutlicher zeigte, sozusagen substantialisiert werden kann, ein Mechanismus, eine Maschine, deren Sitz im Kopf ist. Mit dem, was Sprecher des Deutschen oder einer anderen heutigen Sprache unter Sprache verstehen, hat dies ziemlich wenig zu tun. Alles das, was alltags-sprachlich mit Sprache bezeichnet wird, wird in einem solchen Konzept

zunächst einmal kräftig weggearbeitet. Es erhält das Label „bloße Performanz“ und ist schon deshalb uninteressant. Vom Gedanken her (wenn auch offensichtlich kaum von der gegenwärtigen einschlägigen Forschung) wird diese Substanz neurobiologisch lokalisiert.

Auch die de Saussuresche Lösung, jedenfalls in der Form des „rezipierten“ Saussure (vgl. Jäger 1975), macht einen ähnlichen Schnitt. Sie nimmt das, was unser alltägliches Verständnis von Sprache umfaßt, heraus aus der linguistischen Arbeit, benennt es als „*langage*“ und fixiert es so terminologisch als ein menschliches Sprachvermögen, vielleicht auch die Vielheit der konkreten Sprachen. Davon wird die *langue* unterschieden als der eigentliche Ort, als der eigentliche Gegenstand der linguistischen Arbeit. Für deren Ort wiederum hatte auch Saussure eine Lösung: Diese *langue* ist für ihn eine mentale Entität, etwas, was in unserer Psyche vorhanden ist, und im Hintergrund dieser Konzeption steht wohl die damals führende Psychologie, die französische.

Wo aber ist das Deutsche, wo das Kisuaheli, wo das Inuktitut? Eine naheliegende Antwort lautet: Im Wörterbuch und der Grammatik des Deutschen, des Kisuaheli, des Inuktitut. Aber was ist mit den 5500 Sprachen, die auf der „roten Liste“ stehen und demnächst aussterben, die nie geschrieben wurden? Wo sind diese Sprachen?

Offenbar stoßen wir hier auf Strukturen, die eine genaue ontologische Bestimmung verlangen. Sie vermag, so ist zu hoffen, Antworten auf Fragen nach dem Status solcher Strukturen zu erbringen. Von ihnen aus wird es vielleicht einfacher, sich der grundlegenden Frage „Was ist Sprache?“ anzunähern. Jedenfalls stoßen wir für letztere immer schon auf den Zwiespalt zwischen der je einzelnen Sprache (und damit den 6000 insgesamt) und dem, was ihnen allen gemeinsam ist.

Die Versuche, allgemeine Bestimmungen vorzunehmen, scheitern immer wieder an einzelnen Erscheinungen. Wenn wir z.B. sagen, Sprache sei immer Lautsprache, so stoßen wir auf die – visuelle – Gebärdensprache. Wenn wir sagen, Sprache habe immer „Sätze“, so stoßen wir auf die Schwierigkeit, zu bestimmen, was ein Satz sei (vgl. Ehlich 1998). Wenn wir sagen, Sprache enthalte Verben und Nomina, so stoßen wir auf isolierende Sprachen, für die diese primär an morphologischen Kriterien entwickelte Unterscheidung keinen Sinn macht. Alles was überschießt, anders ist, nicht verrechnet werden kann, stellt eine neue Herausforderung für die allgemeine Bestimmung von Sprache dar.

Sobald wir uns nicht einfach und stillschweigend darauf verständigen, uns nicht darauf verlassen können, daß Sprache als Schrift verdinglicht uns immer schon auf eine sehr praktische Weise vorliegt, wird Sprache unendlich schwer faßbar – und damit das linguistische Unternehmen in eine Grundlagenkrise gestürzt, vor der die überkommenen Kategorien zu bewahren schienen.

5. Sprachliches Handeln als Interaktion

Die Entwicklung der vergangenen dreißig Jahre haben in einer Art Bündelung verschiedener Herangehensweisen aus ganz unterschiedlichen Ausgangsfragestellungen insgesamt eine deutliche Veränderung in bezug auf das Geschäft der Bestimmung dessen gebracht, was Sprache ist. Es wurde unabweisbar deutlich, daß die schriftfixierte Isolierung, die wir als Ausgangspunkt immer schon benutzt haben und weiter benutzen, den Tatsächlichkeiten des Vorkommens von Sprache nicht entspricht. Wir haben gelernt: Sprache ist in Interaktion präsent; sie bestimmt diese Interaktion, und die Interaktion bestimmt sie. Die Möglichkeiten, gesprochene Sprache in einer anderen Weise als über die Schrift festzuhalten, technische Möglichkeiten, die prinzipiell neu waren, haben unser Verständnis dafür, daß Sprache interaktional präsent ist, wesentlich erweitert und wesentlich neu geformt. Dabei sind Interaktion und Handeln nicht gegeneinander zu isolieren; sprachliches Handeln ist immer schon ein interaktionales, und scheinbar dazu im Widerspruch stehende sprachliche Formen wie der Monolog, die diese Bestimmungen zu falsifizieren scheinen, sind in Wahrheit nur die komplexeren Fälle, um deren konkrete analytische Ableitung es in einem systematischen Sinn geht.

Als Interaktion und bezogen auf Interaktion ist Sprache zutiefst eingebettet in das menschliche Handeln insgesamt. Dies alles ist in der Bestimmung der frühen Herangehensweise an Sprache, die sich bis heute auswirkt, von vornherein arbeitsteilig ausgeblendet, und zwar deswegen, weil die Befassung mit Sprache sich nie auf diese allgemeine Handlungseinbettung und -verknüpfung mit Sprache eingelassen hat. Dies taten weder die Philologen im engeren Sinn, die die großen überlieferten Texte des Griechentums zum Gegenstand hatten; dies taten auch die Philosophen nicht, die, wie Aristoteles, die Sprache von einem ganz bestimmten, isolierten Gesichtspunkt aus betrachteten (vgl. Ehlich 2000). Am ehesten noch hatte sich darauf, und zwar in der Anfangsphase dieser Disziplin, die Rhetorik eingelassen, die ja eine Anleitung zum effizienten Reden geben wollte. Sobald sie ihren „Sitz im Leben“ freilich verlor, verlor sich auch hier der

Zusammenhang. In die systematischen Bestimmungen von Sprache ist deren Interaktionalität immer nur in Fragmenten und Restbeständen eingegangen. Dies gehört mit zu den Grundvoraussetzungen, von denen aus wir unsere Arbeiten vorantreiben.

6. Der Ressourcencharakter der Sprache und das sprachliche Handeln

Offensichtlich haben Sprachen, hat Sprache Struktur. Oder, anders gesagt, sie ist eine Menge von Strukturen. Was hat es damit auf sich?

Hier kann es nützlich sein, sich rückzuerinnern an eine der intensivsten Phasen des Nachdenkens über einen Teilaspekt von Sprache im sogenannten „Mittelalter“. Bei der Behandlung der Frage, wie sich die Begriffe (die als sprachliche gefaßt wurden) zu den „Dingen“ verhalten, anders gesagt, wie sich die „universalia“ (im Unterschied zu dem ein je einzelnes „Ding“ bezeichnenden Namen) zu dem durch sie Bezeichneten verhalten, kam dieses Nachdenken auf drei verschiedene Lösungen. Einerseits, so argumentierte man, sind die Universalbegriffe vor den Dingen, „ante rem“; andererseits seien sie lediglich etwas, was wir denkend zu den Dingen hinzufügen, seien die Universalbegriffe also „post rem“; schließlich wurde die Auffassung entwickelt, die Universalbegriffe seien in den Dingen, „in re“. Die Auffassung „ante rem“ sieht die Universalbegriffe als ideelle Einheiten – die idealistische Lösung des Universalienproblems. Die „post rem“-Auffassung sieht sie als bloße, vom Menschen den Dingen nachträglich angeheftete Ausdrücke, bloße Namen: die nominalistische Auffassung. Das dritte Konzept schließlich, „in re“, galt als Realismus (die heutige Verwendung der Ausdrücke „idealistisch“ und „realistisch“ ist damit z.T. kaum noch vermittelbar.)

Diese Unterscheidungen können wir für eine nähere Bestimmung von Sprache als Struktur nutzen. Hier haben wir – „vor den Dingen“ – eine idealistische Konzeption, die Begriffe und die Sprache als etwas Abstraktes vor aller Konkretisierung. Die nominalistische sieht Begriffe wie Sprache als eine bloße menschliche Kategorisierungsleistung, und die realistische sieht Universalbegriffe und Dinge in einer dichten Weise ineinander und miteinander vermittelt.

Unter Nutzung dieser immerhin 600 Jahre intensiv erörterten und in der Sprach- und Begriffsphilosophie bis heute sehr präsenten Konzeptualisierung scheint es mir sinnvoll zu sein, für ein *realistisches* Verständnis des Verhältnisses von Interaktion und Sprache zu plädieren, Sprachen also

nicht als etwas „ante rem“ bzw. „ante interactionem“, wie ein vorgegebenes ideales System zu sehen, wie dies etwa Hjelmslev (1928; 1974) versuchte, abstrakt vor allen konkreten sprachlichen Ereignissen; Sprache aber auch nicht *nach* der Sache durch das Schreiben einer Grammatik erst Herzustellendes – sondern eben etwas, was „in re“ ist.

Statt der „res“ freilich sollten wir die Interaktion, genauer die sprachliche Interaktion setzen, also den *Diskurs*. So gesehen, wäre also nicht zu sprechen von einer Sprachauffassung „ante discursum“, vor jedem Diskurs, als einem abstrakten System – z.B. von in sich bestehenden, losgelösten Zeichen oder von in sich bestehenden grammatischen Strukturen. Sprache wäre also auch nicht einfach etwas, was „post discursum“ ist, also hinter bzw. jenseits unserer sprachlichen Interaktion. Vielmehr ist Sprache etwas, was „in discursu“ ist, in unserem sprachlich Miteinander-Umgehen. Wir könnten eine solche „realistische“ auch eine „diskursistische“ Position nennen. – Was bedeutet sie im einzelnen?

7. Sprachliches Handeln und seine Erfordernisse

Sprache „in discursu“, Sprache als Ressource für das sprachliche Handeln besagt, daß Sprache eine Menge von Strukturen ist, die in unserer Kommunikation, für unsere Kommunikation und durch unsere Kommunikation entstehen, erhalten und genutzt werden. Diese Ressourcen sind gesellschaftlich langfristig ausgearbeitete Mengen von Handlungsmöglichkeiten, die für unser individuelles sprachliches Handeln je neu zur Verfügung stehen. Natürlich oder, genauer gesagt, gesellschaftlich verändern sie sich auch, freilich als Prozesse langer Dauer innerhalb dieses kommunikativen Handelns und durch es, und zwar durchaus auch systematisch.

Der Ressourcencharakter von Sprache weist uns darauf, daß wir mit einem Tabu brechen sollten, das freilich allmählich im wissenschaftlichen Diskurs ohnehin blasser wird, nämlich mit dem Tabu, daß über mentale Strukturen nicht geredet werden dürfe. Dies war das große Verbot des Behaviorismus, das mit sehr viel methodologisch klugen Argumenten letztlich sich doch als eine Art Denkverbot auswirkte. Dieses hatte für die Psychologie eine starke Behinderung in ihrer Entfaltung bedeutet. Wenn wir dieses Tabu nicht beachten, bedürfen wir freilich eines anderen Konzepts von Mentalität, als es das Chomskysche ist, eines Konzepts von Mentalität, bei dem wir in bezug auf die Frage „Wo ist Sprache?“ spezifische Antworten erhalten.

Vor allem aber bedeutet der Ressourcen-Charakter von Sprache, daß wir aufweisbare Wechselbeziehungen zwischen der Interaktion und der Menge der sprachlichen Strukturen identifizieren. Das ergibt sich konkret aus den kommunikativen Erfordernissen dieser Interaktion.

Dies gälte es nun durchaus im Detail genauer zu bestimmen und zu charakterisieren. Auch wenn der hiesige Ort dafür nicht die Gelegenheit bietet, so zeigen die Arbeitsergebnisse der jüngsten Zeit doch deutlich, daß durchaus die Möglichkeit besteht, bis in die einzelnen sprachlichen Strukturen hinein, wie sie die traditionelle Grammatik für das Schriftliche erfaßt, die wechselseitigen Beziehungen zwischen Interaktion und sprachlicher Form zu erfassen und dies so zu tun, daß in bezug auf das Mündliche die systematischen Ableitungszusammenhänge im einzelnen aufgeheilt werden. Hierfür spielt nach meinem Verständnis eine erhebliche Rolle, sich nicht auf eine neue Arbeitsteilung einzulassen, wie sie insbesondere bei Searle (1969), anders übrigens als bei Austin (1962), vorgenommen wurde, indem sozusagen ein „pragmatisches“ Addendum zu dem hinzutritt, was wir immer schon schriftbezogen über den Satz in seiner propositionalen Struktur gewußt haben, also etwa die illokutive Formel. Damit wird dem sprachlichen Handeln nicht Rechnung getragen. Es ist vielmehr ein grundsätzlicheres Herangehen erforderlich, und das bedeutet, die Anforderungen der verschiedenen Ressourcen für die Interaktion bis hin zu den sprachlichen Detailstrukturen voranzutreiben. So kommt in der Funktionalen Pragmatik der Kategorie der „Prozedur“ eine zentrale Rolle dafür zu (Ehlich 1996), weil eben in Prozeduren, und nicht in den Akten und nicht in den Handlungen als ganzen, genau dieses Zusammenkommen von Struktur und Funktion und damit der Ressourcencharakter im einzelnen deutlich wird.

8. Sprachstruktur und Sprachveränderung

Die synchronistische Wende am Eingang des 20. Jahrhunderts hat neben der faktischen Schriftbasiertheit des linguistischen Geschäftes eine zweite, in der Praxis leicht umsetzbare Grundvoraussetzung zur Verfügung gestellt, die nämlich, Sprache als eine quasi ahistorische oder posthistorische, als eine letztlich ungeschichtliche Einheit zu nehmen. In Teilen des Strukturalismus wurde dies dann auch gesellschaftswissenschaftliches Programm. Auch diese Verengung hat ihre Voraussetzung in der Faktizität: Strukturveränderungen von Sprachen sind langfristige Prozesse; genau deshalb sind sie schwer zu fassen. Das, was wir linguistisch zur Verfügung haben, sind Extrapolationen aus schriftlichen Dokumenten. Die Schriftfi-

xierung wirkt sich hier ein zweites Mal aus. Es wurde versucht, aus der Not der Beschreibung solcher nur über „Schlüsse über Schlüsse“ rekonstruierbarer Veränderungsprozesse eine Tugend zu machen, indem wiederum auf das gesellschaftliche Medium, nämlich die „unsichtbare Hand“, zurückgegriffen wurde (Keller 1994). Ich denke, es dürfte sich lohnen, diejenigen tatsächlich beobachtbaren mündlichen Veränderungsprozesse, wie sie die Varietäten- und Teile der Soziolinguistik zu erfassen suchen, in ihrer Konstruktion der Veränderungsgeschichten sprachlicher Strukturen als Ausdruck ihrer Interaktionsgeschichte einzubeziehen. Diese Aufgabe ist im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit sicherlich eine der schwereren.

9. Ein zweiter Blick auf die Schrift

Wenn an den hier vorgetragenen Überlegungen etwas dran ist, dann, so denke ich, sind wir auch aufgefordert, Schrift und die schriftbezogene Grammatik neu zu betrachten und uns danach zu fragen, was eigentlich das Spezifische der Schrift in bezug auf das sprachliche Handeln innerhalb der menschlichen Interaktion ist. Anders gesagt: Was ist der gesellschaftliche Stellenwert von Schrift? Diese Frage wird sehr virulent dort, wo man sich nicht einfach auf die Selbstverständlichkeit schriftlicher Traditionen beziehen kann, z.B. für die Ethnologen und Sozialanthropologen, die mit noch nicht verschrifteten Völkern zu tun haben. Sie gewinnt von dort aus zugleich eine spezifische Brisanz für alles, was im Prämissenspiel für Schriftlichkeit schon immer für ausgemacht gilt. Ein solcher zweiter Blick auf Schrift fordert uns in der Konsequenz auf zu fragen, was eigentlich unsere schriftbezogene Grammatik und was ihre Kategorien als Beschreibungsverfahren für *eine* sehr spezifische, wenn auch bei uns fast omnipräsente Form der sprachlich vermittelten Interaktion sind.

Literatur

- Austin, John L. (1962): *How to do Things with Words*. Hg. v. J.O. Urmson / M. Sbisà. London: Oxford University Press. Deutsch: *Zur Theorie der Sprechakte*. Hg. v. E. v. Savigny (1972). Stuttgart: Reclam.
- Ehlich, Konrad (1996): Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse – Ziele und Verfahren. In: Hoffmann, Ludger (Hg.): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 183–210. In diesem Band: S. 9–28.
- Ehlich, Konrad (1998): Der Satz: Beiträge zu einer pragmatischen Rekonstruktion. In: Redder, A. / Rehbein, J. (Hgg.): *Grammatik und mentale Prozesse*. Tübingen: Stauffenburg, S. 51–68.

- Ehlich, Konrad (2003): Aristoteles, die Sprachphilosophie und die Pragmatik. In: Abteilung für deutsche Sprache und Philologie (Hg.): *Wissenschaftliches Jahrbuch der philosophischen Fakultät (1997–2000)*. Thessaloniki: Aristoteles Universität, S. 39–59. In diesem Band: S. 279–297.
- Ehlich, Konrad (2002a): Wie alles anfang – Überlegungen zu Systematik und Kontingenz der Schriftentwicklung. In: Wende, W. ‚Wara‘ (Hg.): *Über den Umgang mit der Schrift und anderen Aufzeichnungssystemen*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 31–65. (2007) in: Ehlich, K.: *Sprache und sprachliches Handeln*. Bd. 3, S. 651–684.
- Ehlich, Konrad (2002b): „Stil“-Übung. In: Keim, I. / Schütte, W. (Hgg.): *Soziale Welten und kommunikative Stile. Festschrift für Werner Kallmeyer zum 60. Geburtstag*. Tübingen: Narr, S. 27–45. In diesem Band: S. 299–318.
- Fiehler, Reinhard (2005): Gesprochene Sprache. In: *Duden. Die Grammatik*. Bd. 4. 7. Aufl. Mannheim: Dudenverlag.
- Hjelmslev, Louis (1928): *Principes de grammaire générale*. Kopenhagen: Høst.
- Hjelmslev, Louis (1974): *Prolegomena zu einer Sprachtheorie*. München: Hueber
- Jäger, Ludwig (1975): *Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprachidee F. de Saussures*. Universität Düsseldorf (Diss.).
- Keller, Rudi (1994): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*. 2. Aufl. Tübingen: Francke.
- Lausberg, Heinrich (1973): *Handbuch der literarischen Rhetorik*. 2 Bde. 2. Aufl. München: Hueber.
- Lausberg, Heinrich (1990): *Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für Studierende der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie*. 10. Aufl. Ismaning: Hueber.
- Linell, Per (2005): *The Written Language Bias in Linguistics: Its Nature, Origins, and Transformations*. London u.a.: Routledge.
- Ong, Walter J. (1987): *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Searle, John R. (1969): *Speech acts. An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schank, Gerd / Schoenthal, Gisela (Hgg.) (1983): *Gesprochene Sprache. Eine Einführung in die Forschungsansätze und Analysemethoden*. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Schwitalla, Johannes (2003): *Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung*. 2. Aufl. Berlin: Schmidt.
- Yan, Zhenjiang (2000): *Schriftsystem, Literalisierung, Literalität*. Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang.

Medium Sprache

Abstract

Sprache ist in diesem Jahrhundert lange nur und soweit interessant gewesen, als sie eine gegen jegliches ‚Andere‘ isolierte Größe, als sie ‚Struktur‘ oder ‚System‘ ist. Diese – forschungsgeschichtlich verschieden motivierte, im Ergebnis aber auf das gleiche hinauslaufende – Restriktion hat das Nachdenken über Sprache und das Bild, das sich insbesondere die Fachwelt der Linguistik von ihr macht, nachdrücklich geprägt. Wesentliche Aspekte von Sprache – und zwar auch in ihrer systematischen Struktur – sind dadurch der Erkenntnis, ja auch schon der Erkenntnisbemühung entzogen worden. Dazu gehört zentral ihr medialer Charakter. Wird Sprache als Medium ernstgenommen, ist ihre primäre Funktionalität thematisiert. Sprache als etwas Vermittelndes geht weder in der isolationistischen Struktur-Bestimmung noch in einem trivialisierten Werkzeug-Konzept auf. Im vorliegenden Beitrag wird versucht, den medialen Charakter von Sprache in verschiedenen Dimensionen „auszuleuchten“. Dies wird über die Bestimmung unterschiedlicher Funktionsbereiche versucht, in denen und für die Sprache Medium ist. Dazu gehört die Erkenntnistiftung im Medium Sprache (gnoseologische Funktion), die Praxisstiftung mittels Sprache (teleologische Funktion) und die Gesellschaftsstiftung durch das Medium Sprache (kommunitäre Funktion). Aus diesen Bestimmungen werden Konsequenzen für eine nicht-restringierte Linguistik gezogen.

1. Eine kleine ‚Medien‘-Semantik

„Medien“ sind in aller Augen und Ohren. Sie gehören zu den wenigen Wachstumsbranchen einer sich transformierenden Produktionsstruktur. Geradezu in den Rang einer vierten Verfassungsgewalt hochstilisiert, sozusagen nach dem Motto „divide et impera“, treten sie in alle möglichen traditionellen, zur Leerstelle gewordenen Bereiche ein, entscheiden durch die Macht des verallgemeinerten Gerüchts über Tod und Leben, sind Protagonisten der Verwischung von ‚Virtualität‘ und Realität. Ihre inneren Transformationen – Print-, Bild-, elektronische Medien – treiben die

Marktadäquatheit voran. Medien sind ‚in‘, von der Physik ihrer ‚Hardware‘ über das Raffinement der Software bis hin zur Banalität der high-tech-gehandelten Kommunikationsware.

Medien tendieren dazu, sich zu mystifizieren. Auf geheimnisvolle Weise spielen sie Schicksal, verbinden mit undurchschauenden und undurchschaubaren Mächten des Jenseits von Handlung, Handlungsraum, Handlungsverantwortung. Der deutsche und der italienische Faschismus waren die ersten exemplarischen Medienereignisse im neuen Stil (vgl. Otten 1989; Reichel 1991; Brockhaus 1997). Diese Medien sind Massenmedien, sie sind Massenkommunikationsmedien. Die Tilgung der bestimmenden Nominalbildungselemente im Übergang von ‚Massenkommunikationsmedien‘ zu den ‚Medien‘ schlechthin kommt nicht von ungefähr. Sie drückt in der Wortform jenen Verlust von Semantik, weil Verlust von Sachstruktur, aus, der die Entwicklung in diesem Jahrhundert kennzeichnet. Es ist die übliche Verkehrung von Mittel und Zweck.

Eine ähnliche Faszination, wie sie von der Irrationalität der Medien heute massenhaft ausgeht, produzierten offenbar jene Medien vor einem Jahrhundert, die ihre Hochkonjunktur hatten, als das Tischerücken so recht in Mode kam. Wie wir aus bestimmten Medienereignissen wissen, erzielt der Zusammenschluß beider nach wie vor erhebliches Interesse (der Uri-Geller-Effekt).

Weit weg von diesen heutigen, verdinglichten Verwendungen, aber doch durchaus als semantische Spur noch erhalten, ist der Ursprung für die Verwendung des Ausdrucks.

Das Medium ist zunächst eine ganz unschuldige Kategorie: Medium heißt ‚in der Mitte befindlich‘, heißt ‚Mittleres‘. Das Medium ist Mittleres, nichts weiter. Als ‚Mittleres‘ ist es ein relationaler Ausdruck, also nicht die Mitte an sich, nicht der Mittelpunkt, nicht das Zentrum, sondern das Mittlere gerade bezogen auf etwas, was nicht die Mitte ist, und zwar zu beiden Seiten.

Das Mittlere hatte zweifach bereits einen theoretischen Stellenwert gehabt: in der Ethik und in der Logik. In der Ethik hatte Aristoteles versucht, das Mittlere gegen die Extreme auszuspielen und daraus seine ethischen Zielvorstellungen abzuleiten. In der Logik war im Schluß, im Syllogismus, der „terminus medius“ als entscheidender Motor des Übergangs von einem vorhandenen Wissen zum neuen Wissen bestimmt worden, besonders vom immer schon bekannten Allgemeinen hin zum unbekannten Konkreten. Diese letzte Linie wurde für die Übertragung von ‚Medium‘ ins Deutsche bedeutend. So hat der Ausdruck seinen Eingang aus einer lateinisch-philosophisch-juristischen Bestimmung ins Deutsche gefunden – erst spät übrigens (Kluge/Seebold 1989, S. 469), nämlich im 17. Jahrhundert, und erst im 18. Jahrhundert ist dieses Medium auf den

Zweck bezogen worden (Zimmer 1990, S. 997), der schon zuvor als Terminus stabilisiert war (durch eine Linie von Jakob Böhme über Leibniz zu Thomasius (Zimmer ebd.)). Diese Relation hat sich als dauerhaft erwiesen. Dies gilt auch noch für das destruktive Trommelfeuer, dem insbesondere die Kategorie ‚Zweck‘ seit Nietzsche unterliegt.

Wenn wir von Sprache als einem Medium zu reden haben, finden wir hier einen Ausgangspunkt zur näheren Bestimmung dessen, was für uns von Interesse ist.

2. Sprachisolierungen (1): die Linguistik

Sprache als Medium bedeutet also (a), daß Sprache nicht in sich selbst ist; es bedeutet (b), daß da etwas anderes, etwas mit Sprache nicht Identisches ist, das jenseits ihrer existiert und im Bezug worauf Sprache als Sprache nur bestimmt werden kann; es bedeutet (c), daß Sprache wesentlich von der Aufgabe her und für sie zu bestimmen ist, der sie sich verdankt. Sprache ist nicht nur nicht für sich, sondern sie ist auch nicht aus sich heraus und nicht für sich allein bestimmbar.

Damit wird Sprache herabgesetzt. Sie ist keine Größe in sich selbst, sie dient anderen Zwecken als ihren eigenen, sie ist – gerade anders als der Mensch – nicht Zweck für sich, nicht Selbstzweck.

Das ist ein Ärgernis – besonders für diejenigen, die sich professionell mit Sprache beschäftigen, es ist ein Skandal für die Linguistik. In der Ausarbeitung der Linguistik zur Theorie wurden erhebliche Anstrengungen unternommen, um diesen Skandal zu beseitigen. Zugleich wurde versucht, die theoretische Beschäftigung mit Sprache als etwas Mittlerem, Funktionalem zu diskreditieren. Dafür bot sich die Unterscheidung zwischen theoretischen und angewandten Disziplinen an, wie ich an anderer Stelle versucht habe auszuführen (s. Ehlich 1999). Die Trennung von Theorie und Anwendung ist ein besonderer Fall der Zerreißung des Bandes zwischen Theorie und Praxis. In jeweils unterschiedlicher Weise mußte das Objekt Sprache selbst aus seiner mittleren Position gelöst werden, um den konstruktionellen Anforderungen eines theoriwürdigen Gegenstandes gerecht werden zu können. Die Manipulationen am Objekt Sprache wurden zumeist wissenschaftstheoretisch begründet. Daß die wissenschaftstheoretischen Erfordernisse Umsetzungen der Skandalbearbeitung durch den Wissenschaftsbetrieb waren – und sind –, blieb weithin verborgen. In der Kategorie des Systems oder der Kategorie der Struktur (s. Wunderlich 1972) wurde der eben beschriebene Prozeß insbesondere vorangetrieben und umgesetzt. Die Geschichte der Saussureschen Schule ist ein herausragendes Beispiel für die Herauslösung von Sprache aus ihrer medialen Si-

tuation. Bei Saussure selbst war die wissenschaftsmethodologisch bedingte Konzentration auf das *langue*-System durchaus noch sich des Umstandes bewußt, daß dieses einer Theoriebildung würdige und fähige Objekt eingebunden war in eine soziale Praxis. In der Forderung einer sozialen Semiotik schlug sich dieser Zusammenhang auch theoretisch nieder. Bereits die unmittelbare Schülerschaft, der Saussure seine Wirkung verdankt, ergriff die Möglichkeit der Hypostasierung, der Verselbständigung, der Verdinglichung des methodologisch bestimmten Objekts entschlossen. In der Kopenhagener Variante des Strukturalismus schließlich werden in der völligen Idealisierung der *langue* die Verbindungen zu jener gesellschaftlichen Praxis vollends gelöst.

Parallel dazu verändert sich die Tätigkeit des Wissenschaftlers: Sie entwickelt sich von einer – und sei es auch nur philologischen – Praxis über die arbeitsteilige Spezialisierung am besonderen Objekt, die ihren eigenen, vom Wissenschaftsbetrieb nur noch abstrakt legitimierten Tätigkeiten nachgeht, hin zum geradezu kontemplativen Umgang mit der Struktur, zur in sich selbst kreisenden Anschauung des idealen Objekts.

Damit ist der Umschlag von der zunächst wissenschaftspraktisch bestimmten Spezialisierung hin zur abstrakt-theoretischen Tätigkeit vollständig geworden. Die akademische Disziplin Linguistik zieht entsprechend solches Personal an, das einer eher kontemplativen Beschäftigung mit geistigen Gegenständen zuneigt.

Demgegenüber ist eine Befassung mit dem Objekt Sprache als Medium etwas, das wissenschaftlich beständig gegen seine eigene Diskreditierung zu kämpfen hat. Solche Diskreditierung bleibt meist nicht folgenlos: Sie tendiert dazu, die wissenschaftliche Praxis zu einer Tätigkeit mit schlechtem theoretischen Gewissen zu machen. Ein schlechtes Gewissen kann unterschiedlich bearbeitet werden, in der Form des Selbstzweifels oder auch in der Form „’s ist eh egal“. Die Geschichte der verschiedenen Versuche, sich trotz dieser ziemlich komplexen und ziemlich fatalen Situation auf Sprache als Medium einzulassen, sind nicht sehr zahlreich; häufig zeigen sie Verinnerlichungen jener Vorwürfe aus ‚theoretischer‘ Sicht, die ein entsprechendes Unterfangen als theoretisch folgenlos, unergiebig und damit letztlich sinnlos verurteilen.

3. Sprachisolierungen (2): die Schrift

Nun ist selbstverständlich Sprache kein beliebiges Objekt, dem diese Restriktionen widerfahren wären. Vielmehr eignet ihr nicht nur Struktur, sondern sie ist eben auch Struktur. Von dort, von diesem Merkmal der Sprache her hat der Prozeß ihrer Verselbständigung in der wissenschaftli-

chen Befassung mit ihr ihren Ausgangspunkt genommen. Damit Sprache in ihrer strukturellen Charakteristik erfaßt werden konnte, bedurfte es der *Verschriftlichung*. Grammatische Theorien und Konzepte in einer entwickelten Form sind in vorschriftlichen Kommunikationsgemeinschaften nicht entwickelt worden. Linguistik versteht sich von ihren Anfängen her als grammatische Technik, das heißt als eine Kunstlehre, als eine Fertigkeitsschule in bezug auf Buchstaben, auf grammata – oder auf eine andere Form von Schrift. Die Verschriftlichung der Kommunikation ist selbst ein solcher Herauslösungsprozeß der Sprache aus kommunikativen Verwendungszusammenhängen. Genauer: Ein spezifisches Bündel von Verwendungszusammenhängen der Sprache wird in der Schriftlichkeit von den anderen abgetrennt, gegen sie isoliert und dadurch zugleich in einen besonderen Status erhoben, den Status der Sichtbarkeit. Das Hörbare war damit sichtbar, war greifbar geworden. Diesen besonderen Status von Schrift und von verschriftlichter Sprache hat Sprache nicht mehr verloren. Für die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihr war er – wenn auch noch kein hinreichender, so doch – ein notwendiger Voraussetzungsschritt. Die Besonderheit der Verwendungszusammenhänge schriftlicher Sprache bedeutet also den ersten, entscheidenden Schritt der Loslösung von Sprache aus einem jeden Verwendungszusammenhang. Die Mittlerstellung von Sprache verliert sich. Gerade in der offensichtlichsten Vermittlungsfunktion, der Funktion, das lebendige Wort dauerhaft zu machen, liegt die Grundlage dafür, daß das Medium Sprache als Medium nicht mehr erkennbar ist.

Versuchen wir zum Zwecke der Kürze diesen Prozeß der Herauslösung von Sprache aus ihren funktionalen Zusammenhängen mit einem eigenen Ausdruck zu bezeichnen, so können wir vielleicht am einfachsten das im Deutschen vielfältig genutzte Wortfeld ‚Mitte, mitteln‘ verwenden und neben dem ‚Mitteln‘ und dem ‚Vermitteln‘ eben diesen Loslösungsprozeß mit dem Ausdruck ‚Entmitteln‘ bezeichnen. Unser Sprachverständnis also ist entmittelt. Diese Entmittlung von Sprache ist kein zufälliges, kein sporadisches, kein nebenherspielendes Ereignis in der Geschichte der Befassung mit Sprache, sondern sie folgt einer kräftigen, mehrfach kulminierenden Entwicklungslinie.

Entsprechend beständig ist die auf diese Weise verallgemeinerte Vorstellung von Sprache. Die Thematisierung von Sprache als Medium legt sich also notgedrungen mit einer wohl abgesicherten Sprachauffassung an. Über den Protest derer, die diese Sprachauffassung unterhalten, wird sie sich also kaum wundern.

4. Funktion

Die Bestimmung von Sprache als Medium sieht sie bezogen auf die Kategorie Zweck. Es wäre nun sicherlich naiv und unzureichend, diese Kategorie mit einer einfachen, ja einer simplen Bestimmung ausfüllen zu wollen. Solche Versuche finden sich gleichwohl immer wieder, z.B. in der Konzeptkarriere von ‚Kommunikation‘ (vgl. Ehlich 1996). Die Reduktion von Sprache auf Information oder auf Nachrichten und die entsprechende Reduktion von Kommunikation auf durch Kanäle hindurchfließende Nachrichten, also das technizistische Verständnis von Kommunikation als Nachrichtenübermittlung ist ein prominentes und folgenreiches Beispiel hierfür.

Auch die Entwicklung der wahrscheinlich umfangreichsten und vielleicht theoretisch belangvollsten Versuche, die Entmittlung des Sprachkonzeptes rückgängig zu machen, die verschiedenen Varianten von linguistischer Pragmatik, sind von solchen Zügen nicht frei. Die Benennung von Handlung allein vermag noch nicht analytisch aufzuschließen, was Zweck denn heißen solle.

Eine solche simple Benennung führt denn auch häufig nur zu einer bloßen Addition von Zweckbestimmungen. Die überkommene isolationistische Sprachkonzeption erfährt dann ihre additive ‚Ergänzung‘, ihre nachträgliche Erweiterung um sogenannte pragmatische Komponenten. Im Stichwort einer ‚Pragmalinguistik‘ findet diese theoretische Figur ihren wohl angemessenen Ausdruck.

Wenn von der Kategorie Zweck in bezug auf die Sprache die Rede ist, geht es also darum, diese Kategorie gerade in der Vielfältigkeit von Zwecken konkret werden zu lassen, für die Sprache als menschliche Hervorbringung ganz eigener Art entstanden ist. Sprache als Medium, das Medium Sprache erfordert also eine Erkenntnisbemühung, in die die Bestimmung der Spezifik menschlicher Praxis fundierend eingeht.

Dies zu konstatieren, bedeutet zugleich freilich wohl fast notwendig, vor der Größe der Aufgabe zurückzuschrecken. Dafür gibt es eine interessante linguistikgeschichtliche Illustration: Der amerikanische Behaviorismus, der seine Stärke – und sein schließliches Scheitern – der Unterstellung eines einfachen Relationenschemas verdankt, mittels dessen die Gesamtheit des Lebendigen und darin auch des Menschen erfaßt werden sollte, war sich in der Gestalt seines wichtigsten linguistischen Vertreters, Leonard Bloomfield, durchaus des Erfordernisses bewußt, daß es nach den eigenen Grundannahmen der Einbeziehung der Gesamtheit der Ereignisse für das Verständnis des Phänomens Sprache bedürfe. In der Eliminierung des Bedeutungskonzeptes reagierte die Bloomfield-Schule auf dieses als nicht mehr praktikabel erfahrene Desiderat.

Es geht also darum, einerseits die Kategorie Zweck so konkret zu erfassen, daß unterschiedliche Zwecke in ihrer jeweiligen Andersartigkeit zur Kenntnis genommen werden. Es geht andererseits darum, dieses Erfordernis nicht in einer Beliebigkeit einzelner Zwecke untergehen zu lassen oder den Strukturgesichtspunkt ganz aus dem Auge zu verlieren, wie dies in nominalistisch-positivistischen Theorien leichtthin geschieht.

Die Konkretisierung dieser Erfordernisse läßt sich nun nicht so erzielen, daß die Sprachanalyse, die Sprache als Medium zu erkennen trachtet, einfach auf eine vorgängige Anthropologie wartet, aus der sie ihre Kategorien entnehmen könnte. Sie wird vielmehr gar nicht anders können, als immer wieder Vorgriffe auf eine solche Anthropologie zu machen. Diese sind, eben weil sie Vorgriffe sind, immer auch nur vorläufig. Gleichwohl sind sie unverzichtbar.

Die Bestimmung von Sprache als Medium, als Mittlerem, konkretisiert sich also in bezug auf ein System von Zwecken. Diese sind Zwecke der Gattung Mensch in ihrer Vergesellschaftung und in den Individuationen ihrer Mitglieder.

Die Bestimmung von Sprache als Medium, als Mittlerem, gewinnt die Kategorien der Sprachanalyse aus der Vielfalt der Vermittlungserfordernisse, die sich in dem System der Zwecke abbildet und die von diesem System bestimmt wird. Die Integration verschiedener Zwecke und ihre Umsetzung in ein differenziertes Bild von den Mediendimensionen der Sprache findet sich in der neueren Sprachwissenschaft kaum. Meist sind es Isolierungen einzelner solcher Zweck-Mittel-Relationen, die thematisiert werden – sofern Sprache überhaupt als Medium angesehen wird. Dies ist nicht zuletzt Ausdruck einer Resignation der Disziplin Linguistik als ganzer gegenüber der Komplexität ihrer analytischen Aufgabe.

Vertrackterweise ist Sprache in die Komplexität des menschlichen Handelns als ganzen unlösbar eingebunden. Ihre Herauslösung erschafft ein analytisches Artefakt. Demgegenüber gilt es jedenfalls, den medialen Zusammenhang und damit den unauflöslchen Bezug von Sprache auf Praxis in der Theoriekonstruktion wie in der analytischen Einzelarbeit festzuhalten.

Das Verhältnis von Zweck und Mittel wird im Ausdruck ‚Funktion‘ in einer seiner sehr unterschiedlichen Bedeutungen sinnvoll erfaßt. Dieser Ausdruck ist deshalb geeignet, als Terminus für eine Beschreibung und Erfassung des Mediums Sprache zu dienen.

Zusammenfassend geht es also darum, unterschiedliche Funktionsbereiche von Sprache in ihrem Zusammenhang für die menschliche Praxis zu erkennen.

5. Drei Funktionsbereiche des Mediums Sprache

5.1 Vorbemerkung

Selbstverständlich kann nun – schon aus den eben dargelegten Gründen der Komplexität des Gegenstandes – hier nicht versucht werden, das Medium Sprache umfassend beschreiben zu wollen. Es soll aber immerhin versucht werden, drei unterschiedliche Funktionsbereiche zu thematisieren, in denen und für die Sprache Medium ist. Diese drei Bereiche sind:

- die Erkenntnisstiftung im Medium Sprache;
- die Praxisstiftung vermittelt Sprache und
- die Gesellschaftsstiftung durch das Medium Sprache.

Ihnen ordne ich jeweils eine spezifische Funktionsbeschreibung zu; ich bezeichne die Erkenntnisstiftung im Medium Sprache als *gnoseologische Funktion*, die Praxisstiftung vermittelt Sprache als *teleologische Funktion* und die Gesellschaftsstiftung vermittelt Sprache als *kommunitäre Funktion*.

5.2 Die gnoseologische Funktion von Sprache

Die Wahrnehmung, Verarbeitung und die Entwicklung von Wissen über die Welt und über sich selbst ist bei der Gattung Mensch unlösbar mit Sprache verbunden. Die Herausbildung von Sprache stellt in mehrfacher Weise den qualitativen Sprung dar, der für die Gattung ihren spezifischen evolutionären Vorsprung ausmacht. Kommunikation ist zwar für unterschiedliche Gruppen und Typen von Lebewesen charakteristisch. Die sprachlich vermittelte Kommunikation eignet – jedenfalls in ihrer voll entwickelten Form – nur der Gattung Mensch. Sprache – gleich welcher Struktur im einzelnen – ist Medium der Speicherung von Wissen; sie ist Medium der Abstraktion von einzelnen Wissenspartikeln und ihrer Integration in größere Einheiten, und sie ist Medium des Transfers von Wissen.

Dies erschöpft sich in keiner Weise darin, daß ‚Information‘ diese Funktion hinreichend beschreiben könnte.

Wissen transzendiert immer die Unmittelbarkeit des sinnlich irgendwie Zugänglichen. Das *nicht mehr Präsente* ist in den Erinnerungsspuren mental in die Gegenwart hereingeholt – dies offenbar auch beim Tier. Die Verallgemeinerung solchen Wissens setzt sich dort um in die Materialität der relevanten Gattungsinformationen selbst. Das Wissen der Individualität hingegen ist relativ beschränkt. Durch die Versprachlichung des Wissens wird die Übersteigung der Unmittelbarkeit für den Menschen auch individuell möglich.

Zugleich ist die Herauslösung des Wissens aus der Einbindung in die unmittelbare Erfahrung die Voraussetzung dafür, daß – zum Teil weitreichende – *Antizipationen* möglich werden. Nur indem Wissen in der verobjektivierten Form von Sprache vorgehalten wird, ist die Ressource Antizipation nutzbar. Das komplexe Ineinander von Speicherung, Planung und Phantasie bedeutet die Herauslösung aus den Begrenzungen der unmittelbaren sinnlichen Erfahrung. Dies ist eine Befreiung für das Lebewesen Mensch als Individuum wie als Gattung, die ihm eine akzelerierte Veränderung und damit Geschichte ermöglicht – und selbstverständlich auch den Versuch der Flucht daraus.

Die Konkretisierungen der gnoseologischen Funktion zeigen die Gattung in der Vielfalt eines menschheitübergreifenden Experiments. Das Medium Sprache im Reichtum seiner Ausgestaltung hat sich in unterschiedlichsten Sprachtypen konkretisiert. Die Typologie der menschlichen Sprachen kann verstanden werden als Menge der stabilisierten Problemlösungen in bezug auf die Erkenntnisstiftung im Medium Sprache. Ihre Rekonstruktion in einer derartigen Perspektive war in der kurzen Blüte idealistischer Sprachwissenschaft bei von Humboldt thematisiert; eine Aufnahme oder gar Umsetzung des dort formulierten Programms findet sich bis heute nicht.

5.3 Die teleologische Funktion von Sprache

„Telos“ ist ein anderer Ausdruck für ‚Zweck‘. Wenn Sprache als zweckbezogen gesehen wird oder, anders, wenn sie als Medium gesehen wird, warum wird dieser Terminus ein zweites Mal herangezogen, um Sprache zu kennzeichnen? Was ist über den allgemeinen Zweckbezug hinaus damit gesagt?

Offensichtlich reicht die einfache Herausarbeitung des Zweckbezuges von Sprache nicht aus, um zu einer hinreichend plastischen Bestimmung von Sprache zu kommen. Dies war gerade der Ausgangspunkt für das, was in diesem Abschnitt erörtert werden soll. Die Zwecke, um die es hier geht, sind spezifischere Zwecke. Nennen wir sie Zwecke im engeren Sinn. Es handelt sich bei ihnen um diejenigen Zwecke, die die direkte Verbindung zwischen Sprache und dem menschlichen Handeln herstellen; anders gesagt: Hierbei geht es um die Zwecke, in denen sprachliche Handlungen selbst abgebildet und so als Handlungsressource vorgehalten sind. Noch anders gesagt: Es ist primär die Dimension der Illokution, von der hier zu sprechen ist.

Die Illokution, der illokutive Akt, macht das Zentrum der Handlungsstruktur aus, soweit sie sprachlich ist, und in ihr realisiert sich die Zweck-

haftigkeit des sprachlichen Handelns unmittelbar. Sind die Illokutionen einer Handlung analytisch bestimmt und erfaßt, so ist die Handlung als ganze in ihrem Stellenwert für die Gesamttätigkeit der Aktanten bestimmt.

Die Illokutionen bilden eine – wenn auch in ihrer Systematik bisher nicht wirklich erschlossene, sondern nur exemplarisch illustrierte – Gesamtstruktur, die das Handeln als solches analytisch aufzuschließen in der Lage ist.

Sprechhandlungstypologien hätten hier ihren systematischen Ort. Insofern in der Illokution die Handlungsstruktur des sprachlichen Handelns sich am direktesten erkennen läßt, kommt ihnen ein systemaufschließender und systemerkennender Stellenwert zu, der freilich weder in den deduktiven Klassifikationen noch in den additiven als solcher erkannt ist. Dies macht die Schwierigkeiten des Forschungsstandes aus, dessen ‚short-comings‘ an dieser Stelle besonders schmerzlich sind.

Der herausgehobene Stellenwert, der der Illokution für die teleologische Funktion von Sprache zukommt, hat freilich eine Gefahr eigener Art für das analytische Vorgehen mit sich gebracht: Leicht nämlich wird diese Bestimmung als *ausschließliche* genommen. Dadurch sind theoriegeschichtlich Analyseenergien gebunden oder eigentlich daran gehindert worden, sich zu entfalten, die durch die Bestimmung der Illokution selbst als einzigen Bereichs von Handlungsanalyse unzureichend verkürzt wurden.

Zwei Aspekte vor allem sind es nach unserem heutigen Wissen, die von diesen Verkürzungen betroffen sind:

- Es gibt Handlungseinheiten, die zweckhaft im engeren Sinn sind und nicht den Umfang und die Charakteristik einer Illokution erreichen. Dies sind die *sprachlichen Prozeduren*, die jeweils ihren eigenen Feldbezug aufweisen. Besonders an den selbstsuffizienten Prozeduren wird deren Zweckcharakter ablesbar, also etwa an einer (sprachlich) isolierten Zeige-Prozedur in der Realisierung der Deixis ‚da!‘ oder in der Artikulation einer Interjektion. Das Verhältnis der Zwecke von Prozeduren und der Zwecke von Illokutionen ist kaum analysiert. Teleologien sind kombinierbar und integrierbar.
- Die teleologische Qualität des sprachlichen Handelns setzt sich um in den und geht hervor aus dem Zweckcharakter anderer menschlicher Handlungseinheiten und Handlungsaggregate, also der *Institutionen*. Die theoretische Rekonstruktion der Linguistik geht im allgemeinen von einem institutionenfreien Universalismus aus. Dieser ist einerseits unrealistisch; andererseits verkennt er gerade die zentrale analytische Aufgabe, die Zweckintegrationen im einzelnen analytisch aufzulösen, um so das sprachliche Handeln als zweckbezogenes rekonstruieren zu können.

Als teleologisches Handeln stiftet das Medium Sprache Praxis. Dies ist selbstverständlich nicht als Hypostasierung zu verstehen, sondern nur als abkürzende Redeweise. Es sind die Menschen, die Praxis stiften und exekutieren. Indem sie dies mittels Sprache tun, haben sie in Sprache ein zentrales Medium zur Organisation, Konzentration und zur permanenten Veränderung der Praxis; aber auch zu deren Herstellung ist allererst Sprache unumgänglich, weil sie die Vergesellschaftung gesellschaftlicher Praxis erst möglich macht.

5.4 Die kommunitäre Funktion

Dies führt zur dritten hier behandelten Funktion von Sprache, der kommunitären. Damit ist die Möglichkeit dessen gemeint, daß offensichtlich menschliche Gemeinschaft – wie die Gemeinschaften von hochentwickelten Lebewesen auch sonst – ohne ein Verständigungssystem nicht möglich ist. Nur die menschliche Gattung hat sich dafür des Mediums Sprache bedient, ja, es dafür entwickelt.

Jede Verwendung von Sprache im konkreten sprachlichen Handeln (teleologische Funktion) wie in der Wissensspeicherung und -weitergabe (gnoseologische Funktion) macht Gebrauch von dieser kommunitären Funktion von Sprache.

Darüber sollte aber nicht vergessen werden, daß die Nutzung des Mediums Sprache sozusagen als Nebenprodukt eines jeden sprachlichen Handelns immer zugleich auch deren kommunitäre Funktion aktualisiert.

Die kommunitäre Funktion von Sprache hat sich besonders für politische sekundäre Nutzungen als ausgesprochen günstig erwiesen. Über derartige eher oberflächliche Nutzungen hinaus hat die kommunitäre Funktion aber ein herausragendes Kennzeichen, ein paradoxes zumal: Sie bindet und organisiert die Kleinsräumigkeit des Mediums, die freilich zugleich dessen besondere Leistungsfähigkeit ausmacht. Damit konstituiert sie ein prinzipielles Paradox von Sprache: das Paradox nämlich, daß die Vergesellschaftungsfunktion des Mediums immer zugleich auch die Grenze mit aufrichtet, die einzelne menschliche Gruppen voneinander sondert. Dieses Paradox zu bearbeiten ist der Gattung bisher nur im Traum von einer ‚Zeit zuvor‘ gelungen. Die verschiedenen Projekte, um die kommunitäre Funktion des Mediums verallgemeinernd und vereinheitlichend zum Zuge kommen zu lassen, sind von einer außergewöhnlichen Mühe und einer wiederum nur sehr begrenzten Reichweite bestimmt. Die individuelle und die gesellschaftliche *Mehrsprachigkeit* gehören dazu, aber auch das Übersetzen, das erstere immer schon voraussetzt.

Diese Mühe gibt aber der kommunitären Funktion des Mediums Sprache nicht nur Bodenhaftung – manchmal durchaus lästige, ja gefährliche Bodenhaftung. Sie macht zugleich auch unabweisbar deutlich, daß die Vielfalt der Gattungsrealisierungen als konkrete erhalten bleibt. Indem sie individuell angeeignet wird, wird die andere Sprache zur Anstrengung. Die andere Sprache setzt der Aneignung ihren je eigenen Widerstand entgegen. Dadurch macht sie deutlich, ja erfahrbar überdeutlich, daß die andere Sprache durch Differenz bestimmt ist (vgl. Weinrich 1997).

Auch die anderen Merkmale des Mediums Sprache werden davon mit bestimmt und mit erfaßt: die gnoseologische, sofern sie Erkenntnis durch die Sprachbindung jeweils spezifisch macht. Universalismus ist nur durch Aufwendung der entsprechenden Mühen möglich. Auch die teleologische Funktion ist durch die kommunitäre Funktion mit bestimmt. Es sind die spezifischen historischen Ausarbeitungen des Systems der gesellschaftlichen Zwecke, die diese als Organisationsform der je spezifischen Gruppe ausmachen, die im System der Illokutionen ihren Niederschlag gefunden hat und so als eine Handlungsressource primär und zunächst für *diese* Gruppe zur Verfügung gehalten ist.

Die Chancen eines unbedachten Universalismus stehen schlecht. Nur und erst, wenn und soweit einer oder eine sich auf die Konkretionen eingelassen hat, hat er oder sie eine Chance, die über ein kontemplatives Glasperlenspiel hinausgeht.

5.5 Die Wirklichkeit des Mediums Sprache in der Kombination ihrer Funktionen

Bereits bei der Behandlung der kommunitären Funktion von Sprache wurde deutlich, daß die verschiedenen Funktionen spezifische Kombinationen miteinander eingehen. Dies läßt sich auch für die anderen beiden zeigen: Die wissensbezogenen Funktionen von Sprache lassen sich unschwer der propositionalen Dimension des sprachlichen Handelns zuordnen, die teleologischen der Illokution, wie ausgeführt wurde. Propositionaler und illokutiver Akt aber vollziehen sich im allgemeinen gemeinsam und lassen sich nur so wirklich als Mittel nutzen und gestalten.

So erweisen sich die Scheidungen der Funktionsbereiche als analytisch-abstraktive Bestimmungen, die die tatsächliche Integration in der Komplexität des sprachlichen Handelns hinter sich lassen – und doch auch wieder, sollen sie denn zur Analyse des Mediums wirklich beitragen, unumgänglich sind – schon um dem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, was in Proposition und Illokution allein sich nicht fassen läßt, etwa den Prozeduren.

6. Unmittelbarkeitsverweigerung

Sprache als Medium verdankt sich Vermittlungserfordernissen der menschlichen Praxis. Sie wird Wirklichkeit als eine solche vermittlungsbezogene Struktur. Ja, als Struktur ist sie von der Vermittlungsaufgabe her bestimmt. Dies macht ihre Leistungsfähigkeit aus.

Dies bedeutet aber zugleich auch, daß das Medium Sprache den es nutzenden Menschen an keiner Stelle in Unmittelbarkeit entläßt. Weder ist das Denken ohne das Medium Sprache wirklich in einem systematischen Sinn möglich; noch auch ist menschliche Praxis in der Vielfalt ihrer einzelnen Zwecksetzungen ohne die Arbeit des Handelns – des nicht-sprachlichen und des sprachlichen – möglich. Das Medium Sprache widersetzt sich allen Anforderungen von Unmittelbarkeit. Es ist ein vermittelndes Medium. Zugleich aber ist es auch selbst ein vermitteltes.

Die Gattungsgeschichte des Wissens, fraktioniert in den menschlichen Gruppen und der Geschichte dieser Gruppen, erfordert die Aneignung des wissensgenetischen Prozesses.

Die Konkretisierungen der Illokution sind in Sprache als das Produkt menschlicher Arbeit präsent und von ihr nicht ablösbar.

Die menschlichen Gruppen bedürfen der dauernden Selbstvergegenwärtigung. Die kommunitäre Funktion von Sprache verweist die Interaktanten auf die Wirklichkeit der ausgearbeiteten Sprachgeschichte als Geschichte der Konstituierung von Gruppen.

Mit all diesen prinzipiellen Vermittlungen ist deutlich, daß die Realisierung der Hoffnungen auf Unmittelbarkeit im Medium Sprache nicht zu haben ist. Das bedeutet zugleich, daß Geschichte und Reflexion in und für Sprache unumgänglich sind. Das Medium Sprache ist selbst ein vermitteltes Medium: Dies nicht zur Kenntnis zu nehmen bedeutet, aus der Konkrektion von Sprache ‚auszusteigen‘. Die Mystiker verschiedener Zeitalter verlassen daher die Sprache als Medium – scheinbar konsequent, aber wahrscheinlich auch sie nicht wirklich.

Das Bestehen auf Differenzen und Differenzerfahrung macht Sprache zu einem Medium eigener Art, das in Widerspruch zur Geschichtsvergessenheit steht.

7. Medium Sprache und die Medien

In einer kurzen Darlegung soll der Blick nun noch einmal auf die ‚Massenkommunikationsmedien‘ zurückgelenkt werden.

Die neueste Mediengeschichte lebt von ihren eigenen technischen Umwälzungen. Die Prognosen sind sehr weitgehend. ‚Surfen‘ als neue

Kommunikations-, ja geradezu als eigene Lebensform scheint völlig neue Umgehensweisen mit gesellschaftlichem Wissen zu ermöglichen (Scheffer 1997). Ob dies freilich auf die Dauer zutrifft, muß sich noch zeigen.

Gleichwohl sind auch diese neuen Medien unaufgebbar sprachgebunden. Ohne das Medium Sprache wäre ihre Software nicht zu nutzen. Auch bei einer noch so reichen Bilderüberflutung bleibt Sprache in ihrem eigenen Recht.

Sprache tritt gegenüber den anderen Medien in einen besonderen Stellenwert ein. Sie ist das Metamedium für die anderen Medien. Dieser Gedanke ließe sich auch anders formulieren: Sprache ist das Archimedium menschlicher Kommunikation.

8. Eine nicht-restringierte Linguistik

Was für Folgerungen ergeben sich angesichts des Ist-Standes für das Geschäft der Linguistik? Dies soll – den Beitrag abschließend, unser Geschäft aber, dieses Geschäft der Linguistik, nach dem Innehalten wieder eröffnend – hier nur noch angedeutet werden:

- Der erste und zentrale Punkt ist, so scheint mir, daß die Sache selbst eine nicht-restriktive und darin eine nicht-restringierte Linguistik erfordert, die in einem kritischen Prozeß die Rezeptionsgeschichte des Gegenstandes mit zu ihrem Gegenstand und zu einem zentralen Objekt der eigenen Kritik macht.
- Für eine entfaltete Pragmatik als Sprachwissenschaft stellt sich die Aufgabe, auf empirischer Basis den Vermittlungsprozessen der einzelnen medialen Aspekte nachzugehen und ihre teilweisen Vernetzungen zu durchleuchten.
- Der gnoseologische, der teleologische und der komunitäre Aspekt erfordern viel Arbeit und jeweils eigene Anstrengungen. Für sie wäre auch die Linguistikgeschichte aus ihrem gegenwärtigen Status einer bloßen Fragmentensammlung herauszunehmen, so daß sie sich als eine wirkliche, durch die komplexe Kontinuität der eigenen Kritikgeschichte verbundene Geschichte konkretisieren könnte.
- Gerade die nicht-restringierten Teildisziplinen der Linguistik, jene, die sich mehr schlecht als recht ‚angewandte‘ nennen, haben genug Offenheit, um Sprache und sprachliches Handeln unter den Bedingungen der Mehrsprachigkeit zu untersuchen und ihre Ergebnisse wiederum in die Praxis zurückzuwenden.

Literatur

- Brockhaus, Gudrun (1997): *Schauder und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot*. München: Antje Kunstmann.
- Ehlich, Konrad (1996): „Kommunikation“ – Aspekte einer Konzeptkarriere. In: Binder G. / Ehlich K. (Hgg.): *Kommunikation in politischen und kulturellen Gemeinschaften*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 257–283. In diesem Band: S. 449–473.
- Ehlich, Konrad (1999): Vom Nutzen der „Funktionalen Pragmatik“ für die angewandte Linguistik. In: Becker-Mrotzek, M. / Doppler, Ch. (Hgg.): *Medium Sprache im Beruf*. Tübingen: Narr Verlag, S. 23–36. In diesem Band: S. 475–488.
- Kluge, Friedrich (1883): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 22. Aufl. 1989. Hg. v. E. Seebold. Berlin, New York: de Gruyter.
- Otten, Karl (1989): *Geplante Illusionen. Eine Analyse des Faschismus*. Frankfurt am Main: Luchterhand Literaturverlag.
- Reichel, Peter (1991): *Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus*. München: Hanser.
- Scheffer, Bernd (1997): Surfen als Form der Mediennutzung und als Lebensform. Zur kulturellen Praxis Jugendlicher. In: *Didaktik Deutsch* 3, S. 4–15.
- Weinrich, Harald (1997): Von der schönen fremden Freiheit der Sprachen. In: *Süddeutsche Zeitung*, 4. Okt. 1997.
- Wunderlich, Dieter (1972): Terminologie des Strukturbegriffs. In: Ihwe, J. (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*. Frankfurt am Main: Athenäum, S. 91–140.
- Zimmer, Jörg (1990): „Zweck / Mittel“. In: Sandkühler, J. (Hg.): *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften*. Bd. 4. Hamburg: Meiner, S. 997–1006.

